

Spezialausgabe zum 1. August

Nummer 30/31 – 28. Juli 2022 – 90. Jahrgang  
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6,90

# DIE WELTWOCHEN

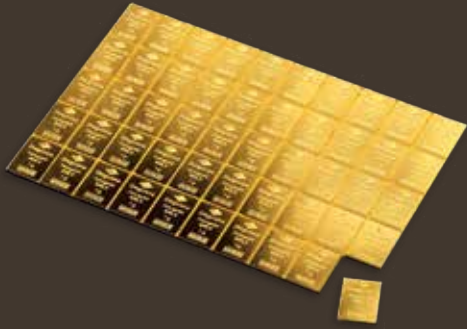


## Überleben in einer verrückten Welt

Mit Erzherzog Karl von Habsburg-Lothringen, David Bowie, Irina Beller,  
Chris von Rohr, Giorgia Meloni, Markus Blocher, Laetitia Zappa, Seny Dieng,  
Tati Compton, Alberto Venzago, Doris Fiala, Niklaus Brantschen u. v. a.

*Cover von Walter Pfeiffer*





## DEGUSSA: DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsolides Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster bankenunabhängiger Edelmetallhändler in Europa stellen wir mit Ihnen Ihr persönliches Portfolio aus Barren und Münzen zusammen, beraten Sie aber auch beim Verkauf von Edelmetallen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen und Onlineshop unter:

[DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH](http://DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH)



### VERKAUFGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich  
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf  
Telefon: 022 908 14 00

### MITGLIEDSCHAFTEN:



## Vertrauen in die Schweiz

*You see, war is not the answer, for only love can conquer hate ...*  
Marvin Gaye

**J**a, ich gebe zu: Die Schweizer Politik ist ausser Form. Der Bundesrat hat im Ukraine-Krieg den Kopf verloren und moralberauscht die Neutralität preisgegeben. Unser Land steht seit der Übernahme der EU-Sanktionen, unfassbar, im Krieg gegen die Russen, die der Schweiz noch nie etwas zuleide getan haben.

Die von Deutschland kopierte Energiewende ohne Plan entpuppt sich als Energie-Ende. Nicht einmal die bürgerlichen Parteien leisten mehr Widerstand gegen die Pläne eines Kartells von Schuldenstaaten, auch der Schweiz einen Einheitssatz bei den Unternehmenssteuern aufzuzwingen. Beschämend: Finanzminister Ueli Maurer (SVP) überlässt die Rolle des europäischen Steuer-Winkelrieds dem ungarischen Premier Viktor Orbán, der den Amerikanern trotzig die Stirn bietet, um die von aussen bedrohte Wettbewerbsfähigkeit seines Landes zu verteidigen.

An unseren Schulen haben linke Ideologen das Zepter übernommen. In den Städten breiten sich rot-grüne Fanatiker und Autohasser aus. Die gute Nachricht lautet, dass sich die Schweizer das Unheil selber eingebrockt haben. Sie können es auch wieder beheben.

Demnächst feiern wir den 1. August. Der Geburtstag der Schweiz ist ein Fest der Besinnlichkeit, nicht der Brandreden. Diesmal trüben dunkle Wolken die Stimmung: Krieg, Strommangel, Inflation, Wirtschaftskrise, rasende Zuwanderung. Nach vielen fetten Jahren folgen jetzt die mageren. Das aber ist kein Grund zum Verzweifeln. Im Gegenteil. Wenn es mit der Wirtschaft bachab geht, kehren die soliden, die bürgerlichen Werte zurück. Die Leute hören auf zu träumen und fangen wieder an zu rechnen. Auf Abgehobenheit folgt Bodenständigkeit, Notlandung auch hier.

Nach den Burgunderkriegen im 15. Jahrhundert wurden die Schweizer reich und übermütig. Es kam mit der Reformation die grosse produktive Ausnüchterung. Unser Bundesstaat und sein Wirtschaftswunder waren das Produkt des Untergangs der alten, morsch gewordenen Eidgenossenschaft. Krisen sind notwendig und immer heilsam. Das Problem der letzten Jahre war: Es gab zu viel Geld. Die Notenbanken ersäufte die Wirklichkeit in Ozeanen von künstlicher Liquidität. Die Tiefstzinsen waren das Heroin des Wohlfahrtsstaats. Jetzt kommt der kalte Entzug. Der Mensch ist grossartig in seinen Leis-

tungen und in seinen Irrtümern. Schon die Bibel erzählt vom Tanz ums Goldene Kalb. Es gibt nichts Neues unter der Sonne. Auch Schweizer können sich verrennen. Ohne es zu merken. Die Korrektur kommt immer. Früher oder später.

Das Studium grosser Katastrophen fördert den Optimismus. Es grenzt an ein Wunder, was die Menschen alles angerichtet, überlebt und überstanden haben. Gibt es Gott? Es muss eine gütige Vorsehung geben. Andernfalls hätte sich die Menschheit längst selber ausgelöscht.

Die Grösse, der Trumpf der Schweiz, liegt in ihrer Beschränktheit. Not macht erfinderisch. Überfluss macht faul. Die Gesetze der sanft und süss sich einschleichenden Dekadenz, von Schriftstellern wie Thomas Mann meisterhaft beschrieben, können auch in Staaten wirken.

Trotzdem glaube ich an die Schweiz. Warum? Weil sie einzigartig ist. Ihr Staat? Ein faszinierendes Immunsystem gegen die unausrottbaren Dummheiten der Politik. Die Designer unserer Institutionen waren Realisten. Sie haben mit dem Menschen gerechnet, wie er ist. Nicht wie sie ihn gerne gehabt hätten. Die Vielfalt macht es aus. Die Schweiz ist das Gegenteil einer Monokultur. Gottfried Keller sah die «Mannigfaltigkeit in der Einheit» als unumstössliche Erfolgsformel unseres Landes. Mass und Recht, ein Hang zum Nützlich-

lichen, Soliden, nichts zu übertreiben, sind weitere Züge unseres Volkscharakters.

Nicht zu vergessen: der Humor. «Man rechnet nicht nur mit der Ausgabe von Geld, sondern auch mit der Ausgabe von Gefühlen», schrieb der grosse Volkskundler Richard Weiss. Pathos verfehlt seine Wirkung in engen Verhältnissen, wo sich alle gut kennen und einzuschätzen wissen: «Hier ist eher der Witz am Platze.»

Gewiss. Vieles, was die Schweiz auszeichnet, ist heute unsichtbar, verschüttet, spießbürgerlich entartet, zur Seelenlosigkeit entstellt, ins Hohle, ins Scherbelnde aufgedröhnt. Niemand hindert uns daran, ausser wir selbst, zur Schweiz, wie sie sein könnte, wie sie sein sollte, zurückzukehren.

Selbst die Neutralität, dieser urpraktische Grundsatz der aussenpolitischen Nichteinmischung, des friedlichen Draussenbleibens, der Kriegsabstinenz auf den Schlachtfeldern der andern, ging gelegentlich vergessen – um immer wieder als Rettungsanker entdeckt zu werden.

Das beste Beispiel ist hundert Jahre alt. In den 1920er Jahren führte der Tessiner Bundesrat und Aussenminister Giuseppe Motta die Schweiz gegen Warnungen der Urkantone, die Neutralität werde unter die Räder kommen, in den Völkerbund, Vorläufer der Uno. 1936 griff Italiens Diktator Mussolini Abessinien an. Der Völkerbund sprach wirtschaftliche Sanktionen aus. Die Schweiz hätte mitziehen sollen, doch Mussolini drohte mit dem Einmarsch ins Tessin, falls der Bundesrat die internationalen Anordnungen übernehme. Motta sah seinen Irrtum ein, beendete die Schweizer Mitgliedschaft im Völkerbund und führte unser Land zur immerwährenden, bewaffneten und umfassenden Neutralität zurück. Als dann kurz darauf Hitler in Polen einfiel, erwies sich Mottas Kehrtwende im Ernstfall als goldrichtig.

Nein, das ist kein Plädoyer gegen die Uno, aber eines für die Neutralität. Aussenminister Ignazio Cassis ist auch Tessiner. Auch er hat die Neutralität versenkt. Vielleicht findet er wie Motta die Kraft und die Grösse, seinen Fehler zu korrigieren. An Intelligenz und Integrität fehlt es ihm nicht.

Die Schweiz ist die älteste und erfolgreichste Selbsthilfeorganisation der Welt. Ihr politisches System ist offen und korrekturfähig wie kein anderes. Gerade die schlimmsten Zeiten haben das Beste aus uns Schweizern herausgeholt. Das ist tröstlich und macht Hoffnung.

Ich wünsche Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, einen schönen, zuversichtlichen 1. August. R. K.

### Chirurgen mit Sinn fürs Schöne.

Plastisch-ästhetische Chirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service.  
[pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie



## Spezialausgabe zum 1. August: Künstler-Cover von Walter Pfeiffer, Erzherzog Karl von Habsburg-Lothringen, Markus Blocher

Mit grosser Freude präsentieren wir Ihnen das diesjährige Spezialheft zum 1. August. Es ist zu einer schönen Tradition geworden, die Cover-Gestaltung einem Schweizer Künstler zu überlassen. Dieses Jahr hat sich Walter Pfeiffer, einer der angesehensten Fotografen des Landes, der Aufgabe angenommen. Pfeiffer zeigt einen eintauchenden Schwimmer – der mit Sicherheit wieder auftauchen wird. Ganz nach dem Heft-Motto: «Überleben in einer verrückten Welt». Erstmals wird das *Weltwoche*-Künstler-Cover als Edition in einer Auflage von fünfzig Exemplaren herausgegeben. Weitere Informationen dazu finden sich in einer Box beim Artikel. Was treibt Walter Pfeiffer an, wie arbeitet er? Im Gespräch mit Mark van Huissingewährt er einen seltenen Einblick in sein Schaffen. **Seite 40**

Erzherzog Karl von Habsburg-Lothringen stammt aus einer der berühmtesten Familien Europas. Seine Vorfahren herrschten über ein Reich, in dem die Sonne niemals unterging, mit Besitzungen in Amerika, Afrika und Asien. 21 römisch-deutsche Könige und Kaiser finden sich in der Ahnentafel. Sein Grossvater Karl I. war der letzte Kaiser Österreichs. Der Erzherzog ist ein erfolgreicher Medienunternehmer, unter anderem in der Ukraine. Im Gespräch mit Roger Köppel und Christoph Mörgeli erzählt er von der Geschichte seiner Familie und plädiert für die Vereinigten Staaten von Europa. Verhandlungen mit Russlands Präsident Wladimir Putin hält er für sinnlos. **Seite 20**



*Überleben in einer verrückten Welt:*  
Künstler Pfeiffer.

Die Weltwirtschaft wird durchgerüttelt. Lieferprobleme bei Halbleitern, zerrissene Lieferketten quer über den Globus, und jetzt blockiert der Ukraine-Krieg die Versorgung in vielen Ländern. Wie überlebt die Industrie in solch verrückten Zeiten? Beat Gygi richtete die Frage an Markus Blocher, einen der erfolgreichsten Unternehmer der Schweiz. Blocher hat seinen Chemiekonzern Dottikon ES schon vor Jahren auf

Störungen im globalen Handel eingestellt und die Fertigung von Zwischenprodukten und Rohstoffen ins eigene Unternehmen zurückgeholt. Die Dauerkrise sei die neue Normalität, sagt er. **Seite 36**

Die Schweiz ist berühmt für ihre Schokolade und ihre Freizügigkeit in Sachen assistierter Suizid. Mittlerweile hat sich die Redewendung «I'm going to Switzerland» als Umschreibung für das Vorhaben zum Selbstmord eingebürgert. Zu einem bewegenden Wettlauf um Leben und Tod fühlte sich unser Autor Matthias Matussek herausgefordert, als ihm eine alte Freundin eröffnete, dass sie sich umzubringen gedenke. Sie habe, schrieb sie ihm, nicht mehr viel Zeit, und wollte mit ihm ein Buch schreiben, in dem sie ihre Gründe für den Freitod darlegen könne. Nach einigen Tagen Mailverkehr machte sich Matussek auf den Weg nach Paris und verbrachte dort die letzten Tage mit seiner Freundin, diskutierend und beschwörend, denn er ist – nicht nur als Katholik – gegen den Selbstmord, aus prinzipiellen Gründen. **Seite 82**

Diese Ausgabe ist eine Doppelnummer. Die nächste *Weltwoche* erscheint am 11. August. Unterdessen halten wir Sie online auf dem Laufenden: [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch). Am 1. August finden Sie dort die Festrede von Chefredaktor Roger Köppel im Video. Wir wünschen allen Leserinnen und Lesern einen schönen Sommer.  
*Ihre Weltwoche*

### IMPRESSUM

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förliluckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

**Chefredaktor:** Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Florian Schwab. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann.

**Redaktion und Verlag:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, [www.weltwoche.ch](http://www.weltwoche.ch), E-Mail-Adressen: [vorname.name@weltwoche.ch](mailto:vorname.name@weltwoche.ch), [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch), [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch)

**Kundenservice:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: [kundenservice@weltwoche.ch](mailto:kundenservice@weltwoche.ch).

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter [www.weltwoche.ch/abo](http://www.weltwoche.ch/abo).

**Anzeigenverkauf:** Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: [anzeigenid@weltwoche.ch](mailto:anzeigenid@weltwoche.ch). **Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See, Mitglied der Schellenberg Gruppe AG.

Die Weltwoche wird auf **SCHWEIZER PAPIER** in der Schweiz gedruckt. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

# DIE WELTWOCH

## Edition

## Walter Pfeiffer 2022

Limitiert  
auf **50**  
Exemplare!

Die Cover-Fotografie «Überleben in einer verrückten Welt» als hochwertiger Kunstdruck



Nummeriert und handsigniert  
von **Walter Pfeiffer**

Kunstdruck im Format 25 × 32,6 cm

25 Exemplare erhältlich mit  
Weltwoche-Logo und Titelzeilen,  
25 Exemplare mit reiner Fotografie

**Subskriptionspreis Fr. 750.–**  
plus Fr. 15.– für Verpackung/Versand (Inland)



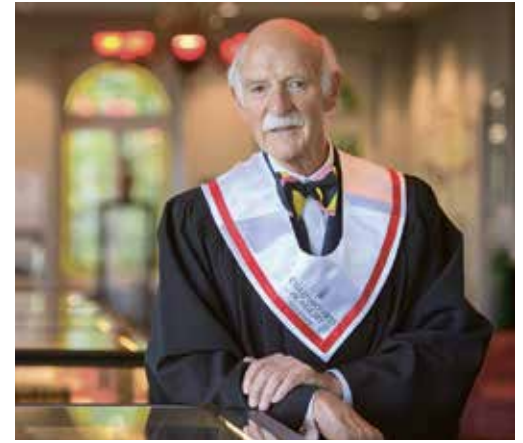
**Bestellen Sie jetzt unter:**  
[www.weltwoche.ch/edition](http://www.weltwoche.ch/edition)  
oder per E-Mail:  
[verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch)



Adieu: Jacqueline. Seite 81



Wenn die Worte fehlen: Kuss-Umfrage. Seite 26



Höchste Küche: Anton Mosimann. Seite 74

## SPEZIAL: ÜBERLEBEN IN EINER VERRÜCKTEN WELT

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung  
Ukraine schickt Verbrecher an die Front
- 9 Peter Rothenbühler Liebe Giorgia Meloni
- 10 Tagebuch Chris von Rohr
- 13 Bern Bundeshaus  
Schluss mit Wirtschaftskriegen
- 14 Neue Weltordnung  
Hansrudolf Kamer zur Lage der Welt
- 16 Erziehung der Gefühle
- 17 Personenkontrolle
- 17 News Nachruf aufs 1.-August-Abzeichen
- 18 Mörgeli Finnlandisierung der Neutralität
- 18 Lob dem Bundesrat  
Ruhig Blut trotz Energie-Krise
- 19 Peter Bodenmann  
Atomenergie: Der Bestatter war Blocher
- 20 «Ich verstehe mich als mitteleuropäischen Patrioten» Erzherzog Karl von Habsburg-Lothringen im Gespräch
- 25 Seny Dieng Der Zürcher triumphiert als Senegals Nati-Goalie am Africa Cup
- 26 Kunst des Küssens *Weltwoche*-Umfrage
- 29 Kurt W. Zimmermann  
Deutschland, Deutschland über alles
- 30 David Bowie Vor fünfzig Jahren veränderte die Pop-Ikone die Welt
- 32 Meine schimmernde Schweiz  
Igor Petrov über seine Wahlheimat
- 34 Tati Compton Tom Kummer über die Tattoo-Künstlerin der Hollywoodstars
- 35 Schweizer Wappen  
Guldene Glieder, entblösster Busen

- 36 Markus Blocher  
«Die Dauerkrise ist die neue Normalität»
- 39 Anabel Schunke  
Pride in Schwarz-Rot-Gold
- 40 Walter Pfeiffer Die erstaunliche Karriere des Schweizer Künstlers
- 44 Schöne neue Welt  
Achtsam in den Kollaps
- 45 Irina Beller Ich liebe das Bronze-Zeitalter
- 46 Niklaus Brantschen Der Zen-Meister und Jesuit plädiert für «Stille statt Pille»
- 48 Lago Maggiore Reservoir der Hoffnung
- 49 Inside Washington
- 50 Schreiben, was sein soll Der deutsche *Spiegel* übt sich in Schweiz-Beschimpfung
- 51 Dubai Märchenland am Persischen Golf
- 54 Beat Dutli Der Zürcher Unternehmer erfüllte sich den Traum eines Schlosses
- 56 Laetitia Zappa «Meine Kinder wissen, dass ich berühmt bin – oder war»
- 59 Herodot
- 60 Heimlicher Exportschlager Schweizer Intendanten grosser Opernhäuser
- 62 Abschied von der Traumwelt  
Ende der Schlaraffenland-Ökonomie
- 63 Als Linke noch arbeiten wollten  
Thomas Matter über seinen Grossvater, den SP-Politiker Karl Matter
- 64 Martin Hasler Abrechnung mit der SRG
- 65 Gegenrede Ja zur AHV-Reform
- 66 Dani Arnold Der weltbeste Extrembergsteiger aus dem Urnerland
- 67 Tamara Wernli Für einmal nicht giessen
- 68 Franz Schnyder Der grosse Schweizer Filmemacher und Gotthelf-Versteher
- 71 Brief aus Lima Alex Baur
- 72 Elisabeth Schirmer Urvertrauen in Gott

- 73 Nachruf Judith Stamm
- 74 Anton Mosimann Wie Maître Mosimann den Gaumen der Queen eroberte
- 77 Sternstunde des Kunstschaffens  
Stefan Zweigs Novelle «Der Zwang»
- 78 Leserbriefe
- 79 Nachrufe Uwe Seeler; David Trimble
- 80 Beat Gygi Der Euro stark wie die Mark

## TOD IN PARIS: ADIEU, JACQUELINE

- 81 «Ich kämpfe um dein Leben und du um deinen Tod» Letztes Treffen mit einer Pariser Sterbehilfe-Aktivistin

## LITERATUR UND KUNST

- 91 Ikone der Woche
- 92 Prinzessinnenfarbe Erinnerung an Julika
- 94 Bücher, die wir lieben Tipps der Redaktion
- 100 August von Kotzebue  
Hollywoods Masche und ihr Erfinder

## LEBEN HEUTE

- 102 Wunderbare Welt
- 102 Unten durch
- 103 Frauen
- 104 Thiel / Häuser
- 105 Was macht eigentlich? Kurt Aeschbacher
- 106 Essen / Wein
- 107 Auto / Objekt der Woche
- 108 Bei den Leuten Peter, Sue & Marc
- 110 Zeitzeichen / Fragen Sie Dania
- 111 Mittagessen mit ... Christian H. Kälin
- 112 Menschen von morgen Pascal Jenny
- 114 Das indiskrete Interview  
Jeannette Eggenschwiler, Wetterfee



Kanu Klub BeO Spiez BE

# Aus Liebe zum Dorf, wo man gerne ins Rudern kommt.

Aare, Simme, Kander, Brienzer- und Thunersee sind nur einige der Gewässer, die vom Kanu Klub BeO Spiez befahren werden. Von der entspannten Seetour bis zur Wildwasserfahrt ist alles mit dabei. Als Verein gehört er zum Dorfleben wie Volg mit seinen rund 600 Dorfläden. Diese bieten alles, was es für den täglichen Bedarf braucht. Immer in der Nähe, immer überschaubar und stets mit einer persönlichen Note, die zum Dorf passt.

**Volg**  
*frisch und fründlich*

# Ukraine schickt Verbrecher an die Front

Die Regierung Selenskyj öffnet die Gefängnisse. Sogar ein Folterknecht zieht jetzt in den Kampf. Der Widerstand heiligt offenbar alle Mittel.

Wolfgang Koydl

Der Krieg war noch keine Woche alt, da erliess der ukrainische Staatschef Wolodymyr Selenskyj einen weitreichenden Ukas. Rechtskräftig verurteilte Straftäter könnten vorzeitig entlassen werden, wenn sie bereit wären, ihre «Schuld» an der Front zu büßen. Einzige Voraussetzung: Sie müssten über militärische Erfahrung verfügen.

«Unter dem Kriegsrecht werden Ukrainer mit echter Kampferfahrung aus der Haft entlassen. Sie werden in der Lage sein, ihre Schuld in den heissesten Phasen des Krieges wiedergutzumachen. Das Wichtigste ist jetzt die Verteidigung», sagte Selenskyj.

Das war eine gute Nachricht für Ruslan Onischtschenko und seine Kameraden. Sie sassen seit sieben Jahren in Haft, und sie verfügten in gewisser Weise über militärische Erfahrungen – wenn auch eher als Kriegsverbrecher, wie seinerzeit westliche Menschenrechtler feststellten. Denn sie waren Angehörige des Freiwilligenbataillons «Tornado», das im Krieg Kiews gegen die abtrünnigen Regionen Lugansk und Donezk für aussergewöhnliche Grausamkeit bekannt und gefürchtet war.

## Brutalität und Habgier

Schon einen Tag vor Selenskyjs Beschluss war der stellvertretende Generalstaatsanwalt Andrij Sinjuk vorgeprescht und hatte Serhiy Torbin auf freien Fuss gesetzt. Der Paramilitär war für den Tod der Menschenrechtsaktivistin und Korruptionsbekämpferin Kateryna Handziuk verantwortlich. Sie war ihren Verletzungen erlegen, die er ihr bei einem Angriff mit Schwefelsäure zugefügt hatte.

Am 27. Februar öffneten sich für Torbin die Gefängnistore. Mehr noch: Er durfte mehrere Mithäftlinge auswählen, die ihn an die Front begleiteten, darunter mindestens ein verurteilter Mörder.

Auch Onischtschenko stellte sofort einen Antrag auf Freilassung, doch er musste sich gedulden. Denn Generalstaatsanwältin Irina Wenediktowa kündigte an, alle An-

träge genau zu überprüfen, vor allem jenen des «Tornado»-Kommandierenden. Die Bevölkerung solle sich keine Sorgen machen müssen, «dass Kriminelle nun die Strassen überschwemmen», teilte sie mit. Erst als Wenediktowa Mitte Juli von Selenskyj als Teil seiner Säuberungen des Sicherheitsapparates entlassen wurde, kam Onischtschenko frei.

## Kommandeur der «Tornados»

Vor dem Maidan-Aufstand von 2014 war er als gewöhnlicher Krimineller mit langem Strafenregister aufgefallen – Raub, Vergewaltigung, Waffenbesitz. Doch dann schloss er sich einer der paramilitärischen Freiwilligenbataillone

## Ruslan Onischtschenko und sein Trupp vergewaltigten vor allem Männer und Jungen.

an, die vom damaligen Innenminister Arsen Awakow gegründet und in staatliche Strukturen eingegliedert wurden. Er ernannte Onischtschenko zum Kommandeur der «Tornados», die offiziell Teil der Polizei waren.

Ähnlich wie die «Asow»-Brigade, der «Rechte Sektor» oder «Aidar» waren auch sie für ihre rechtsradikale Gesinnung, ihren Sadismus und ihre Grausamkeit berüchtigt. Und auch die «Tornados» wurden im Kampf gegen die russischsprachige Bevölkerung im Osten des Landes eingesetzt. Dabei tat sich Onischtschenkos Bataillon durch besondere Brutalität und Habgier hervor: Lastwagenweise verschafften sie Plünderungsgut aus der Region, und in einer Schule in der Stadt Lisitschansk richteten sie einen Folterkeller ein.

## 111 Zeugen

Dort folterten sie verschleppte Zivilisten. Onischtschenko und sein Trupp vergewaltigten vor allem Männer und Jungen und zwangen sie, einander zu missbrauchen. Ihre Taten filmten und posteten sie. Doch obwohl der Chef der Regionalverwaltung die Truppe nach Kiew meldete, beschloss Innenminister Awakow ihre Auflösung erst, als sie den Zugverkehr in der Region blockierte und Wegzölle einforderte. Ihrer Festnahme widersetzten sich die «Tornados» mit Waffengewalt.

Immer wieder störten Anhänger den wiederholt verschobenen Prozess. Insgesamt wurden 111 Zeugen zu Verbrechen an 13 Opfern vernommen. Ständig bedrohten die Angeklagten das Gericht. «Ich vergewaltige deine Leiche mit einem Dildo», schleuderten sie dem Militärstaatsanwalt Anatoli Matios entgegen.

Erst nach anderthalb Jahren ergingen die Urteile wegen Entführung, Freiheitsberaubung, Folter und «gewaltsamer Befriedigung sexueller Leidenschaft auf unnatürliche Weise». Matios wurde übrigens nach dem Prozess von Präsident Selenskyj entlassen – ohne Angabe von Gründen.

Dafür wird nun sein damaliger Angeklagter Onischtschenko gleichsam wieder in Dienst gestellt – mit Waffe und in ukrainischer Uniform. Und mit seinen ganz speziellen militärischen Kenntnissen und Erfahrungen.



„Kann es sein, dass die vegetarische Pizza nicht mehr ganz frisch ist?“



# Liebe Giorgia Meloni

Sie gelten jetzt schon als Siegerin der italienischen Parlamentswahlen vom 25. September. Sie haben Ihren künftigen Koalitionspartnern Silvio Berlusconi (Forza Italia) und Matteo Salvini (Lega) den Tarif durchgegeben: «Wer von uns dreien am meisten Stimmen macht, kriegt den Zuschlag als Premier.»

Die Popularität verdanken Sie Ihrer radikalen, zupackenden Art, die Sie schon als Jugendministerin von Berlusconi ausgezeichnet hat. Und der Tatsache, dass Sie mit Ihrer neuen Partei Fratelli d'Italia (FdI) bei der Patchwork-Regierung von «Super-Mario» Draghi nicht mitgemacht haben und in die Opposition gegangen sind.

Wenn es so weit kommt, wie Umfragen prophezeien, wird erstmals eine junge Frau Premierministerin des Macho-Landes Italien. Eigentlich eine Sensation. Aber natürlich machen jetzt – auch bei uns – Räubergeschichten die Runde, man beschwört ein künftiges



*Positionen des Vatikans:*  
Politikerin Meloni.

Chaos. Man spielt Lautsprecher der erfolglosen italienischen Linken und schwingt die Faschismus-Keule.

Klar, Sie stammen politisch aus dem Umfeld des postfaschistischen Movimento Sociale Italiano (MSI), als «Rechtspopulistin» poltern Sie für eine strenge Asylpolitik, gegen Ab-

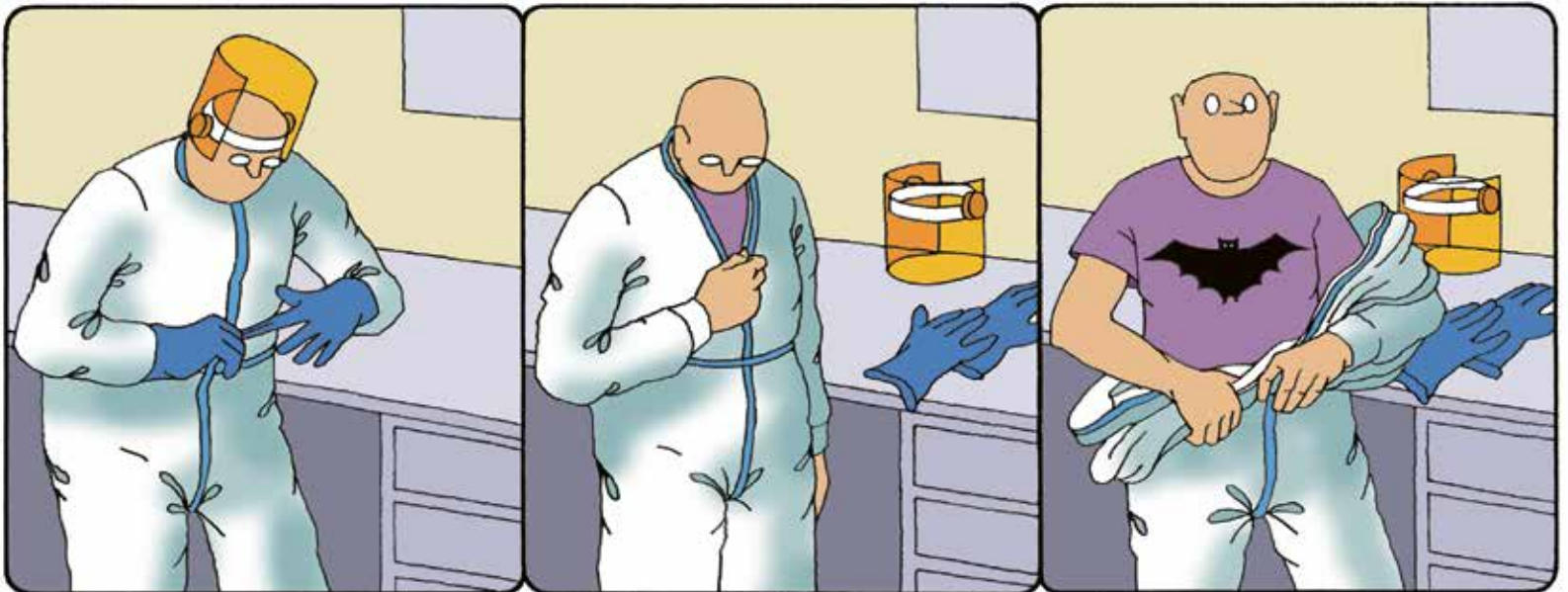
treibung und LGBTQ+. Das finde ich persönlich abscheulich, aber bitte, als gläubige Katholikin vertreten Sie lediglich die Positionen des Vatikans, ausser in der Asylpolitik.

Niemand macht der katholischen Kirche wegen Homophobie, Abtreibungsverbot und Frauendiskriminierung den Vorwurf, ein Hort von Neofaschisten zu sein. Und niemand will sich heute daran erinnern, dass der MSI-Leader Gianfranco Fini einst seine Partei aus dem Schatten von Mussolini befreit und sich in Europa als lupenreiner Liberaler profiliert hat.

Item, wer jetzt mit der Faschismus-Keule auf Sie einschlägt und Italien am Rande des Abgrunds sieht, unterschätzt Sie schwer. Und zeigt wenig Respekt für eine Frau. Und für das italienische Volk, das für Sie schwärmt.

*Mit freundlichen Grüßen*  
Peter Rothenbühler

## BARTAK



# TAGEBUCH

Chris von Rohr



**W**as für ein Sommer! Nach einem längeren Kreta-Aufenthalt flog ich für ein paar Tage nach London. Zu lange war ich der faszinierenden Metropole ferngeblieben. Durch die irrwitzig strengen Corona-Regeln war es fast unmöglich, diese crazy Insel in den letzten Jahren mal schnell für ein Wochenende zu besuchen.

Ich lebe in London meist in einem Mini-Hotelzimmer mitten in Soho, den früheren Jagdgründen von Henry VIII. Es ist ein pulsierender Stadtteil voller Überraschungen. Von «Harry Potter» im Palace Theatre über den legendären Ronnie Scott's Jazz Club zu pulsierenden Pubs, Cafés, Rotlicht-Dreckschuppen, dem Geburtskeller des britischen Rock oder Buch- und Vinyläden – was immer das Streunerherz begehrt. Da findest du alles, nur keine Ruhe, aber die suchte ich ja auch nicht.

**D**iesmal kam ich vor allem, um die Rolling Stones noch mal zu erleben. Den Schweizern war es ja nicht gelungen, die fünf Edelrocker nach Bern zu locken. Gut, Bern ist ein schwieriges Pflaster. Bei den Stones scheiterte es diesmal am Covid-Alarm von Mick Jagger. Er war schnell wieder fit, aber ein Ersatz-Date wurde nicht gefunden. Schuld waren Fussball-Daten oder vielleicht ja auch die nicht gerade berauschten Ticketverkäufe für teurere Plätze, also da, wo die Veranstalter zu verdienen beginnen. Wer weiss das schon? Was ich hingegen sicher weiss: Unser Land hat eines der besten Konzerte der Saison verpasst. Letzte Chance: Berliner Waldbühne.

Was erwartet dich? «Sie spielen wie ein offenes Messer» – «als gäbe es kein Morgen», schrieb Kollege Büttner. Also nix von gesetzter Altherrenmusik. Wir beide haben eine sehr

lange Geschichte mit dieser Band und waren im Vorfeld etwas nervös und besorgt, enttäuscht zu werden, nach vergangenen, grossartigen Shows. Schliesslich hatte Charlie Watts, der coolste Drummer und Liebling der Fans, das Zeitliche gesegnet. Aber unsere Sorgen waren umsonst.

Was ich im Londoner Hyde Park mit meinen Liebsten erleben durfte, war schlicht fantastisch. Eine Band voller Spielfreude, Schalk, Charme und neuer Vorwärtspower. Das wahre Weltwunder ist klar der wirblige Kein-Gramm-Fett-Mick-Jagger. Was er als charismatischer bald

## *Eine gehetzte, panikgetriebene Durchlauferhitzer-Welt produziert freudlose Blockflötengesichter.*

Achtzigjähriger auf die Bühne bringt, macht ihm keiner nach. Diese katzenartige Leichtigkeit, gepaart mit präzisiertem, so eigenem Gesang und betörendem Mundharmonikaspiel ist einmalig. So muss eine Rock-'n'-Roll-Band im Druidenalter tönen.

**E**rstaunlich, wie viele junge Menschen an diesem Konzert waren. Die Kinder wurden ja oft von den Eltern mit den Stones infiziert. Und die Kinder dieser Kinder erhoffen sich wohl, wie Jagger sagte, ein paar *free drinks* und kommen somit auch gerne mit. Ab geht die Drei-bis-vier-Generationen-Party zu diesem Hit-Feuerwerk. Songs wie «(I Can't Get No) Satisfaction» oder «You Can't Always Get What You Want» haben rein gar nichts von ihrer Kraft und Aktualität verloren. Wer ist denn noch befriedigt in dieser westlichen Überflussgesellschaft? Eine gehetzte, panikgetriebene Durchlauferhitzer-Welt produziert vor allem rat- und freudlose Blockflötengesichter. Ausgang un-

gewiss. All das ging mir durch den Kopf, als ich zurück in die Schweiz flog mit einer Swiss, die im Gegensatz zu den rollenden Steinen nur noch ein Schatten ihrer selbst ist.

**K**urz danach wartete die musikalische Sensation der anderen Dimension: Jeff Beck in Montreux. Für mich ist das Montreux Jazz Festival seit Jahrzehnten ein Ritual. Begonnen hatte es in den Siebzigern, wo ich Frank Zappa und den Casinobrand miterlebte. Claude Nobs hatte immer ein Herz für junge, aufstrebende Musiker. Er war nie so knausrig mit *free tickets* wie andere Veranstalter hierzulande. Der Mann hatte Herz, Geschmack und Visionen, die er unermüdlich umsetzte. Ich freue mich heute jedes Mal, wenn ich im herrlichen, historischen Hotel «Fairmont Le Montreux Palace» logiere: neuerdings an der Avenue Claude Nobs. *Well done*, Montreux.

Jeff Beck, der Mann mit Jahrgang 1944, gehört zu den fünf prägendsten Gitarristen überhaupt. Nur ein Ton, und man erkennt, wer da spielt. Sein Klang ist unikal, kristallklar, ohne Wischiwaschi-Effekte – alles finger-gemacht. Kein übertechnisiertes, hastiges Heruntergenudel. Was er auf seiner Fender-Stratocaster-Gitarre bot, habe ich seit Jimi Hendrix nie mehr live gehört. Es war purer, zenbuddhistischer Tonzauber. Sein Kumpel Johnny Depp war zwar ein witziger und amüsanter Kontrast, aber die wahre Musik spielte da, wo Beck seine magischen Ton-Tapisserien flocht. Und es war wie früher. Ich fuhr total beseelt nach Hause, inspiriert und heiss auf unsere anstehenden Jams mit Krokus.

Chris von Rohr, 70, verkaufte als Rockmusiker und Produzent (Krokus, Gotthard, Patent Ochsner, Polo Hofer) 16 Millionen Tonträger.

# «Silber schützt sehr gut vor Inflation»

Viele Marktbeobachter reiben sich die Augen: Der Silberpreis ist in den letzten Wochen teilweise gefallen. «Silber ist sehr günstig bewertet und dürfte langfristig an Wert zulegen», sagt Werner J. Ullmann, CEO von BB Wertmetall. Wer Silbergranulat übers S-Deposito erwirbt, bleibt dabei flexibel. Das Edelmetall lässt sich jederzeit wieder zu Liquidität machen.

Von *Stephan Lehmann-Maldonado*



**Werner J. Ullmann trägt einen 25-kg-Sack Silbergranulat im Hochsicherheitslager der BB Wertmetall.**

## Herr Ullmann, warum empfehlen Sie ausgerechnet jetzt Anlagen in Silber?

Die Inflation ist so hoch wie seit 40 Jahren nicht mehr. Dabei sind die Zahlen geschönt: Zum Beispiel betrüge die Teuerung in den USA im Juni mit der Messmethode von 1980 nicht 9,1 Prozent, sondern 17,3 Prozent. Unsere Notenbanken haben die Märkte mit Geld überschwemmt. Die gute Nachricht: Edelmetalle bilden höhere Preisniveaus oft zeitnah und nachhaltig ab. Langfristig sehe ich bei Silber die grössten Chancen. Gemessen an der Gold-Silber-Ratio ist es fundamental unterbewertet.

## «Silber ist das historisch wichtigste Geldmetall.»

### Die Zinsen ziehen aber an.

Damit bestätigen die Notenbanken, dass die Inflation kein vorübergehendes Phänomen ist. Zudem bleibt die Realverzinsung weit im negativen Bereich. Ich rate, Silber zu erwerben. Ich halte es für eine der wenigen Anlagen, die in der Lage sind, den Kaufkraftverlust langfristig outzuperformen.

## Warum ist der Silberpreis im Keller?

Betrachten wir die Fakten: Die Nachfrage nach physischem Silber nimmt zu, die Vorräte in der Erdkruste verknappen sich. Silber ist massiv unterbewertet. Aber der Papiersilberhandel über Terminkontrakte macht ein Vielfaches des physischen Handels aus. Er findet vor allem über Banken statt, die den Preis drücken. Auf lange Sicht hat sich der faire Wert an den Märkten aber noch immer durchgesetzt.

### Wie sollte man in Silber investieren?

Einen einfachen und sicheren Zugang zu Silber erschliesst unser S-Deposito. Es vereint die Eigenschaften von physischem Silber mit der Flexibilität eines Online-Portals. Jede Einzahlung fliesst in Silbergranulat, den Grundrohstoff für sämtliche Silberanwendungen. Dieses wird versichert im inländischen Zollfreilager aufbewahrt. Zugleich bleibt eine Auszahlung jederzeit möglich.

### Bietet das S-Deposito weitere Vorteile?

Klar. Es ermöglicht eine Win-win-Tauschwirtschaft. Wer über ein S-Deposito verfügt, kann seine Produkte und Dienstleistungen für Silbergranulat anbieten – und bei vielen S-Deposito-Partnern Einkäufe tätigen. Es

bleibt kaum ein Wunsch offen. Bei einem S-Deposito-Teilnehmer lassen sich sogar Lebensmittel und Waren des täglichen Bedarfs eintauschen. Dabei funktioniert das Modell unabhängig von Investmentbanken.

## «Der Erwerb unseres Silbers ist mehrwertsteuerfrei.»

### Was halten Sie von Medaillen?

Jeder Haushalt sollte Medaillen aus Silber und Gold griffbereit haben. Wegen der kleinen Stückelung sind unsere Produkte sehr praktisch für Krisenzeiten.



## S-Deposito® – Ihre Vorteile

- Sie investieren direkt in reines Silbergranulat, womit Sie sich vor Inflation schützen.
- Ihr Silber ist vollständig versichert in einem Schweizer Zollfreilager.
- Sie bleiben liquide: Ihre Silberanlage kann flexibel veräussert werden.
- Mit Ihrem Silber können Sie Tauschgeschäfte unabhängig vom Bankensystem tätigen.

## Engagement für bleibende Werte

Die BB Wertmetall in Lenzburg entwickelt Lösungen für den Wohlstandsbereich der Edelmetalle. Geleitet wird die Firma vom Rohstoffexperten Werner J. Ullmann, der zuvor Rohstofffonds gemanagt hat und in der börsenkotierten Goldexploration tätig war.

[bb-wertmetall.ch](http://bb-wertmetall.ch)

Telefon +41 62 892 48 48

E-Mail [service@bb-wertmetall.ch](mailto:service@bb-wertmetall.ch)

# Ihr Immobilienraum?



3 ½ und 4 ½ Zi. Terrassenwohnungen  
in 8400 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8309 **Birchwil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.soley-birchwil.ch](http://www.soley-birchwil.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen  
in 8404 **Winterthur**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



4 ½ Zi. Dach-Maisonette-Eigentumswohnung  
8152 **Glattbrugg**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis CHF 1'554'000.-, Bezug nach Vereinbarung  
[www.glattwies.ch](http://www.glattwies.ch)



6 ½ Zi. Doppel-Einfamilienhäuser  
8457 **Humlikon**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.rebweg.ch](http://www.rebweg.ch)



3 ½ Zi. Eigentumswohnung  
8479 **Seuzach**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis CHF 907'000.-, Bezug ab Sommer 2022  
[www.birch-seuzach.ch](http://www.birch-seuzach.ch)



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser  
8311 **Brütten**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8308 **Illnau**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 1'145'000.-, Bezug ab Sommer 2023  
[www.vistacasa.ch](http://www.vistacasa.ch)



2 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8458 **Dorf**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.trottenacker.info](http://www.trottenacker.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Mietwohnungen u. Büroflächen  
8152 **Glattbrugg**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



4 ½ Zi. Doppel- und Reihen-Einfamilienhäuser  
8904 **Aesch ZH**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8545 **Rickenbach/ZH**, Paul Späni Tel. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 715'000.-, Bezug ab Herbst 2023  
[www.schmiedgass.ch](http://www.schmiedgass.ch)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8136 **Thalwil-Gattikon**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen, 3 REFH  
8404 **Stadel/Winterthur**, Rolf Flacher Tel. 052 338 07 09  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ und 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8370 **Sirnach**, Paul Späni. 052 338 07 09  
Preis ab CHF 623'000.-, Bezug ab Sommer 2023  
[www.vistadelsole.ch](http://www.vistadelsole.ch)



6 ½ Zi. Reihen-Einfamilienhäuser  
8913 **Ottenbach**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Wohnungen, 4 ½ - 6 ½ Zi. REFH-DEFH  
8127 **Aesch-Maur**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.chridlerpark.ch](http://www.chridlerpark.ch)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8310 **Grafstal**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



3 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8910 **Affoltern a. A.**, Ramona Schiesser Tel. 055 610 47 46  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)




4 ½ - 5 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8615 **Wermatswil**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 2'128'000.-, Bezug ab Sommer 2023  
[www.solevista.ch](http://www.solevista.ch)



3 ½ - 6 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8904 **Aesch**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis auf Anfrage, Bezug auf Anfrage  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



**Haben Sie ein Grundstück auf dem Immobilienräume  
verwirklicht werden können?  
Melden Sie sich bei unserem Chef   
[ulrich.koller@lerchpartner.ch](mailto:ulrich.koller@lerchpartner.ch) oder per Telefon 052 235 80 00.**



2 ½ - 4 ½ Zi. Eigentumswohnungen  
8610 **Uster**, L. Garcia Navarro Tel. 044 316 13 42  
Preis ab CHF 1'101'000.-, Bezug ab Frühling 2024  
[www.schlossblick.ch](http://www.schlossblick.ch)

Alle Objekte im Überblick:  
[www.immobilientraum.info](http://www.immobilientraum.info)



**YouTube** **f**  
Zürcherstrasse 124 Postfach  
8406 Winterthur  
Telefon 052 / 235 80 00



Wir nehmen an der folgenden  
Immobilienmesse teil:  
**EIGENHEIM  
MESSE  
SCHWEIZ** Eigenheimmesse Schweiz in Zürich  
8. - 11. Sept. 2022, Messe Zürich

Stand Juli 2022

# Schluss mit Wirtschaftskriegen

Die SVP-Initiative für eine immerwährende Neutralität steht. Sie soll die orientierungslos gewordene Politik wieder verlässlich machen.

**A**lt Bundesrat Christoph Blocher steigt zur Verteidigung der Ur-Tugenden und Werte der Eidgenossenschaft noch einmal in die Hosen. Es geht um die Neutralität der Schweiz. Die SVP will mit einer Initiative dieses bewährte Instrument der Schweizer Aussenpolitik in der Verfassung präziser fassen. Die heutige Formulierung lässt der Landesregierung nämlich viel Spielraum offen. «Es hat sich ein Wildwuchs über die Handhabe der schweizerischen Neutralität ausgebreitet», sagte der Alt-Bundesrat im Interview mit der Zeitung *Blick*, als er diese Woche erstmals den Inhalt der Initiative vorstellte.

Konkret verlangt die SVP, dass die immerwährende Neutralität unmissverständlich in der Verfassung verankert wird. Weiter soll die Schweiz keinem Militärbündnis beitreten dürfen, es sei denn, das Land werde selber angegriffen. Unser Land soll auch keine Sanktionen gegen kriegsführende Staaten ergreifen und seine Position zur Verhinderung und Beilegung von Konflikten nutzen.

## Gegen Russland

Auch wenn die hiesige Bevölkerung für eine neutrale Schweiz eintritt – ein Spaziergang wird die Initiative für die SVP trotzdem nicht. Die Landesregierung und eine grosse linksliberale Koalition des Parlaments verfolgen ganz andere Ziele. Sie planen die vollständige Demontage der Schweizer Neutralität.

Denn unter dem Eindruck des Ukraine-Kriegs hat sich der Bundesrat im Umgang mit dem Ausland ein weiteres Mal als Kopfnicker- und Einknicker-Gremium präsentiert. Unter Missachtung bisher bewährter Traditionen hat man die EU-Sanktionen gegen Russland übernommen und damit der Schweizer Neutralität fast irreparablen Schaden zugefügt. Mit Eifer.

Stolz posaunte Bundespräsident Ignazio Cassis (FDP) in die Welt hinaus, wie gut man die Sanktionen umsetze. Man sei nicht bloss auf Kurs, nein, die Schweiz gehöre zu den Besten.

Auf Kurs, ja, aber auf Kollisionskurs, mit Russland und mit der Schweizer Neutralitätspolitik. Vertan wurde die Chance, mit stiller



*Kein Spaziergang:*  
alt Bundesrat Blocher.

Diplomatie zwischen den Konfliktparteien zu vermitteln.

Der Bundesrat verstrickte das Land stattdessen in einen Wirtschaftskrieg gegen Putin. Wir bekommen die Retourkutschen bereits zu spüren. Die Energiepreise explodieren, die Inflation ist so hoch wie schon lange nicht mehr,

## *Die Propagandamaschine des Bundesrates läuft weiterhin auf Hochtouren.*

bereits ist von einer Rezession im Jahr 2023 die Rede. Doch die Propagandamaschine des Bundesrates läuft weiterhin auf Hochtouren. Ziel ist es, dem Publikum den eingeschlagenen Irrweg als Königsweg zu verkaufen.

In ellenlangen Erklärungen und Essays versuchen ganze Heerscharen von Analysten und Politikern, den Bruch mit der bisherigen Neutralitätspolitik schönzureden. Selbst die frühere Aussenministerin Micheline Calmy-Rey (SP) meldete sich zu Wort. «Unser Land steht auf der Seite des Völkerrechts. Aktiv. Dies lässt auch Sanktionen zu, ohne das Neutrali-

tätsrecht zu verletzen», schrieb sie in einem Artikel für den *Tages-Anzeiger*. FDP-Präsident Thierry Burkart sprach in einem *NZZ*-Gastbeitrag in Zusammenhang mit dem Embargo gegen Russland von einem «klaren und flexiblen Verständnis der Neutralität» ohne Verletzung von deren rechtlichem Kern. Doch wenn die ganze Geschichte mit den gegen Russland gerichteten Sanktionen neutralitätspolitisch unbedenklich sein soll – warum dann all diese wolkigen Erklärungen?

Weshalb will plötzlich auch Bundespräsident Cassis die Neutralität neu ausrichten? Er hat dazu den nebulösen Begriff einer «kooperativen Neutralität» aufgeworfen. Wenn in Bern solche Nebelpetarden gezündet werden, sollte man lieber etwas genauer hinschauen. Denn meistens will man damit das eigentliche Ziel verschleiern. Calmy-Rey prägte als Aussenministerin den Begriff einer «aktiven Neutralität». Diese Doktrin führte die Schweiz in den Uno-Sicherheitsrat, wo unsere Vertreter nun über Krieg und Frieden entscheiden müssen. Für die neutrale Schweiz wird dieses Mandat zu einem Seilakt ohne Netz und mit grosser Absturzgefahr.

## Mitte will Spielraum

Cassis kooperative Neutralität soll unser Land nun näher an das westliche Verteidigungsbündnis Nato rücken und direkte Sanktionen gegen Staaten und Personen erlauben, was eine Neutralitätsrolle in der Welt noch unglaubwürdiger macht.

Nun also kommt die Gegenbewegung in Form einer SVP-Initiative. Mitte-Präsident Gerhard Pfister, ein Treiber der Sanktionspolitik gegen Russland, begrüsst dieses Volksbegehren, das einen weiteren Beitrag zur wichtigen Neutralitätsdiskussion liefere. Er findet allerdings, es brauche keine Verfassungsänderung. Die Initiative führe zu starren Verhältnissen. «Zudem ist das Verbot von Sanktionen zu weitgehend», sagt der Zuger Nationalrat. Den Demonteuren der Schweizer Selbständigkeit ist es verständlicherweise lieber, wenn sie auch in Zukunft mit der Neutralität nach Lust und Laune jonglieren können.

---

# Neue Weltordnung

Gewitterfronten rund um den Globus. Der Ukraine-Krieg offenbart die Mängel des Westens. China fordert die amerikanische Militärmacht heraus. Die USA gewinnen wirtschaftlich.

Hansrudolf Kamer

**D**er Westen, der Osten und der Rest der Welt – der Blickwinkel verändert das, was man für die Realität hält, erheblich. Durch die euroatlantische Brille betrachtet, ist der Ausgangspunkt an sich klar: der Krieg. Am 24. Februar 2022 griff Russland die Ukraine an. Seither prägen Unsicherheit, Energiesorgen, Inflation, Rezessionsängste, aber auch Kampf und Durchhalteappelle das Bild eines Westens, der mitten im Krieg mit sich selber ringt.

Xi Jinping und Wladimir Putin, die Dominatoren im Osten, protzen mit Stärke, ihre Waffe in der psychologischen Kriegführung. Widerstand ist zwecklos, der Westen schadet nur sich selbst. Einschüchterung ist das Ziel. Sie soll eigene Schwächen verdecken. Doch China hat Pandemiewehen, Wachstumsbeschwerden und Ideologieprobleme, nebst der verkappten Machtneurose der Partei.

## Fassade der Einigkeit

Russland kämpft im Krieg mit grossen militärischen Defiziten, längerfristig mit Wirtschaftseinbrüchen, sanktionsbedingten und selbstverschuldeten, und hat die Nachfolge des Diktators nicht geregelt. Sein Überfall auf die Ukraine hat die wichtigsten Ziele verfehlt. Und die Brutalität des Abnutzungskriegs wird ihm und seinem Land dereinst um die Ohren fliegen.

Der Rest der Welt ist keine geografische Grösse. Japan weit im Osten zählt zum Westen. Gerade der ermordete ehemalige japanische Ministerpräsident Shinzo Abe hat viel für den Widerstand gegen Russland und China getan. Ebenso Australien und Neuseeland, Abkömmlinge des British Empire. Doch Indochina, Indonesien und die grosse Inselwelt, Afrika, Südamerika sind eigenständig und haben höchst unterschiedliche Perspektiven.

Viele von ihnen leiden unter den wirtschaftlichen Folgen der Pandemie und des Krieges. Sie werden mehr oder weniger intensiv umworben, vor allem von China, während der Westen erst langsam aufwacht, indem er erstaunt zur Kenntnis nimmt, dass seine «Welt-

ordnung» vorbei ist und Interessensphären aktuell sind.

Eine latente globale Energiekrise ist durch die Folgen des Kriegs verschärft worden. Viele glaubten im Westen, dass die Nachfrage nach Erdöl im Jahr 2019 ihren Höhepunkt erreicht habe und die fossilen Brennstoffe nun schnell durch erneuerbare Energiequellen ersetzt würden. Die durch Covid-Lockdowns gedrückte Nachfrage schien das zu bestätigen.

Doch die Nachfrage nach Öl und Gas nahm sofort zu, als die Seuchenmassnahmen vorbei waren. Das globale Angebot konnte damit

*Eine latente globale Energiekrise ist durch die Folgen des Kriegs verschärft worden.*

nicht Schritt halten. Inzwischen korrigieren der Markt selbst und westliche Krisenpolitik dieses Missverhältnis.

Der Krieg hat westliche Mängel in aller Schärfe hervortreten lassen. Kurzatmigkeit ist einer. Es ist eine aus dem Wohlstand geborene Neigung, sofort über das Ende eines Krieges zu diskutieren, bevor man ihn richtig zur Kenntnis genommen und seine Bedeutung begriffen hat.

Amerika unter Präsident Biden, aber auch die Europäer machen nicht den Eindruck, als ob sie hinter der Fassade der Einigkeit eine wirklich gemeinsame Strategie verfolgten, die länger trägt. Die drei jüngsten Gipfeltreffen – G-7, Nato und EU – waren stark an wortreichen Deklarationen, doch deren Verwirklichung ist wackelig. Die Rüstungslieferungen an die Ukraine laufen zähflüssig. Das hat Folgen. Man sieht keine klare militärische Dynamik mehr. Ein Stellungskrieg droht.

Der russische Kriegsherr, der Generäle verbraucht wie schmelzende Hagelkörner nach dem Sommergewitter, scheint nun seine Strategie re-dimensioniert zu haben. Der dilettantische Vorstoss auf Kiew wurde aufgegeben und abgehakt. Putins Ziele sind nun vermutlich: Kontrolle des Donbass und des südlichen Küstenstreifens, so weit wie möglich. Dann Konsolidierung.

Eine Eroberung und Einverleibung der ganzen Ukraine, dafür ist er zu schwach. Seine auf längere Frist angelegte Strategie, post-sowjetische Staaten zu absorbieren, Kontrolle über Osteuropa aufzubauen und Amerika in Europa zu marginalisieren, ist bis auf weiteres gescheitert.

## Frontenbildung im Westen

Präsident Biden hat – abseits von Plattitüden über eine regelbasierte internationale Ordnung – wiederholt betont, Russland müsse besiegt werden. Ähnlich haben die Führer der baltischen Staaten, Polens und anderer Länder, die unter russischem Joch gelitten haben, reagiert. Britannien ist ebenfalls noch im Lager der Kämpfer, doch sollten die Tories nach dem Rücktritt Boris Johnsons abdanken müssen, sähe es anders aus.

Sonst in Europa ist man weniger auf Sieg getrimmt. Frankreich und Deutschland ziehen aus ihren Niederlagen gegen Russland (Napoleon und Hitler) andere Schlüsse als die Osteuropäer. Beide haben versucht, den Krieg in letzter Minute zu verhindern, und beide rufen nach einem in Verhandlungen festgenagelten Waffenstillstand. Sie sind unsichere Kantonisten.

Diese Frontenbildung im Westen hat man schon vor dem Irakkrieg 2003 beobachten könnten: Amerika, Britannien und Osteuropa gegen die Westeuropäer. Dabei ist möglich, dass die Spannungen innerhalb der EU zwischen Ost und West durch den Krieg schliesslich gemildert werden. Der Zwang zur Einigkeit ist stark.

Einem scharf kalkulierenden Putin müsste auffallen, dass die beste Zeit für eine Waffenruhe schnell näher rückt – bevor die westlichen Waffen der Ukraine eine Gegenoffensive ermöglichen, bevor sich Westeuropa von russischen Energielieferungen vollständig entwöhnt hat. Er könnte seine Territorialgewinne festigen und politisch ummünzen. Doch ein Kremelfürst von historischem Zuschnitt, Wladimir der Grosse, eine männliche Katharina, denkt wahrscheinlich anders.



Sozialismus chinesischer Prägung.

Wie genau Biden einen Sieg über Russland bewerkstelligen will, ist auch nicht erkennbar. Es könnte einfach nur Rhetorik sein, wofür der alte Mann ja bekannt ist. Jedenfalls müsste er mehr tun. Er ist aber erst teilweise bereit, seine bisherige Politik zu überprüfen. Er versucht nun, die Beziehungen zu Saudi-Arabien zu reparieren, die er – wie vieles aus der Trump-Ära – unnötigerweise beschädigt hat. Die Saudis mögen höchsten moralischen Ansprüchen nicht genügen, aber sie sind in der Anti-Putin-Front unerlässlich.

### Würgegriff der Linken

Er hat auch begonnen, die amerikanische Energieförderung von den Fesseln zu befreien, die er unter Druck des linksradikalen Parteiflügels angelegt hatte. Seine Umfragewerte sind im Keller, und er sieht einer Niederlage bei den Zwischenwahlen im Herbst entgegen. Möglicherweise braucht es diese Schlappe, damit sich die Demokraten aus dem Würgegriff der Linken

befreien und wieder in der Mitte politisieren können. Auch gibt es nun Stimmen in der Partei, Biden vor den Wahlen 2024 fallen zu lassen.

Ärmere afrikanische und asiatische Staaten haben zwar Russland beim Uno-Votum verurteilt, sich aber nicht den Sanktionen angeschlossen. Indien nimmt nicht Stellung. Die Golfstaaten üben Neutralität in dem Sinn, dass sie ihre Ölproduktion nicht erhöhen und den Krieg nicht Krieg nennen.

Auch wirtschaftlich verändert sich die Grosswetterlage. Warnungen vor der amerikanischen Zinswende zirkulieren in Asien seit langem. Nun ist es so weit. Die Folgen waren lange zuvor bekannt: Geld fliesst aus Asien ab nach Amerika, zumal der Dollar angesichts der weltumspannenden Krisen Fluchtwährung ist. Damit fällt der Aussenwert der asiatischen Währungen. Wenn die Politik mitspielt – ein grosses Wenn –, könnte die Notenbank die Teuerung in Amerika schliesslich in den Griff bekommen.

China macht sich darüber kaum Sorgen. Xi Jinping hat ein überragendes Ziel in diesem Jahr, nämlich seine Wiederwahl im Herbst, was ihm eine dritte fünfjährige Amtszeit als Generalsekretär der KP und auch als Staatsoberhaupt gewähren würde. Das ist die Abkehr von der kollektiven Führung, die seit Mao China regierte. Er wird vermutlich Erfolg haben – für China ein Danaergeschenk.

### China als aufsteigende Macht

Denn weder seine Covid-Diktatur noch seine Wirtschaftspolitik waren sonderlich zweckdienlich. Letztere bestand vor allem darin, die politische Kontrolle über den privaten Sektor

### Putins auf längere Frist angelegte Strategie ist bis auf weiteres gescheitert.

zu verschärfen und diesen zu unterdrücken. Er macht Deng Xiaoping rückgängig. Stattdessen wird die Propaganda nach aussen aggressiver. Die Überlegenheit des Sozialismus chinesischer Prägung gegenüber demokratischem Chaos wird wie eine Litanei heruntergebetet.

China ist – im Gegensatz zu Russland – eine aufsteigende Macht. Sie will den Status quo in Asien umstossen, die amerikanische Militärmacht herausfordern und schliesslich ersetzen. In Amerika wird trotz Krieg in der Ukraine argumentiert, dass Taiwan und Japan vitale Interessen berühren, während das für Nord- und Osteuropa nicht gilt.

Das Abkoppeln von der Globalisierung hat begonnen. Im Westen wird langsam klar, dass Inflation, Stagnation und Schuldenberge nur überwunden werden, wenn Staatsausgaben und Regulierungswut eingedämmt werden. Dem Westen stehen hartgesottene Rivalen gegenüber, die versuchen, ihn in die Zange zu nehmen. Der neue kalte Krieg, weniger ideologisch als der alte, verlangt deutlich mehr Flexibilität. Jenseits von Gut und Böse wird es Absprachen auf Zeit und Kompromisse geben, die neue Machtrealitäten spiegeln.



# Schatten in den Sommerferien

Ich weiss wirklich nicht, wie andere Familienväter das machen.



*Mit jedem Ruderschlag entfernen sich all die kleinen Dramen und Tragödien.*

Ich sitze gerade in Trachila, das liegt einigermaßen verschont von der Welt auf einer Landzunge des Peloponnes. Paris soll, zumindest einigen wilden und verführerischen Spekulationen zufolge, hierhin mit seiner in Sparta aus Liebe geraubten Helena vor den herannahenden Truppen des Menelaos, Helenas Ehemann, geflohen sein. Die beiden verschnauften in dem kleinen Dörfchen und gaben ihrer Liebe Luft, dann stiegen sie in ein Boot und fuhren dem Glück davon.

Ich habe Paris nie begriffen. Jede Liebe, die eine ganz grosse werden will, braucht zwar eine Tragödie, doch eine mittlere genügt auch. Grosse Tragödien sind auch für grosse Lieben zu gross. Aber anstatt die Liebe in Trachila auszukosten, zog er in den durch den Raub ausgelösten Trojanischen Krieg und entpuppte sich dort als Feigling.

## Das Lieblings-Elsa-T-Shirt der Tochter

Ich dachte, ich könnte hier mir selbst entfliehen, an diesem kleinen Hafen mit den vier Fischerbooten, wenn ich morgens um acht dem alten Fischer mit dem zerfledderten Strohhut zuschauen, wie er mit seinen Ruderschlägen wie aus einer vergangenen Welt mit rückwärts laufender Zeit den Hafen und die Küste hinter sich lässt.

Ich weiss nicht, wie andere Familienväter das machen, Familienferien. Ich war im Dschungel, in der Wüste, im Eis. Ich wurde ausgeraubt, am Stadtrand von Tanger von wilden Hunden verfolgt, ich wurde bedroht, ich hatte an Orten ohne

Toilette Durchfall. Ich hielt mich für *tough*. Dann reiste ich in den Kosmos der Kleinfamilie.

Das Kind will dies, die Frau das, man selbst will im Grunde nichts ausser Ruhe. Man will nicht zwei riesige Taschen an den Strand schleppen jeden Morgen, noch eine Luftmatratze unter dem Arm und im Ohr die Stimme der Frau, die fragt, ob man dieses Mal nichts vergessen habe. Und alles wieder zurück in der grössten Hitze des Tages. Das ist wie zweimal umziehen jeden Tag, etwas, bei dem man zwangsläufig draufgeht. Und natürlich bleibt etwas liegen, weil es einfach zu viel ist, um alles unter Kontrolle zu haben, im schlimmsten Fall das Lieblings-Elsa-T-Shirt der Tochter oder der neue Bikini der Frau, und natürlich ist man dann der Idiot, hört Sätze wie, es kann doch wohl nicht so schwierig sein und so weiter. Man sagt dann, dann pack doch du zur Abwechslung alles ein, und zur Antwort bekommt man eine Frage, was soll ich eigentlich noch alles tun? Schliesslich hab ich auch Ferien.

Es gibt wunderbare Momente, auch; auf der Luftmatratze im Wasser, das Kind lachend mit seinen Flügelchen obendrauf, abends bei Wein und mit Blick über das Meer, das Kind zeichnet die Sonne, und die Stimmung ist so, dass man für einen Moment denkt, ist doch alles halb so wild, Familie, das bringt es, es ist die Essenz des Seins, aber dann will das Kind, wie alle griechischen Kinder rundherum, eine Fanta, okay, kein Problem, ich bestell eine, Hauptsache, das Kind kriegt keine lautstarke Krise. Und schon

ist man mittendrin in einer Diskussion über den Zuckerkonsum des Kindes, den man auch noch fördere, indem man stets nachgebe, dabei könne das Kind doch auch Wasser trinken. Klar, Liebling, sagt man dann, aber wir trinken ja auch Wein anstatt Wasser, und wir sind in den Ferien. Du vielleicht, sagt sie dann, du sitzt einfach rum, schaut über das Meer, als ob es nichts Wichtigeres gäbe, und rauchst eine nach der andern. Das ist Krisenrauchen, Schatz. Ist das jetzt dein Ernst, fragt sie dann, du hast eine Krise, du? Das Kind fragt, Papa, wo ist meine Fanta? Nicht jetzt, meine Kleine, Mama und Papa sprechen gerade. Ja, sagt Mama, und ich frage mich, weshalb eigentlich, weil es gibt kein Fanta. Keine Fanta, Papa? Also, mein Kleines, vielleicht später. Wann ist später, Papa? Frag Mama. Mama, wann ist später? Frag Papa, der weiss alles immer besser. Papa, ich will jetzt eine Fanta.

## Komplex und paradox

Das war gestern Abend, und mir wurde klar, was ich im Grunde bereits wusste, dass nichts einen langsamer tötet als Familienferien. Ich habe mir jetzt zwei Stunden gestohlen. Mit jedem Ruderschlag des alten Fischers entfernen sich all die kleinen Dramen und Tragödien. Ich frage mich, ob Paris vielleicht doch das Richtige getan hat, als er in einen wirklichen Krieg gezogen ist. Und dann, ich weiss nicht, wieso, es ist komplex und paradox, hoffe ich, dass meine kleine Familie um die Ecke käme und meine Flucht beendete.



## PERSONENKONTROLLE

# Wermuth, Cassis, Burkart, Blocher, Blocher, Berlusconi, Salvini, Meloni, Draghi, Chan, von der Leyen, Fester



Im Rückblick: Silvia Blocher.

**Cédric Wermuth**, Schwärmer, demonstriert, dass Liebe blind machen kann. Der SP-Präsident, der die Schweiz in den nächsten Jahren in den Schoss der Europäischen Union führen will, schreibt in einem Blog-Beitrag der Partei, Brüssel trage «faktisch die Hauptlast für die militärische Sicherheit der Schweiz». Heisst das, die EU würde im Kriegsfall die Soldaten, die sie gar nicht hat, zur Verteidigung der Schweiz bereitstellen? (*odm*)

**Ignazio Cassis**, Zauberlehrling, wird die Geister nicht mehr los, die er rief. Um die Sanktionspolitik gegen Russland schönzureden, brachte er bereits vor einiger Zeit den nebulösen Begriff der «kooperativen Neutralität» auf. Offenbar versteht Cassis darunter auch eine engere Zusammenarbeit mit der Nato. Die Worthülse fliegt dem FDP-Bundesrat jetzt um die Ohren, und zwar in Zusammenhang mit seinem Widerstand bei der Aufnahme ukrainischer Verwundeter. So stellte der *Tages-Anzeiger* deswegen FDP-Parteichef **Thierry Burkart** in einem Interview die maliziöse Frage, ob denn die Aufnahme von Verletzten auf Ersuchen der Nato nicht ein Fall von kooperativer Neutralität sei? Burkart wand sich um eine klare Aussage. Womit einmal mehr bewiesen ist, dass Ignazio Cassis mit seinen rhetorischen Petarden selbst engste Gefolgsleute ins Schwitzen bringt. (*hmo*)

**Silvia Blocher**, Bundesratsgattin, gewährte der NZZ in einem Interview tiefe Einblicke in ihre Gefühlslage. Die Ehefrau von alt Bundesrat **Christoph Blocher** (SVP) hielt die Jahre in Bern als Bundesratsgattin für «die schlimmste Zeit ihres Lebens». Als Frau des Bundesrats sei man irgendwie überflüssig. Die Stimmung hat sie als feindselig in Erinnerung. Gestört hat sie der beträchtliche Abfall auf der Strasse und die



Billige Kulisse: Jackie Chan.

vielen Sprayereien. Die Abwahl ihres Gatten sei für sie eine Erlösung gewesen. Hoppla! (*hmo*)

**Silvio Berlusconi**, Stehaufmännchen, zieht immer noch die Fäden. Gemeinsam mit seinen Verbündeten **Matteo Salvini** und **Giorgia Meloni** heckte er den Sturz von Premier **Mario Draghi** aus – bei einem langen Mittagessen in seiner Villa an der Via Appia. Es gab Schwertfisch. (*ky*)

**Jackie Chan**, Stunt-Legende, übertreibt. Teile seines jüngsten Filmes dreht er in den Ruinen eines von Syriens Luftwaffe zerstörten Vorortes von Damaskus, wie Aktivisten mitteilten. Im Film geht es um die Evakuierung von Chinesen aus dem Bürgerkriegsland Jemen. Die syrische Stadt ist eine billige Kulisse für den als Rappenspalter bekannten Chan. (*ky*)

**Ursula von der Leyen**, Solidaritätsmissionarin. Vollmundig hatte sie einen «Gasnotfallplan» angekündigt: Solidarisch sollten EU-Mitglieder einander aushelfen. Doch Portugiesen und Spanier sehen nicht ein, warum sie mit den Deutschen solidarisch sein sollen. In Krisen zieht sich der Mensch in vertraute Identitäten zurück – Familie, Gemeinde, Staat. War schon bei Corona so. Solidarität mit Fremden ist ein frommer Spruch. Genauso wie eine europäische Identität. Das heisst: Die EU ist nett, wenn's gut läuft. In der Krise braucht sie niemand. Da stört sie nur. (*ky*)

**Emilia Fester**, Kleinkindförderin, ist als jüngste Abgeordnete im deutschen Bundestag dafür, dass schon Zweijährige wählen dürfen. Wahlrecht für alle: jung, alt, schon länger da oder neu zugezogen. Einziges Kriterium: Man muss wählen wollen, nicht wählen können. (*zr*)

## Nachruf aufs 1.-August-Abzeichen

Wann haben Sie das letzte Mal jemanden mit einem 1.-August-Abzeichen gesehen? Wann haben Sie das letzte Mal eine Pro-Patria-Briefmarke abgeleckt? Eben. Gleich um einen Viertel brach der Abzeichenerlös vorletztes Jahr ein. Bei den Pro-Patria-Briefmarken, dem zweiten Standbein, ist's noch schlimmer: fast 60 Prozent minus.

Mit Corona hat das alles wenig zu tun. Die Geschäfte hatten im Sommer 2020 offen, die Briefmarken kann man auch online bestellen. Man habe den Briefmarkenverkauf über das «traditionelle Verkaufnetz» aus Kostengründen einstellen müssen, so Pro-Patria-Geschäftsführerin **Katharina Teuscher**. Also Schulen, «Vertrauensleute» oder Vereine.

Vor allem die Schulen sind keine Stütze mehr. Früher belagerten Trauben von Schulkindern die Eingänge von Migros- und Coop-Filialen. «Händ Si scho äs



Ein bisschen Plastik.

1.-August-Abzeichens?» Das funktioniere noch auf dem Land, so Teuscher. In der Stadt halt weniger.

Der schlechte Geschäftsgang hat auch Auswirkungen auf die Zahl der Begünstigten. 2020 (der Jahresbericht 2021 erscheint in den kommenden Tagen) wurden 350 000 Franken für Kulturbeiträge ausgeschüttet. Im Jahr zuvor waren es fast 170 000 Franken mehr.

Eine klare Strategie ist nicht erkennbar, wie die einst stolze Pro Patria aus der Misere herausklettern will. Das Jubiläumsabzeichen ist ähnlich fantasielos wie die vorherigen. Ein bisschen Plastik. Wenigstens in der Schweiz hergestellt. Seit hundert Jahren, so Teuscher. Nur, die früheren waren eine Augenweide: ein Schmetterling, ein kleiner Kompass, ein kompliziert verwobenes Stoffband.

Schade, dass ein Stück Schweizer Tradition wegstirbt.

*Beni Frenkel*

## MÖRGELI

### Finnlandisierung der Neutralität

Die höchste Schweizer Sicherheitsberaterin heisst Pälvi Pulli. Sie stammt aus Finnland und kam erst als 21-Jährige in die Schweiz. Aktuelle Publikationen von ihr liegen nicht vor. Militärdienst hat sie nie geleistet. Pälvi Pulli hat das Amt von ihrem Ex Christian Catrina geerbt. Sie ist mitverantwortlich, dass die Schweizer Armee zwanzig Jahre lang für den Frieden ausgebildet wurde. Statt für den Krieg.

Zur Rolle der Schweiz sagt Pälvi Pulli: «Letztendlich könnte es zu einem Wechsel kommen, wie die Neutralität interpretiert wird.» Die *NZZ am Sonntag* wundert sich: «Was die Debatte über die Neutralität der Schweiz angeht, wagt sie sich bisweilen recht weit vor.» Pälvi Pulli ist begeistert vom Kampf der Ukrainer gegen die Russen. Und möchte die Weitergabe von bereits geliefertem Kriegsmaterial an die Ukrainer erlauben: «Bei meinen internationalen Kontakten werde ich immer wieder darauf angesprochen.»

Noch gelten als aussenpolitische Maxime das Neutralitätsrecht und die Neutralitätspolitik. Nicht die internationalen Kontakte von Pälvi Pulli. Ihr Finnland war lange Teil von Russland und ist erst seit gut hundert Jahren unabhängig. «Finnlandisierung» hiess die anpasserische Politik dieses Landes gegenüber der Sowjetunion. Mit dem Nato-Beitritt stellt sich Finnland jetzt ausdrücklich gegen Russland. Wer als Finnin mit langen Grenzen zu Russland aufgewachsen ist, mag Aversionen gegen diesen mächtigen Nachbarn haben.

«Herkunft prägt», betont Chef-Sicherheitsberaterin Pälvi Pulli. Offenbar auch ihre Abneigung gegen Russland. Die Finnen haben sich zeitweise sogar in die Arme von Nazideutschland geworfen. Doch die Schweiz teilt diese Geschichte nicht. Russland hat uns nichts zuleide getan. Der Ukraine-Krieg ist kein Vorwand, die Neutralität abzuschaffen. Unser Land täte gut daran, die Sicherheitspolitik einem eingeborenen Schweizer oder einer Schweizerin anzuvertrauen. Schliesslich anerkennt sogar die Uno «das Recht der Indigenen auf die Erhaltung und Entwicklung ihrer Institutionen, Traditionen, Kulturen und Identitäten».

Christoph Mörgeli

## Lob dem Bundesrat

Europas Regierungen schüren Energie-Panik. Die Schweizer Politik bewahrt ruhig Blut.

Marcel Odermatt

**U**eli Maurer wollte es wissen: Der Finanzminister stellte dem Vernehmen nach an einer Bundesrats-sitzung vor der Sommerpause den Antrag, die Energiestrategie 2050 für gescheitert zu erklären. Der SVP-Exponent blitzte ab. Die Mitglieder der Landesregierung sind noch nicht bereit, ihr Scheitern einzugestehen.

Das Volk hatte 2017 dem Vorschlag von Bundesrat und Parlament zugestimmt. Schlagworte wie mehr Effizienz, erneuerbare Energie und Senkung des Verbrauchs hatten verfangen. Zudem erklärte sich eine Mehrheit damit einverstanden, dass heute der Bau neuer Kernkraftwerke per Gesetz verboten ist.

Dass seine Kolleginnen und Kollegen Maurer auflaufen liessen, passt ins Bild, das die Schweiz bei der Versorgungssicherheit abgibt. Im Ausland herrscht seit Wochen Ausnahmezustand. Spitzenpolitiker überbieten sich mit Warnungen und Vorschlägen, wie der Winter überstanden werden soll. Auch viel Symbolik ist im Spiel. Karl Nehammer, Österreichs Bundeskanzler, sagte seine Sommerferien in Griechenland ab. Der Regierungschef will in der Krise im Land präsent sein.

### Lieber Ferien

Die hiesige Exekutive geht das Thema dagegen betont locker an. Beiläufig gibt Umweltministerin Simonetta Sommaruga in der *Schweizer Illustrierten* bekannt, sie habe eine geplante private Reise mit dem Zug an die Adria verschoben. Und statt der obersten Verantwortlichen tritt dieser Tage in Bern eine Männerrunde von Technokraten aus verschiedenen Ämtern und Verbänden auf. Von den Bundesräten war niemand anwesend. Die Botschaft lautete: Ruhe bewahren.

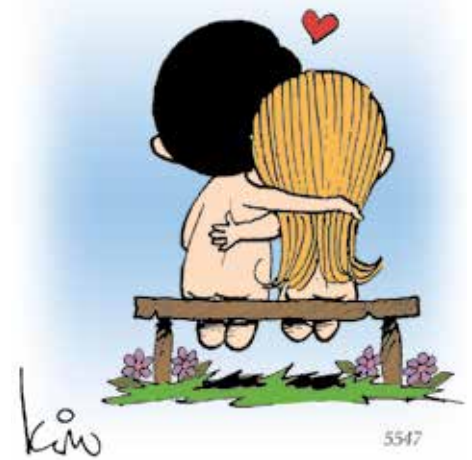
Entgegen anderslautenden Meldungen sei der Füllstand der Speicherseen im langjährigen Mittel, die Atomkraftwerke liefen nach Revisionen auf Hochtouren, und die Gasflüsse in die Schweiz liefen normal. Von der Angstmacherei, wie sie im Ausland rund um die Uhr verbreitet wird, keine Spur. Netzabschaltungen für einige

Stunden am Tag seien die «Ultima Ratio», betonten die Beamten und Funktionäre.

Mit ihrer Zurückhaltung heben sich die Schweizer Magistraten angenehm von der Panikmache in den Nachbarstaaten ab. Erneut profitiert das Land von seinem bewährten System. Am 29. Juni trat die Exekutive zum letzten Mal zusammen. Das nächste Treffen findet erst wieder am 17. August statt. Diese lange Sommerpause sorgt dafür, dass der Betrieb in Bundesbern zwangsweise entschleunigt wird. Lieber Ferien als nicht endendes Trommelfeuer – so das Motto im Bundeshaus.

Trotzdem ist die Schweiz nicht aus dem Schneider. Doch das Problem greift tiefer als die Sorge vor einer möglichen Strommangel-lage in den kommenden Wintermonaten. Das dürfte auch der Grund sein, weshalb Maurer das Thema Energiestrategie grundsätzlich diskutieren wollte. Hoffentlich ist der Bundesrat nach den Ferien dazu bereit.

liebe ist...



... was ihr füreinander fühlt.

# Atomenergie: Der Bestatter war Blocher

Das geplante Atomkraftwerk Kaiseraugst war der letzte Versuch, in der Schweiz ein AKW zu bauen.



**B**estatter sind keine Mörder. Nicht einmal im Schweizer Fernsehen. Sie bringen nur jene ins Krematorium oder unter die Erde, die bereits tot sind.

Bis in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts wollten die Schweizer Strombarone in Kaiseraugst ein weiteres Atomkraftwerk bauen. Im Verlauf von gut zwanzig Jahren verbrannten die Unfähigen 1,35 Milliarden Schweizer Franken. Das entspricht zu heutigen Preisen 2 Milliarden Franken. Schon damals war die Atomenergie schweineteuer.

Gegen Ende der achtziger Jahre wurde dann für die Freisinnigen klar: Das Projekt kostet nicht nur zu viel, sondern lässt sich wegen des Widerstands in der Region absehbar nicht realisieren.

Ihre Idee: Kaiseraugst wird aufgegeben, und für die bisherigen Projektanten gibt es ein paar hundert Millionen Franken als Schmerzensgeld. Die Freisinnigen kontaktierten die übrigen bürgerlichen Parteien und wollten ein gemeinsames Vorgehen. Damit sie nicht als die Verräter allein im Regen stehen würden.

Ulrich Fischer, der ehemalige Direktor von Kaiseraugst, erinnert sich in seinem Buch «Brennpunkt Kaiseraugst – Das verhinderte Kernkraftwerk» an das Doppelspiel seiner Partei. Der Journalist Peter Knechtli bemerkt dazu: «... es offenbart auch die Frustrationsfülle, der Fischer in seinen 16 Jahren seines ungebrochen konsequenten Kampfes für die «Kernenergie» ausgesetzt war: von der jahrelangen Hinhaltenaktik des Bundesrates über seine Demoralisierung wegen der gegenüber den Besetzern passiven Polizei bis zu inter-

nen Kämpfen von Akteuren (wie KWK-Verwaltungsrat und BKW-Direktionspräsident Rudolf von Werdt), die vordergründig für «Kaiseraugst» einstanden, hintergründig aber eine eigene Agenda verfolgten.»

Der junge Christoph Blocher durchschaute die Ängstlichen. Er schnappte sich die Idee und stellte sich stolz als der ultimative Anti-Atom-Terminator in das politische Schaufenster. Schnelles Kopieren geht über langes Studieren.

Dies, nachdem er sich bei Helmut Hubacher abgesichert hatte. Hubacher zögerte, weil ihm die Abfindung von Hunderten von Millionen Franken vorerst einmal zu hoch erschien. Aber letztlich gewann die Einsicht Oberhand, dass Begräbnisse nun einmal teuer sind. Und dass wegen der parastaatlichen Aktionäre der Kaiseraugst AG so oder anders die Steuer-

*Leuthard und Sommaruga verfolgten die gleiche Taktik: links blinken und rechts abbiegen.*

zahler und Konsumenten den angerichteten nutzlosen 2-Milliarden-Schaden hätten übernehmen müssen.

**J**etzt versucht uns die SVP weiszumachen, die Grünen und die Linken hätten den Bau neuer AKW verhindert. Und schon wieder ist die Rede von Geheimplänen, Diktaturen und anderem Blödsinn. Kopfweh-Rhetorik.

Ironie 1: Wenn Bestatter Blocher Kaiseraugst zum Durchbruch verholfen hätte, würden wir in diesem Winter über genügend Strom verfügen.

Vorausgesetzt, es hätte genügend Kühlwasser in der Aare und im Rhein. Vorausgesetzt, unsere Rostlauben hätten im kommenden Winter keine Pannen. Wenn alles etwas surreal wird, gilt bei den Deutschen: Hätte, hätte, Fahrradkette.

Ironie 2: Real verfolgten Doris Leuthard und Simonetta Sommaruga – im Gegensatz zu Angela Merkel – die gleiche Taktik: links blinken und rechts abbiegen. Die beiden haben kein einziges Atomkraftwerk vom Netz genommen. Mühleberg wurde von den BKW aufgegeben, weil es marode war. Sie hätten es mit Handkuss an die SVP-Oligarchen verschenkt.

**L**euthard und Sommaruga haben den Ausbau der alternativen Energien nicht vorangebracht. Deshalb sind wir im europäischen Quervergleich fast das Schlusslicht in Sachen neuer, erneuerbarer Energie. Miserabel und blamabel zugleich. Hätten wir auf die SVP gehört, wäre es noch etwas schlimmer.

Kurzfristig helfen nur Dieselgeneratoren, die alle Quartiere und Unternehmen vor Hackern und Blackouts schützen. Immer mehr Unternehmen haben dies begriffen und suchen verzweifelt nach solchen Maschinen. Bimex und andere Firmen profitieren von diesem Goldrausch.

Eigentlich braucht die Schweiz keinen Energie-General, denn sie hat ja den für die Landesversorgung zuständigen Korporal, Guy Parmelin. Der Weinbauer will uns in den Alpen bereits in der Phase 2 die Skilifte und Sesselbahnen abstellen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

# «Ich verstehe mich als mitteleuropäischen Patrioten»

Erzherzog Karl von Habsburg-Lothringen ist der Enkel des letzten österreichischen Kaisers. Hier spricht er über seine Familie und plädiert für die Vereinigten Staaten von Europa. Verhandlungen mit Putin hält der Medienunternehmer mit Geschäften in der Ukraine für sinnlos.

Roger Köppel und Christoph Mörgeli

**Weltwoche:** Kaiserliche Hoheit, Sie stammen aus einer der berühmtesten Familien Europas. Ihre Vorfahren stellten 21 römisch-deutsche Könige und Kaiser, später die Kaiser von Österreich. 1918 dankte Ihr Grossvater Karl ab. Ihr Vater Otto trat als Gegner der Nationalsozialisten hervor und war in der Paneuropa-Bewegung engagiert. Obwohl politisch unverdächtig, durfte er lange nicht nach Österreich einreisen. Sie sind 1961 in Bayern geboren. Wie sind Sie aufgewachsen? Was sind die wichtigsten Prägungen Ihrer Kindheit?

**Erzherzog Karl von Habsburg-Lothringen:** Und da soll man dann kurz antworten. (*Alle lachen*) Nun, ich würde sagen, wir sind ziemlich normal aufgewachsen. Wir besuchten öffentliche Schulen, hatten Freunde aus dem Dorf. Ungewöhnlich war vielleicht die Bedeutung der Politik in unserem Elternhaus. Wir haben Politik gefrühstückt, Politik zu Mittag und zu Abend gegessen. Ausserdem legten meine Eltern grossen Wert darauf, dass wir mehr Sprachen lernten, als es der Lehrplan der bayerischen Schulen vorsah.

**Weltwoche:** Welche Sprachen lernten Sie?

**Habsburg:** Englisch, Französisch, Spanisch und mindestens eine weitere, Ungarisch, Kroatisch, eine Sprache aus dem alten habsburgischen Vielvölkerstaat. Das mag jetzt streng klingen, aber unsere Eltern waren unheimlich liebevoll mit uns Kindern. Mein Vater war zwar oft abwesend, auf Vortragstournee in Amerika und Asien, und sass später im Europäischen Parlament. Aber wenn er zu Hause war, dann war das – wie soll ich sagen? Er war jemand zum Anfassen.

**Weltwoche:** Gab es den Moment, da der Vater zu Ihnen kam und sagte: «Also, Karl, jetzt muss ich dir mal erzählen, wer die Habsburger sind?»

**Habsburg:** Nein. Geschichte war meinem Vater gar nicht so wichtig. Er interessierte sich mehr für Geografie und ihren Einfluss auf die Politik. Ich erinnere mich an Ausflüge an die innerdeutsche Grenze. Meine Mutter war auf der Veste Heldburg in Thüringen gross geworden. Die hat man auch von der Grenze aus sehen können. Nachts explodierten manchmal

Minen in der Nähe. Man sprach vom «Eisernen Vorhang». Das hat mich als Kind beeindruckt. Wir besuchten auch die österreichische Grenze. Da hiess es dann: «Wir können halt derzeit nicht dahin, aber von dort kommen wir eigentlich her.»

**Weltwoche:** Was war die wichtigste Botschaft Ihres Vaters?

**Habsburg:** Es gibt einen Satz, den er immer wieder zitierte: «Wer nicht weiss, woher er kommt, weiss auch nicht, wohin er geht, weil er nicht weiss, wo er ist.» Man muss die eigene Geschichte verstehen, die Geografie, die Werte und die Kultur, sicheren Boden unter den Füssen haben, sonst ist man verloren – das war sein Credo. Mein Vater war ein Konservativer, ein Wertkonservativer, kein Nationalkonservativer, muss ich einschränkend sagen. Eine seiner Überzeugungen lautete: Die kleinste Einheit der Gesellschaft, ihr Nukleus, ist die Familie und nicht der Einzelne, wie die Liberalen sagen. Das bedeutete aber keine Abschottung

*«Wer nicht weiss, woher er kommt, weiss auch nicht, wohin er geht, weil er nicht weiss, wo er ist.»*

gegen aussen. Im Gegenteil: Mein Vater verband diesen Familiensinn mit grösster Toleranz. «Wir sind nicht exklusiv», sagte er uns.

**Weltwoche:** Welche Rolle spielte die Religion?

**Habsburg:** Wir sind natürlich katholisch erzogen worden, wie das in unserer Familie von jeher üblich ist. Aber auch in religiösen Fragen war mein Vater von bemerkenswerter Offenheit. Einmal organisierte er im Auftrag des marokkanischen Königs einen Besuch von Johannes Paul II. Bei der Begrüssung sollten die Christen rechts und die Muslime links stehen. Mein Vater war Mitglied der Marokkanischen Akademie und gesellte sich zu den Muslimen. Als der Papst ihn sah, rief er ihm zu: «Was ist los, hast du die Seiten gewechselt?» Eine solche Aktion war typisch für meinen Vater. Natürlich ist Europa christlich geprägt. Aber gerade in Österreich-Ungarn gab es auch andere Einflüsse.

**Weltwoche:** Der jüdische Schriftsteller Joseph Roth beschrieb den Kaiser als Schutzgeist der Juden.

**Habsburg:** Dazu gibt es eine schöne Anekdote von Kaiser Franz Joseph. Bei einem Besuch in einer Gemeinde begrüsst er die lokalen Honoratioren, ohne zunächst die in der Nähe wartenden Juden auch nur eines Blickes zu würdigen. Die fühlten sich brüskiert, bis sie verstanden, dass Franz Joseph auf seinen Adjutanten wartete, der ihm seinen Hut bringen sollte. Der Kaiser wollte, wenn er den Juden gegenübertrat, eine Kopfbedeckung tragen, um so seinen Respekt vor ihrem Glauben zu bezeugen.

**Weltwoche:** Wie ist das, wenn Sie heute durch Österreich reisen? Spüren Sie eine Art Phantom-schmerz angesichts der gewaltigen verlorenen Ländereien, die einst Ihrer Familie gehörten? Denken Sie manchmal: Wenn die Geschichte nur ein bisschen anders verlaufen wäre, würde ich jetzt hier herrschen?

**Habsburg:** Nein, in der Beziehung bin ich völlig schmerzfrei. Ich gehöre ja zur Erkenntnis-generation, nicht zur Erlebnis-generation. Das Ende der Monarchie kenne ich nur aus Erzählungen. Ich schaue auf diese Dinge wie ein Tourist, vielleicht wie ein Tourist mit viel Hintergrundwissen, aber ohne jede Kränkung, ohne jede negative Emotion.

**Weltwoche:** Habsburg-Kaiser Karl V. herrschte über ein Reich, in dem die Sonne niemals unterging, mit Besitzungen in Amerika, Afrika und Asien. Ist Ihrer Familie von all den Schlössern und Gütern noch irgendetwas geblieben?

**Habsburg:** Für meinen Grossvater Kaiser Karl wäre es moralisch völlig undenkbar gewesen, Vermögen im Ausland zu haben. Deshalb verlor meine Familie mit der Enteignung nach dem Ersten Weltkrieg ihr gesamtes Hab und Gut.

**Weltwoche:** Sie sagten, Sie blickten wie ein Tourist auf die alten Habsburger-Besitzungen. Heisst das, Sie haben ein touristisches Verhältnis zu Österreich?

**Habsburg:** Nein, das ist dann doch zu stark zugespitzt. Ich bin zwar in Deutschland aufgewachsen, lebe aber nun schon lange in Österreich. Ich bin österreichischer Staatsbürger und



«Ich erlebe die Schweizer als ausnehmend freundlich»: Erzherzog Karl.

habe nur diesen einen Pass. Insofern habe ich natürlich mehr als nur ein touristisches Verhältnis zu dem Land. Ich diente auch freiwillig in seiner Armee. Ich war Reserveoffizier der Luftwaffe, flog Transportflugzeuge.

**Weltwoche:** Wie hat sich Ihr Verhältnis zu Österreich über die Jahre geändert? Als Kind durften Sie ja nicht einmal ins Land einreisen.

**Habsburg:** Ja, in meinem ersten Pass, ausgestellt vom österreichischen Konsulat in München, hiess es: «Gültig für jedes Land der Welt, ausgenommen Österreich». Mein Vater muss-

te sich das Rückkehrrecht für unsere Familie gerichtlich erstreiten. Das zog sich bis 1967 hin. Als er dann die ersten Male nach Österreich reiste, gab es Demonstrationen gegen ihn. Wenn meine Eltern jeweils nach Hause zurückkamen, waren sie von Kopf bis Fuss bekleckert. Sie wurden in Österreich mit Eiern und Farbbeuteln beworfen. Irgendwann merkten dann aber selbst die erbittertsten Monarchiekritiker, dass mein Vater niemals mit Monarchisten vor der Hofburg aufmarschieren und verkünden würde: «Gebt mir meine Krone wie-

der!» Das wäre auch völlig untypisch für ihn gewesen.

**Weltwoche:** Was sind Ihre ersten Erinnerungen an Österreich?

**Habsburg:** Ich erlebte Österreich zunächst als ein Land, wo es in Bezug auf unsere Familie nur Schwarz und Weiss gab. Wenn mich ein Polizist im Auto anhielt, weil ich zu schnell gefahren war, was natürlich nie vorkam (*Lacht*) – dann bekam ich entweder die Höchststrafe oder die besten Wünsche für die Weiterfahrt. Heute ist das ganz anders. Man kennt uns und behandelt uns ziemlich normal. Das liegt sicher am Wirken meines Vaters. Aber ich hoffe, dass ich auch mein Scherflein zu dieser Entspannung beitragen konnte. Ich hatte eine Fernsehshow

*«Ich erlebte Österreich als ein Land, wo es in Bezug auf unsere Familie nur Schwarz und Weiss gab.»*

in Österreich, war Abgeordneter Österreichs im Europäischen Parlament.

**Weltwoche:** Ihre Kinder, zwei Töchter, ein Sohn, sind im Unterschied zu Ihnen in Österreich aufgewachsen. Welche Erziehungsgrundsätze haben Sie verfolgt?

**Habsburg:** Ich band meine Kinder früh in meine repräsentativen Verpflichtungen ein. Das ist nun mal Bestandteil unseres Lebens, ob es einem gefällt oder nicht. Ich denke da ähnlich wie mein Vater: Man muss wissen, woher man kommt. Das versuchte ich zu vermitteln, und ich glaube, einigermaßen erfolgreich. Nehmen wir meinen Sohn, der Rennfahrer ist. Wenn ich ihn an eine Veranstaltung mit Schützen und Trachten mitnehme und er sich dort wie selbstverständlich zurechtfindet, obwohl es wenig mit seinem Alltag zu tun hat, dann freut mich das. Dann habe ich das Gefühl, ihm ein gutes Beispiel gewesen zu sein.

**Weltwoche:** Wer Österreich heute als Tourist besucht, erlebt eine Republik, die mit der monarchischen Vergangenheit unbefangen umgeht. Man scheint stolz zu sein auf die Habsburger. In Wien gibt es überall Franz-Joseph- und Sisi-Andenken zu kaufen.

**Habsburg:** Gut, vieles davon hat mit Romantik zu tun. Und speziell in Wien mit Kommerz.

**Weltwoche:** Früher war eben der Krieg romantisch, heute ist es der Kommerz. Das Prinzip «Romantik und Kommerz» ist dem Prinzip «Romantik und Krieg» allemal vorzuziehen.

**Habsburg:** Ja, da stimme ich zu hundert Prozent mit Ihnen überein. Ich bin Unternehmer und habe nichts gegen Kommerz einzuwenden, ebenso wenig gegen Romantik. Ich verstehe auch, dass ein Franz-Josef-Häferl mehr Emotionen auslöst als ein Karl-Renner-Teller, wenn es so was denn überhaupt gibt.

**Weltwoche:** Karl Renner?

**Habsburg:** Der erste Kanzler der Ersten Republik. Er war nur zwei Jahre im Amt, von



«Sicherer Boden unter den Füßen»: Hochzeit von Grossvater Karl mit Zita von Bourbon-Parma, 1911 (o.); Habsburg im Aargau (r.).



1918 bis 1920. Dagegen war mein Urgrossonkel Franz Joseph eine Art Überherrscher für drei Generationen. Er regierte von 1848 bis 1916 und war allgegenwärtig. Sein Bild hing in jeder Amtsstube, in jeder Polizeistelle. Er prägte die Geschichte des Landes. Und dann seine Frau, Kaiserin Elisabeth! Dass man sich an solche Persönlichkeiten eher zurückerinnert, ist verständlich. Ich darf allerdings sagen: Ich bin kein bisschen nostalgisch veranlagt.

**Weltwoche:** Vielleicht kommt das ja noch. Nostalgie ist schliesslich das Heroin des Alters.

**Habsburg:** Danke, ich lasse mir noch etwas Zeit, bis ich zu der Droge greife. (*Alle lachen*)

**Weltwoche:** Ganz nüchtern betrachtet: Wie erklären Sie sich das Ende der Donaumonarchie? These: Die auflodernden Flammen des mittel- und osteuropäischen Nationalismus haben das Haus Habsburg verschlungen und verbrannt.

**Habsburg:** Das unterschreibe ich mit einer kleinen Ergänzung: Dieser Nationalismus beschränkte sich nicht auf Mittel- und Osteuropa. Es gab ihn auch im Westen, in Frankreich und England. Er ist eine Geissel Europas, letztlich seit der Französischen Revolution, also seit über 200 Jahren.

**Weltwoche:** Ihre Familie hat ihren Stammsitz, die Habsburg, im Aargau. Zeitweise herrschten die Habsburger über ein Reich, in dem eben die Sonne niemals unterging. Noch Österreich-Ungarn war ein Vielvölkerstaat. Ist Ihre Familie das globalisierte Multikulti-Modell der Schweiz?

**Habsburg:** Ich sehe uns lieber als typisch mitteleuropäisches Produkt. In Österreich-Ungarn gab es den germanischen, magyarschen, slawischen und romanischen Einfluss. Das vermischte sich mit der Zeit, ebenso wie die Religionen und Konfessionen: Katholizismus, Protestantismus, Orthodoxie, Islam, Juden-

tum. Dieses enge Neben- und Miteinander der Sprachen und Kulturen, das macht Mitteleuropa für mich aus. Ich verstehe mich als mitteleuropäischen Patriot. Das alte Österreich steht für dieses Mitteleuropa. Daher ist Österreich für mich mehr als ein geografischer Begriff. Es ist eine Idee.

**Weltwoche:** Die Idee der friedlichen Koexistenz?

**Habsburg:** Ja, so könnte man es sagen. Es gab in Österreich-Ungarn mit dem Mährischen Ausgleich von 1905 eines der ersten Gesetze Europas für den Schutz von Minderheiten. Dabei ging es um die Verständigung zwischen Deutschen und Tschechen. Das war ein grosser Erfolg. Ein paar Jahre später folgte der Bukowiner Ausgleich im östlichsten Kronland.

**Weltwoche:** Die Schweiz, mit der Ihre Familie eine lange Geschichte verbindet, gründet auf einer ähnlichen Idee. Der Zürcher Schriftsteller Gottfried Keller hat es im 19. Jahrhundert folgendermassen definiert: Wenn ein Ausländer die Schweizer Demokratie schätzt, die Sitten

*«Ich bin passionierter Europäer, deswegen erlaube ich mir Kritik. Der Rat hat zu viel Macht.»*

und Gebräuche annimmt, ist er ein ebenso guter Schweizer wie einer, dessen Ahnen schon bei Sempach gegen die Habsburger gekämpft haben. Wie erleben Sie die Schweiz?

**Habsburg:** Persönlich verbinde ich die Schweiz vor allem mit meiner Grossmutter Zita, die hier lebte und die wir oft besuchten. Natürlich gibt es den historischen Bezug, aber der spielt für mich eigentlich keine Rolle. Ich erlebe die Schweizer als ausnehmend freundlich. Ich glaube, das gilt für meine

ganze Familie. Gut, vor ein paar hundert Jahren war das vielleicht noch nicht ganz so. (*Lacht*) Aber in jüngerer Zeit liessen sich viele meiner Verwandten hier nieder. Die Schweiz zeigt, wie unterschiedliche Volksgruppen, Religionen und Sprachen fruchtbar zusammenleben können. Sie ist damit ein Vorbild für Europa. Natürlich lässt sich ein System nicht eins zu eins übertragen. Die Schweiz hat in vielerlei Hinsicht eine Sonderstellung in Europa – eine positive Sonderstellung, möchte ich betonen –, und das schon seit langer Zeit. Mich überzeugt vor allem das Subsidiaritätsprinzip. Das sehe ich in der Schweiz viel konsequenter verwirklicht als in der Europäischen Union.

**Weltwoche:** Wie würden Sie die EU geschichtlich einordnen? Ist das eine säkularisierte, bürokratisierte Variante des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation?

**Habsburg:** In gewissen Ansätzen, ja. Aber sie erinnert mich auch an Institutionen, die ursprünglich nichts mit dem Reich zu tun hatten. Was wollte Philipp der Gute von Burgund, als er den Orden vom Goldenen Vlies stiftete? Er lud alle Nachbarn ein, an diesem Orden mitzuwirken. Man stimmte fortan seine Interessen miteinander ab, entschied über Krieg und Frieden. Das war für das ausgehende Mittelalter sensationell. Wenn ich heute die Staats- und Regierungschefs in Brüssel um einen Tisch herumsitzen sehe, denke ich: Der Europäische Rat, das ist der Orden vom Goldenen Vlies unserer Zeit.

**Weltwoche:** Wie beurteilen Sie den Formstand der Europäische Union?

**Habsburg:** Ich bin passionierter Europäer, deswegen erlaube ich mir Kritik. Der Rat hat zu viel Macht. Das Europäische Parlament ist für mich eine echt europäische Institution, auch die Kommission, die ein gutes Exekutiv-



«Man behandelt uns ziemlich normal»: Erzherzog Karl (in dunklen Kniestrümpfen) mit Eltern und Geschwistern, ca. 1965 (o. l.); anlässlich der Hochzeit von Tochter Eleonore in Monaco, 2020 (o. r.).

organ ist. Das Problem ist bis heute der europäische Nationalismus. Das zeigt sich an der Macht des Europäischen Rats. Er ist eine Art Überregierung. Ich wünschte mir, er wäre eine zweite Parlamentskammer, eine Länderkammer. Das war, glaube ich, auch die Absicht der Gründerväter der Europäischen Union, eines Robert Schuman, eines Konrad Adenauer, eines Alcide De Gasperi.

**Weltwoche:** Sie plädieren für die Vereinigten Staaten von Europa, ähnlich wie Ihr Vater?

**Habsburg:** Im Prinzip, ja. Nur bin ich Realist genug, um zu erkennen, dass uns der Nationalstaat noch eine Weile erhalten bleiben wird.

**Weltwoche:** Was sagen Sie zur These des früheren EU-Kommissars und deutsch-britischen Soziologen Ralf Dahrendorf, wonach wirkliche Demokratie nur im Nationalstaat möglich sei, weil dieser für die Bürger die zentrale politische Bezugsgrösse bleibe?

**Habsburg:** Da werden für mich zwei Dinge vermischt, die nicht recht zusammengehören. Was heisst denn «wirkliche Demokratie»? Die Demokratie ist ein Mittel zum Zweck, ein Verfahren zur Herstellung von Legitimität politischer Entscheide. Wenn jemand ein solches Mittel zum Zweck an sich erklärt, verschiebt er es in den metaphysischen Bereich. Dort hat es meiner Meinung nach nichts zu suchen. Freiheit kann ein solcher Zweck sein. Demokratie und auch der Rechtsstaat sind nur Mittel, um diesen Zweck sicherzustellen. Nehmen wir die Schweiz: Sie ist kein klassischer Nationalstaat und trotzdem eine Demokratie. Warum sollte das nicht auch in der Europäischen Union möglich sein?

**Weltwoche:** Die Schweizer Kantone hatten früher Untertanengebiete, zum Beispiel das italienischsprachige Tessin. Erst Napoleon setzte dem 1798 ein Ende. Nach dem Zusammenbruch des napoleonischen Regimes

schlossen sich die ehemaligen Untertanengebiete der Schweiz an. Warum? Weil die Leute dort fanden, sie seien in der Schweiz freier, als wenn sie in Nationalstaaten der Nachbarschaft aufgehen würden.

**Habsburg:** Sehen Sie, das stützt doch meine Einschätzung: Die Schweiz ist eine Demokratie, ohne ein richtiger Nationalstaat zu sein. Das muss kein Widerspruch sein.

**Weltwoche:** Moment, jetzt kommt das Problem der EU: Wenn die Bürger der Mit-

*«Nehmen wir die Schweiz: Sie ist kein klassischer Nationalstaat und trotzdem eine Demokratie.»*

gliedstaaten heute eine solche Kosten-Nutzen-Rechnung machen wie damals die Schweizer, kommen sie zum Schluss, dass ihnen der Nationalstaat mehr Freiheit, Demokratie und Sicherheit bietet als die Europäische Union. Jeder weitere Integrationsschritt wurde in der Vergangenheit abgelehnt, wenn denn die Bürger darüber abstimmen konnten.

**Habsburg:** Da möchte ich gar nicht widersprechen. Die EU ist in einer Formkrise, keine Frage. Es gelingt den überzeugten Europäern nicht, die Vorteile gemeinsamer Institutionen herauszustreichen. Beispiel Ukraine-Krieg: Es fehlt in der Europäischen Union eine koordinierte Aussen- und Sicherheitspolitik. Jeder kocht sein eigenes Süppchen. Das kann nicht im Interesse der Europäer sein. Wir haben in dieser Frage gemeinsame Interessen.

**Weltwoche:** Sie haben ein Unternehmen in der Ukraine, arbeiten mitten im Krieg. Was ist eigentlich Ihre Beziehung zu diesem Land? Warum sind Sie ausgerechnet in die Ukraine gegangen?

**Habsburg:** Ich bin seit einem Vierteljahrhundert in der Medienbranche tätig, zunächst in den Niederlanden und in den baltischen Staaten. Später erwarb ich auch in der Ukraine eine Radio-Lizenz, weil ich dort eine Geschäftsmöglichkeit sah.

**Weltwoche:** Betreiben Sie ein politisches Radio?

**Habsburg:** Ursprünglich war das ein reiner Musiksender. Inzwischen sind wir auch politisch positioniert, auf der proeuropäischen Seite. Es gab viel russische Propaganda in der Ukraine, obwohl eine Nachfrage nach europäischen Sichtweisen bestand. Diese Nachfrage versuchte ich zu befriedigen. Vielleicht spielte da auch eine persönliche Komponente hinein. 40 Prozent der Bevölkerung sprechen russisch. Aber das macht sie nicht automatisch zu Russen. Das sind russischsprachige Ukrainer, wie ich ein deutschsprachiger Österreicher bin. Die Sprache allein schafft noch keine Identität.

**Weltwoche:** Gibt es so etwas wie eine ukrainische Identität?

**Habsburg:** Ja, das würde ich schon sagen. Im Mittelalter kamen die Mongolen, die Goldene Horde, bis nach Kiew. Plötzlich war Kiew ein Khanat, wenn auch nur für kurze Zeit. Warum? Kiew lag im Einflussbereich der Hanse. Das schuf eine starke Kultur des Handels, an der die Mongolen letztlich scheiterten. So ergab sich eine Grenze zwischen der Hanse und der Goldenen Horde, die heutige Ostgrenze von Belarus und der Ukraine.

**Weltwoche:** Mit welchen Konsequenzen?

**Habsburg:** Viele Ukrainer fühlen sich heute als Europäer, auch im Osten. Das Land ist weniger gespalten, als oft gesagt wird – seit dem Ausbruch des Krieges erst recht. Ich war vor Jahren mit der früheren Ministerpräsidentin Julija Tymoschenko in der Ukraine unterwegs.

Sie stammt aus dem russischsprachigen Osten, ist aber überzeugte Europäerin.

**Weltwoche:** Wie schätzen Sie den früheren Präsidenten Wiktor Janukowytsch ein?

**Habsburg:** Sein grösster Fehler war, dass er sein zentrales Wahlkampfversprechen brach. Er sagte, er strebe eine Partnerschaft mit der Europäischen Union an, was er nach der Wahl nicht weiterverfolgte. Ich glaube, sein Vorbild war Alexander Lukaschenko in Belarus. Er wollte mit Hilfe Russlands ein starkes Regime in der Ukraine errichten. Das akzeptierte die Bevölkerung nicht. So kam es zum Maidan-Aufstand. Janukowytsch scheiterte an seiner Hybris. Er hielt sich für unantastbar. Nach dem Sturz besuchte ich sein Landhaus nördlich von Kiew. Weil ihm die Luft dort zu wenig gut war, hatte er sich einen Schacht zu einem zwanzig Kilometer entfernten Wald bauen lassen. So versorgte er sich mit Waldluft. Er hielt sich einen Zoo, mit Giraffen und Zebras, weil er gern exotisches Fleisch ass. Der Mann war megaloman und hochkorrupt.

**Weltwoche:** Nicht der einzige korrupte Politiker in der Ukraine.

**Habsburg:** Die Ukraine ist korrupt, das ist leider so – wenn auch nicht so korrupt wie Russland, wo dreissig Prozent des Volksvermögens bei weniger als hundert Personen liegen. Die Ukrainer wissen, dass sie ein Korruptionsproblem haben. Das Thema ist in den Wahlkämpfen allgegenwärtig. Ich kenne Petro Poroschenko, Janukowytschs Nachfolger, relativ gut und halte ihn für einen integren Politiker. Aber leider ist es auch ihm nicht gelungen, die Korruption um ihn herum einzudämmen.

**Weltwoche:** Was ist mit Wolodymyr Selenskyj? Wie schätzen Sie ihn ein?

**Habsburg:** Er ist heute der richtige Mann am richtigen Ort. Er hat es geschafft, die Propagandaschlacht zu gewinnen, was in der modernen Kriegsführung entscheidend ist. Er hat den Rückhalt des Volks und steht für die Ukraine. Das hätte ich vor ein paar Monaten noch nicht so gesagt. Er hat mich positiv überrascht.

**Weltwoche:** Und Wladimir Putin?

**Habsburg:** Er ist einer der reichsten Menschen der Welt, vielleicht sogar der reichste. Er regiert Russland wie ein Grosskhan, der nur zu wenigen Leuten persönliche Beziehungen unterhält. Er vergibt Lehen in Form von Staatskonzernen und hat so seine Macht gesichert. Wenn nun gesagt wird, er verteidige sich in der Ukraine gegen die Nato, halte ich das für wenig glaubhaft. Weshalb sollte er Angst vor einem Nato-Angriff auf Russland haben? Weshalb sollte die Nato einen Atomstaat angreifen? Das ergibt keinen Sinn. Putins Problem mit der Ukraine ist kein militärisches, sondern ein politisches. Die Ukrainer, ein ähnliches Volk wie die Russen, stürzten ihren korrupten Präsidenten Janukowytsch. Sie schufen damit ein Exempel, vor dessen Signalwirkung sich Putin fürchtet. Er regiert Russland seit zwei

Jahrzehnten kompromisslos. Wenn er überleben will, muss er an der Macht bleiben.

**Weltwoche:** Der Krieg dauert eigentlich schon seit 2014, obwohl wir im Westen bis zur Invasion der Russen im Februar 2022 kaum davon Kenntnis nahmen. Dieser Krieg wird mit aller Härte geführt, auch von den Ukrainern. Putin sagt, er müsse die russischsprachige Bevölkerung vor den faschistischen Kämpfern der Ukraine schützen.

*«Wenn es nicht die Ukrainer sind, die Putins Sturz befördern, dann vielleicht die Muslime.»*

Ist das völlig abwegig? Immerhin gibt es Rechts-extreme in den ukrainischen Streitkräften.

**Habsburg:** Die gibt es auch in der russischen Armee, und das nicht zu knapp. Der deutsche Bundesnachrichtendienst hat vor kurzem einen Bericht darüber veröffentlicht. Wir könnten nun aufrechnen, auf welcher Seite mehr Rechts-extreme kämpfen. Aber das halte ich für wenig sinnvoll. Der Krieg im Donbass ist schmutzig, auf beiden Seiten. Allerdings, und das muss man klar festhalten, beging die russische Seite die weitaus brutaleren Verbrechen. Erinnern Sie sich an den Abschuss von MH17, der malaysischen Passagiermaschine? Dabei kamen 298 Zivilisten ums Leben. Das hat die russische Seite zu verantworten. Das ist erwiesen, ohne jeden Zweifel.

**Weltwoche:** Wie soll es jetzt weitergehen?

**Habsburg:** Ich sehe aus europäischer Sicht zwei Kriegsziele. Das erste ist die Wiederherstellung der territorialen Integrität der Ukraine.

**Weltwoche:** Mit der Krim?

**Habsburg:** Inklusive Donbass und Krim, selbstverständlich. Selenskyj hat gesagt, er werde jedes Friedensabkommen einer Volksabstimmung unterziehen. Die Ukrainer werden niemals einem Friedensabkommen zustimmen, das nicht die territoriale Integrität ihres Landes wiederherstellt. Das halte ich für ausgeschlossen.

**Weltwoche:** Was muss das zweite Kriegsziel sein?

**Habsburg:** Ein Regimewechsel in Moskau, und zwar aus einer ganz einfachen Überlegung heraus: Welche Zukunft will ich für meine Kinder? Da bin ich egozentrisch. Ich will keine russische Armee, kein System Putin in meinem Vorhof haben. Ich hätte gerne eine echte Partnerschaft mit einem demokratischen, rechtsstaatlichen Russland. Es wäre mit seinen riesigen Ressourcen ein idealer Partner für Europa. Leider hält sich Putins Russland an keine Normen, an keine Rechts- und Wertvorstellungen, die uns heilig sind und die wir über Generationen aufgebaut haben. So jemand kann für uns kein Gesprächspartner sein.

**Weltwoche:** Müssten Sie dann konsequenterweise nicht für eine militärische Intervention der Nato plädieren?

**Habsburg:** Nein, nicht zwangsläufig. Sehen Sie, Russland ist immer noch ein Kolonialreich – anders als etwa China – und hat alle Probleme, die Kolonialreiche haben. Eine Lehre der Geschichte lautet: Früher oder später gehen Kolonialreiche unter. Wenn es nicht die Ukrainer sind, die Putins Sturz befördern, dann vielleicht die Muslime oder sonst eine Minderheit. Charles de Gaulle sagte einst, Frankreich trete erst der Europäischen Gemeinschaft bei, wenn es sein Kolonialsystem aufgelöst habe. Das halte ich für eine seiner grössten Taten. Er bewahrte Europa damit vor kolonialen Unruhen.

**Weltwoche:** Russland wurde immer autokratisch regiert. Trotzdem glauben Sie an eine demokratische Zukunft des Landes?

**Habsburg:** Ich bin Unternehmer, also Berufsoptimist. Ein Russland in seiner ursprünglichen Dimension, sicher bis zum Ural, ist ein einheitliches, zukunftsfähiges Land. Wer hätte denn gedacht, dass Deutschland nach zwei Weltkriegen so schnell ein stabiler demokratischer Rechtsstaat wird? Was es in Russland für eine Zukunft in Wohlstand und Frieden braucht, ist ein Umdenken. Wenn die Bevölkerung erst mal erkannt hat, dass es ihr in einer Partnerschaft mit Europa bessergeht als in der Gegnerschaft, kann es schnell gehen.

**Weltwoche:** Ihr Wort in Gottes Ohr!

**Habsburg:** Wenn man aus einer Familie wie meiner kommt, lernt man schon früh, in grösseren Zeiträumen zu denken. Man lernt aber auch, dass sich die Geschichte manchmal beschleunigt, verdichtet. Plötzlich wird möglich, was zuvor unmöglich schien. Deutschland und Frankreich waren Erzfeinde über Generationen, bis 1945, dem Ende des Zweiten Weltkriegs. Nur wenig später legten sie den Baustein für die heutige EU. Heute sind sie ein Herz und eine Seele, oder zumindest fast. Warum soll das in Osteuropa nicht auch möglich sein? Europa ist doch, trotz allem, eine Erfolgsgeschichte.



„Giacomo Casanova!  
Hast du dich schon wieder mit diesem  
jungen Gemüse herumgetrieben?!“



# Puma aus Wiedikon

Ein Zürcher triumphiert am Africa Cup. Seny Dieng heisst Senegals Nati-Goalie. Ich spielte mit ihm beim FC Red Star.

Roman Zeller

Sein Alltag sei eigentlich langweilig, sagt Seny Dieng cool, als wir uns beim Sihlcity in Zürich treffen: «Training, Regeneration, Spiele an den Wochenenden.» Trotz Sommerpause und tropischen Temperaturen kommt er direkt vom Training. Unweit entfernt, auf dem Sportplatz Allmend Brunau, hielt er ein paar Bälle. Am Ort, wo wir vor zehn Jahren zusammen spielten, er im Tor, ich im Mittelfeld. FC Red Star, A-Junioren, Meisterklasse.

In der Zwischenzeit hat es der 27-Jährige zum Stammgoalie der Queens Park Rangers gebracht, eines Vereins aus London in der zweithöchsten Liga. Für Schlagzeilen sorgte er im Januar, als er beim Eröffnungsspiel des Africa Cup den verletzten senegalesischen Keeper Edouard Mendy vertrat, seines Zeichens Welttorhüter in Diensten des FC Chelsea.

Seny hielt den Kasten rein. Und auch das zweite Spiel verlief für die mit Stars gespickte Mannschaft aus Westafrika erfolgreich. Am Ende gewann Senegal das Turnier. Mendy war zuletzt zwar ins Tor zurückgekehrt, aber der Triumph geht auch auf Senys Nacken. *One team, one spirit.* Seither ist der 1-Meter-93-Hüne in Senegal ein Star, jeder erkennt ihn, «überall». Der Gewinn des Africa Cup sei «der geilste Moment» seiner Karriere gewesen, erzählt er.

## Herrscher des Strafraums

Die Geschichte beginnt im Zürcher Friesenbergquartier. Seine Schweizer Mutter zieht Seny als Einzelkind gross, nachdem sie sich von ihrem senegalesischen Mann hat scheiden lassen. Das Leben des Jungen findet auf dem Fussballplatz statt. Was aus ihm geworden wäre, wenn nicht Fussballer – Seny weiss es nicht. «Ich hatte nur den Fussball.» Schon mit vier Jahren spielt er beim FC Wiedikon. Mit elf wechselt er zu YF Juventus.

Einmal, als er ins Tor geht und hält, was geschossen kommt, ist zufällig ein Scout des

FC Zürich anwesend. Er lädt den Jungen zum Probetraining ein. Seny, stur wie ein Büffel, geht nicht hin. Er sieht sich als Feldspieler. Goalie? Viel zu langweilig. Erst bei Red Star erkennt er sein Talent. Heute sagt er: «Es gibt



«Arbeit, Fleiss, Verzicht»: Fussballer Dieng.

nichts Besseres, als bei einem Stand von 0:0 dazwischenzupreschen, den Ball wegzufasten, dem Team entscheidend zu helfen. Ich lieb's, wenn's um alles geht!»

So kompromisslos, wie Seny das schildert, hütete er schon bei uns das Tor. Wir waren zwischen siebzehn und zwanzig Jahre alt. Seny, Jahrgang 1994, war erst sechzehn, der Jüngste

*«Ich konnte meinen Kollegen, wenn sie fragten, wie es mir laufe, nichts sagen. Es war zu peinlich.»*

im Team. Mit den Füßen konnte er locker mit uns Feldspielern mithalten. Noch besser war er im Tor. Er beherrschte den Strafraum, hatte ein unglaubliches Timing bei Flanken. Den Stürmern wurde es angst und bange, wenn er – immer mit Stollenschuhen – dazwischensegelte und reingrätschte. Auf der Linie war er sowieso pfeilschnell, wie eine Katze, ein Puma.

Hätte ich wetten müssen, wer von uns den Sprung zu den Profis schafft, ich hätte Seny gewählt – obwohl Christian Fassnacht, heute Nati-Spieler und YB-Captain, auf dem Flügel wirbelte. Seny war damals schon umworben. Die Bolton Wanderers aus der Premier League wollten ihn verpflichten. Weil Red Star eine Ablöse verlangte, scheiterte der Transfer. Für Seny brach eine Welt zusammen. Heute sagt er: «Vielleicht war das gar nicht so schlecht.»

## Arsenal ist interessiert

Über die GC-Junioren kämpfte er sich auf die Ersatzbank des Super-League-Teams hoch. Mit 21 wechselte er nach Duisburg, weil er dachte, da, beim Verein in der 2. Bundesliga, werde er sicher zum Einsatz kommen. Er spielte keine Sekunde. Ein böses Erwachen im Profi-Business, «die schwierigste Zeit meines Lebens», sagt er.

Weiter ging's nach England, wo ein Wechsel nach dem anderen folgte. Zeitweise war Seny – nun doch schon 23 – in die 6. Liga ausgeliehen. «Ich konnte meinen Kollegen, wenn sie fragten, wie es mir laufe, nichts sagen. Es war zu peinlich», sagt er heute. Schliesslich unterschrieb er bei den Queens Park Rangers, wo er zur Nummer eins reifte. Seit zwei Jahren ist er nun da, zwei weitere sollen folgen, zumindest laut Vertrag. Senys erklärtes Ziel: ein Premier-League-Verein, mit dem er die Champions League gewinnen kann.

Unmöglich scheint das nicht mehr. Schon 2021 interessierte sich der englische Traditionsverein Arsenal London, Senys Lieblingsklub, für den aufstrebenden Goalie. Fast zeitgleich nominierte ihn Senegals Trainer erstmals fürs Nationalteam. Um seine hochgesteckten Ziele zu erreichen, setzt Seny auf «Arbeit, Fleiss, Verzicht». Der Rest, so der gläubige Muslim, regle Gott. «Dann kommt alles, wie es kommen muss.»

---

# Kunst des Küssens

Nichts ist persönlicher, als wenn sich zwei Lippen treffen. Aber was ist ein guter Kuss? Erfahrungen von Prominenten aus Politik, Gesellschaft und Kultur.

## Zoë Jenny, Schriftstellerin

Für immer auf der Festplatte der Erinnerungen festgeschrieben ist der allererste Zungenkuss, der Kuss auf einen jugendlichen Mund. Genau so wie in meinem jüngsten Roman beschrieben: «Sie roch nach Kaugummi und Apfel. Ehe er sich's versah, drückte sie ihren Mund auf den seinen. Nass und warm schlüpfte ihre Zunge in seinen Mund und bewegte sich dort hin und her, als suche sie etwas. Zum Glück war hinter ihm ein Baumstamm, der ihm Halt gab, sonst wäre er bestimmt umgefallen.»

Zuletzt von Zoë Jenny erschienen ist «Der verschwundene Mond» (Frankfurter Verlagsanstalt).

## Alberto Venzago, Fotograf

Es gibt nur den einen. Unsterblich gemacht vom französischen Fotografen Robert Doisneau. 1950 beauftragte ihn das amerikanische Magazin *Life*, den neuen Lebenssprit der Europäer nach den düsteren Kriegsjahren einzufangen. Es entstand die meistproduzierte Postkarte der Welt. Nicht der Eiffelturm, nicht die Skyline von New York oder der Fernsehturm von Schanghai haben es geschafft. Doisneaus Kuss ist Spitzenreiter. Unzählige Pärchen haben sich beim Fotografen gemeldet und forderten ein «Modelhonorar», weil sie sich auf dem Bild entdeckt haben. Leider handelt es sich um ein gestelltes Bild mit professionellen Schauspielschülern. Perfekt inszeniert, sogar das Rathaus im Hintergrund ist leicht verwickelt. Echter kann man nicht türken. Es gibt mehrere Versionen mit sieben verschiedenen Pärchen, doch zur Ikone zu werden, das hat nur das eine in der Rue de Rivoli geschafft. Robert hat mir bei einem Treffen 1990 in Paris lachend gesagt: «Es ist zwar das berühmteste Bild der Welt, doch ich habe nichts daran verdient!»

## Yuliya Benza, Bachelorette

Es ist nicht die perfekte Location wie in einem Bilderbuch, die den perfekten Kuss ausmacht, und auch nicht die romantische Atmosphäre.

Es ist der Moment, in dem man sich so wohl und geborgen fühlt – auf einer Wellenlänge ist und einem die Worte fehlen. Der perfekte Kuss fühlt sich wie ein passendes Puzzleteil an, man muss sich nicht verstellen oder den Rhythmus anpassen, weil beide den gleichen Takt haben. Es fühlt sich an, als würde man zusammen verschmelzen und eins werden.

*«Der perfekte Kuss fühlt sich wie ein passendes Puzzleteil an, man muss sich nicht verstellen.»*

Yuliya Benza, Bachelorette

## Linus Reichlin, Schriftsteller

Bei einem guten Kuss passen die Münder zusammen. Das ist selten. Meistens ist der andere Mund zu breit, zu schmal, oder die Zähne stehen zu stark vor. Ist der Mund des anderen zu schmal und sind auch noch dessen Lippen zu dünn, läuft einem beim Kuss ein kalter Schauer über den Nacken. Stösst man mit den eigenen Zähnen gegen die des anderen, kriegt man Hühnerhaut. Ist der andere Mund zu breit, ist es, als würde man ein Nilpferd küssen. Aber wenn die Münder zusammenpassen, ist Küssen ganz nett.

Zuletzt von Linus Reichlin unter dem Pseudonym H. D. Walden erschienen ist «Ein Stadtmensch im Wald» (Galiani).

## Christian Stucki, Schwingerkönig

Was ist ein guter Kuss? Gut, dass ich gefragt werde. 2013 wurde mir schliesslich der «Kuss des Jahres» zugeschrieben. Damals, am Eidgenössischen Schwingfest, drückte ich meinem Kollegen Sempach Mätthu ein *Müntschi* auf die Stirn. Er bezwang mich im Schlussgang und wurde Schwingerkönig. Es war meine Art, ihm zu gratulieren. Eine spontane Ehrerweisung einer grossen Freundschaft und Respekt. Ohne zu überlegen, authentisch. Ich fühlte, also küsste ich, könnte man sagen. Ich glaube, das trifft auf jeden Kuss zu.

## Christoph Sigrist, Grossmünster-Pfarrer

Judas küsste Jesus im Garten Gethsemane und verriet so seinen Herrn. Judas fühlte sich von Jesus verraten. Er liebte ihn zuerst, weil er gegen politische Gewalt und religiöses Establishment aufstand. Er hasste ihn danach, weil er für Gewaltlosigkeit und Frieden Gottes eintrat. Der Judaskuss damals zieht seine Spur zu jedem Kuss heute. Verrätst du mich? Liebe ich dich? «Ein Kuss auf die Lippen gibt, wer richtig antwortet.» (Sprüche 24, 26). Ein richtiger Kuss bejaht, innig zu lieben.

## Cora Stephan, Schriftstellerin

Kein Kuss ist unschuldig. Die Kunst beim Judaskuss besteht darin, es den Geküssten nicht spüren zu lassen. Wer geküsst aussieht, hat sich zum Deppen gemacht. Es sei denn, er ist Kommunist: Bei denen war innige Knutscherei üblich, man denke an die alten weisen Männer Honecker und Breschnew. Männerfreundschaft? Ach was. Gewiss spielte da noch eine ganz andere Tradition als die brüderlich-christliche hinein: Die körperliche Nähe beim Küssen und Umarmen zwischen Männern diente stets der Vergewisserung, dass der andere keinen Dolch im Gewande führt. Küssen: eine Vorsichtsmassnahme.

Zuletzt von Cora Stephan erschienen ist «Margos Töchter». (Kiepenheuer & Witsch).

## Pascal Bruckner, Schriftsteller und Philosoph

Der Kuss ist in das Zeitalter des Verdachts eingetreten. Ein erstes Mal verschwand er mit dem Neofeminismus, der in ihm die Voraussetzung für eine Vergewaltigung sah. Der Film von François Truffaut «Baisers volés» (Gestohlene Küsse) aus dem Jahr 1986 würde heute «Tentative de harcèlement» (Versuch der Belästigung) heissen. Mit Covid wurde der Kuss zum Träger aller Übel, zum Kontaminator par excellence. Die Allianz aus Puritanismus und Hygiene hat die Verschmelzung der Lippen in ein kleines Verbrechen gegen Moral und Gesundheit ver-



*Wenn die Worte fehlen:* Szene aus dem Disney-Klassiker «Susi und Strolch» von 1955.

wandelt. Vielleicht überlebt der Kuss als vergessener Schatz, der dringend in das Kulturerbe der Menschheit aufgenommen werden sollte. *Zuletzt von Pascal Bruckner auf Deutsch erschienen ist «Ein nahezu perfekter Täter. Die Konstruktion des weissen Sündenbocks» (Edition Tiamat).*

### **Dania Schiftan, Sexologin und Psychotherapeutin**

Am Anfang einer Beziehung küsst man meistens sehr viel, was für die Paarbildungsphase wichtig ist. So entsteht die nötige Intimität. Ja, küssen ist etwas sehr, sehr Intimes. Nicht umsonst verzichten viele im Sexgewerbe explizit aufs Küssen. Im Laufe der Beziehung küssen sich Paare immer weniger. Ein Grund

dafür: Einige Frauen haben das Gefühl, dass der Mann sie bloss küsst, wenn er Sex will. Das kann abschreckend wirken. Wenn man aber ohne Hintergedanken um des Küssens willen küsst, erhält der Kuss einen regelrechten Qualitäts-Boost, was etwas Wunderschönes ist. Und küssen ist gesund, sagt man: Der Mund-zu-Mund-Austausch von Stoffen aller Art stärkt das Immunsystem.

### **Philipp Gurt, Schriftsteller**

Etwas in den Mund sagen ... Zugegeben, meine ersten Kusserfahrungen waren so, dass ich froh war, danach meine Zunge wiederzufinden. Über Sinn und Zweck hatte ich mir keine Gedanken gemacht. Es war nun mal so, dass ich

als Vierzehnjähriger zu küssen hatte. Sie war älter und zum Glück diplomatisch veranlagt. Sie sagte nur so Dinge wie: «... am Willen hat's nicht gefehlt, aber überleg dir fürs nächste Mal, was du einem Mädchen in den Mund sagen willst.» Sie hatte recht – Küssen ist ein non-verbales Streicheln der Seele, das gleichzeitig das Immunsystem stärkt.

*Zuletzt von Philipp Gurt erschienen ist «Bündner Abendrot» (Kampa).*

### **Vivien Wulf, Schauspielerin und Autorin**

Es gibt aus meiner Sicht keine Anleitung für den perfekten Kuss. Eine Sache, die aber stimmen muss, ist die energetische Anziehung zwischen zwei Menschen. Kann ich den ande-



Die wahre Kunst des Küssens verbindet auch die Körper und Seelen.

ren wortwörtlich gut schmecken? Ist man auf der gleichen Wellenlänge? Ist dem so, sind das gute Voraussetzungen für einen guten Kuss. Aus meiner Sicht heisst es also nicht: Liebe auf den ersten Blick, sondern eher Liebe auf den ersten Kuss.

Zuletzt von Vivien Wulferschien ist «Pretty Happy. Lieber glücklich als perfekt» (Edel Books).

«Es geht doch darum, wie man sich mit der Person, die man küsst, fühlt. Sie muss doch passen.»

Maddalena Fingerle, Schriftstellerin

### Maddalena Fingerle, Schriftstellerin

Gut küssen. Ich habe nie wirklich verstanden, was das heissen soll. Es geht doch darum, wie man sich mit der Person, die man küsst, fühlt. Oder von der man geküsst wird. Oder viel besser: mit der man sich küsst. Sie muss doch passen. Für mich heisst es: Die Stimme muss angenehm auf mich wirken. Aber das Wichtigste beim Küssen ist natürlich, dass man kein Blatt vor den Mund nehmen sollte. Und wenn es doch passiert, kann man es benutzen, um etwas Witziges darauf zu schreiben.

Zuletzt von Maddalenas Fingerle erschienen ist «Muttersprache» (Folio-Verlag).

### Eva Wannenmacher, Coach und «Kulturplatz»-Moderatorin

Die wahre Kunst des Küssens verbindet mehr als die Lippen zweier Menschen, so auch ihre

Körper und Seelen. Auguste Rodin hat diese Kunst meisterhaft in Marmor gemeisselt mit seiner Skulptur «Le Baiser»: Da liegt seine Hand auf ihrer Hüfte, ihr Arm schmiegt sich um seinen Nacken. Ein solcher Kuss ist ein Versprechen. Selbst gespürt zuletzt heute Morgen: ein zärtlicher Moment der Verheissung. Ich freue mich auf den Abend! Und wünsche allen Menschen ganz viele solcher Küsse.

### Christian Jott Jenny, Tenor, Schauspieler und Gemeindepräsident von St. Moritz

«Gern hab' ich die Frau'n geküsst ...» Nun, der Titel ist nicht von mir, sondern jener einer wunderbaren Arie aus der Operette «Paganini» von Franz Léhar. Die Arie geht weiter mit «... hab' nie gefragt, ob es gestattet

ist; dachte mir: nimm sie dir! Küsst sie nur – dazu sind sie ja hier!» – Alarm: Heute müsste, wenn man die Kultur-, Sitten- und Political-Correctness-Polizei fragen würde, diese Arie von Amts wegen verboten sein. Das geht ja gar nicht. Darin wird das vielgepriesene Macho-Dasein eines jeden Tenors auf die Spitze getrieben. Mein Professor, Reiner Goldberg, ein hochdotierter Wagner-Sänger und Operettenspezialist, hat solches noch auf den grossen Bühnen voller Inbrunst von sich gegeben. Und wir sind alle dahingeschmolzen. Wir haben auch nicht gefragt, ob es gestattet ist, sowas zu singen. Die Arie ist ein schöner Zeitzeuge aus einer Zeit, wo es, Pardong, einfach anders war. Lassen wir es dabei bewenden, und freuen wir uns darüber.

### Nina Burri, Schlangenfrau

Ein guter Kuss ist einer, der sich «richtig» anfühlt und bei dem es mit dem Gegenüber vom ersten Augenblick an matcht. Man hat nicht das Gefühl, darüber nachdenken zu müssen, was man tun sollte, damit es klappt. Er sitzt wie ein Stempel auf seinem Kissen. Wenn es sich anfühlt, als müsste ich danach eine Korrekturliste versenden, oder ich generell zu viel nachdenken muss, dann ist es bestimmt kein guter Kuss, sondern eher eine Warnung. Ich behaupte sogar, dass es ohne Harmonie beim Küssen für alles Weitere eher schwierig wird. Ich habe Erinnerungen an schlechte Küsse, bei denen ich gar um meine Zähne fürchten musste, weil ich den nicht gerade taktvollen Zungenrhythmus des Gegenübers unterschätzt hatte. Ein Kuss sollte sich wie ein Nachhausekommen anfühlen. Er versprüht Glücksgefühle, entsendet ein Kribbeln und strahlt von beiden Seiten her Lust auf den Partner aus. Auch wichtig ist, wie der Kuss schmeckt. Ein Kusspartner, der gerade geraucht hat oder seine Zähne nicht sauber geputzt hat ... nun, ein Kuss ist entlarvend, sagt viel über das Gegenüber aus.

### Doris Fiala, FDP-Nationalrätin

In jedem Land, jeder Kultur wird der Kuss anders interpretiert. Er meint längst nicht immer Intimität. Nicht jeder signalisiert die höchste Form von Nähe. Es gibt nichts Schöneres als den Kuss von Liebenden! Zärtlich erfolgt er von den Eltern an ihre Kinder. Wie ein Geschenk von Grosseltern an die Enkel – und umgekehrt: wie das grösste Glück. Der Kuss: ein Zeichen der Wertschätzung unter Freunden. Oder als Zeichen freudvoller Begrüssung. Der Kuss ist etwas vom Persönlichsten überhaupt: tröstend, liebend, leidenschaftlich, Dankbarkeit ausdrückend, Kraft spendend, verbindend. Küsse werden mit dem Alter bedeutungsvoller. Sich daran zu freuen, bringt Lebenskraft. In Friedens- wie in Kriegszeiten, immer.



# Deutschland, Deutschland über alles

Der *Tages-Anzeiger* ist journalistisch eine deutsche Kolonie geworden.



**G**lauben Sie mir, es passiert mir selten, dass ich beim Zeitunglesen den Atem anhalte. Dafür bin ich als Medienkonsument zu abgehärtet.

Vor ein paar Tagen allerdings ging mir wirklich fast die Luft aus. Ich las den *Tages-Anzeiger*.

Es sei klar, schrieb der *Tages-Anzeiger*, «dass nur noch ein Wunder die amerikanische Demokratie retten kann». Wirklich und wörtlich: «Nur ein Wunder kann die amerikanische Demokratie noch retten.»

Wunder allerdings sind wunderselten. Es ist damit zu 99,9 Prozent sicher, dass die USA von einer Demokratie nun zu einer Diktatur werden. Offen ist nur noch, wie der künftige Diktator heisst. Joe Biden? Donald Trump? Donald Duck?

Wie kann ein Blatt einen solchen Blödsinn drucken? Oder präziser gefragt: Wie kann ein Schweizer Blatt einen solchen Blödsinn drucken?

**D**ie Demokratien der USA und der Schweiz haben eine jahrhundertelange Verwandtschaft. Schon bei ihrem Unabhängigkeitskrieg um 1780 nannten die Vereinigten Staaten die freiheitliche Schweiz eine «sister republic». Die Schweizer Schwester übernahm 1848 wiederum wesentliche Elemente der US-Verfassung wie Menschenrechte und Gewaltentrennung.

Die Schweizer wie die Amerikaner wissen seitdem, wie unerschütterlich gewachsene Demokratien sind. Sie wissen es aus erlebter Erfahrung. Ihre Demokratien überstanden Bürgerkriege, Weltkriege, Staatskrisen und Wirtschaftskrisen.

Dass sich Amerika in eine Diktatur verwandelt, wie der *Tages-Anzeiger* nach den An-

hörungen zum Capitol-Sturm nun voraussagt, ist darum linkspopulistischer Quatsch.

Die Erklärung für den Quatsch ist einfach. Beim Thema Aussenpolitik haben beim *Tages-Anzeiger* die Schweizer nichts zu melden. Das Sagen haben hier die Deutschen.

Ende 2016 löste der *Tages-Anzeiger* sein Netz an Auslandskorrespondenten auf, um damit rund drei Millionen im Jahr zu sparen. Er schloss stattdessen einen Vertrag mit der *Süddeutschen Zeitung* und bezieht seinen Auslandteil seitdem weitgehend von dort. Das war ein schwe-

*Beim Thema Aussenpolitik haben beim <Tages-Anzeiger> die Schweizer nichts zu melden.*

erer strategischer Fehler. Denn seit Jahren dominieren internationale Themen wie Migration, Klima, Brexit, Trump, EU, Corona und Ukraine die publizistische Agenda. Der Auslandteil ist heute das wichtigste Element einer Zeitung. Hier die Autonomie aufzugeben, ist selbstmörderisch.

Der Auslandteil des *Tages-Anzeigers* ist heute typisch deutsch. Deutsche Journalisten aber unterscheiden sich von ihren Schweizer Kollegen in einem entscheidenden Punkt. Anders als die geschichtlich entspannten Schweizer halten sie die Demokratie nicht für ein sturm-erprobtes Modell, das kaum je ins Wanken gerät. Die Deutschen halten die Demokratie – keine Überraschung bei ihrer nationalen Historie – stattdessen für ein äusserst fragiles Gebilde, das dauernd vom Untergang bedroht ist.

Diese Obsession deutscher Medien, nach der es mit den Demokratien permanent zu Ende geht, gilt zu Hause wie ausserhalb. Wenn etwa eine rechtskonservative Partei wie die AfD in einer Wahl auf 20 Prozent der Stimmen kommt, ist von *Spiegel* bis *Zeit* sofort «die Demokratie in Gefahr».

**D**ie gleiche Paranoia haben deutsche Journalisten auch international. Überall auf der Welt sind sie von ihrer Wahnvorstellung der zerfallenden Demokratien getrieben.

Die Deutschen von der *Süddeutschen Zeitung* schreiben dann in ihrer Filiale des *Tages-Anzeigers*, «dass nur ein Wunder die amerikanische Demokratie retten kann». Sie schreiben im Zürcher Blatt, der jüngste Entscheid des Supreme Court bedeute für die USA «nicht weniger als das Ende der Demokratie». Sie schreiben, Boris Johnson unternehme in London einen «Angriff auf die Demokratie». Sie schreiben: «Brasiliens Demokratie ist reif für die Intensivstation.» Sie schreiben von einem «Ringeln um die Demokratie in Israel».

Nun sind das, von den USA über Grossbritannien bis Brasilien und Israel, allesamt bestandene Demokratien. Der *Tages-Anzeiger* behauptet fiebrig das Gegenteil und belegt seine Todesszenarien mit den Polemiken seiner Dienstherren im Norden. Das ausgedünnte Auslandressort in Zürich ist inzwischen so schwach, dass es selbst den grössten Unfug aus seinem deutschen Hauptquartier kritiklos übernimmt.

Es ist schade um den *Tages-Anzeiger*. Er ist noch immer die auflagenstärkste Zeitung der Schweiz. Doch dort, wo es drauf ankommt, ist er nur noch eine deutsche Kolonie.

---

# Sternenmann

Vor fünfzig Jahren veränderte David Bowie in vier Minuten die Welt. Sein Auftritt in der Musiksendung «Top of the Pops» ermutigte eine ganze Generation.

*Dominik Imseng*

**A**m 6. Juli 1972, einem Donnerstag, stellten fünfzehn Millionen Briten kurz nach 19.40 Uhr fest, dass nicht nur LSD das Bewusstsein erweitern kann, sondern auch die BBC.

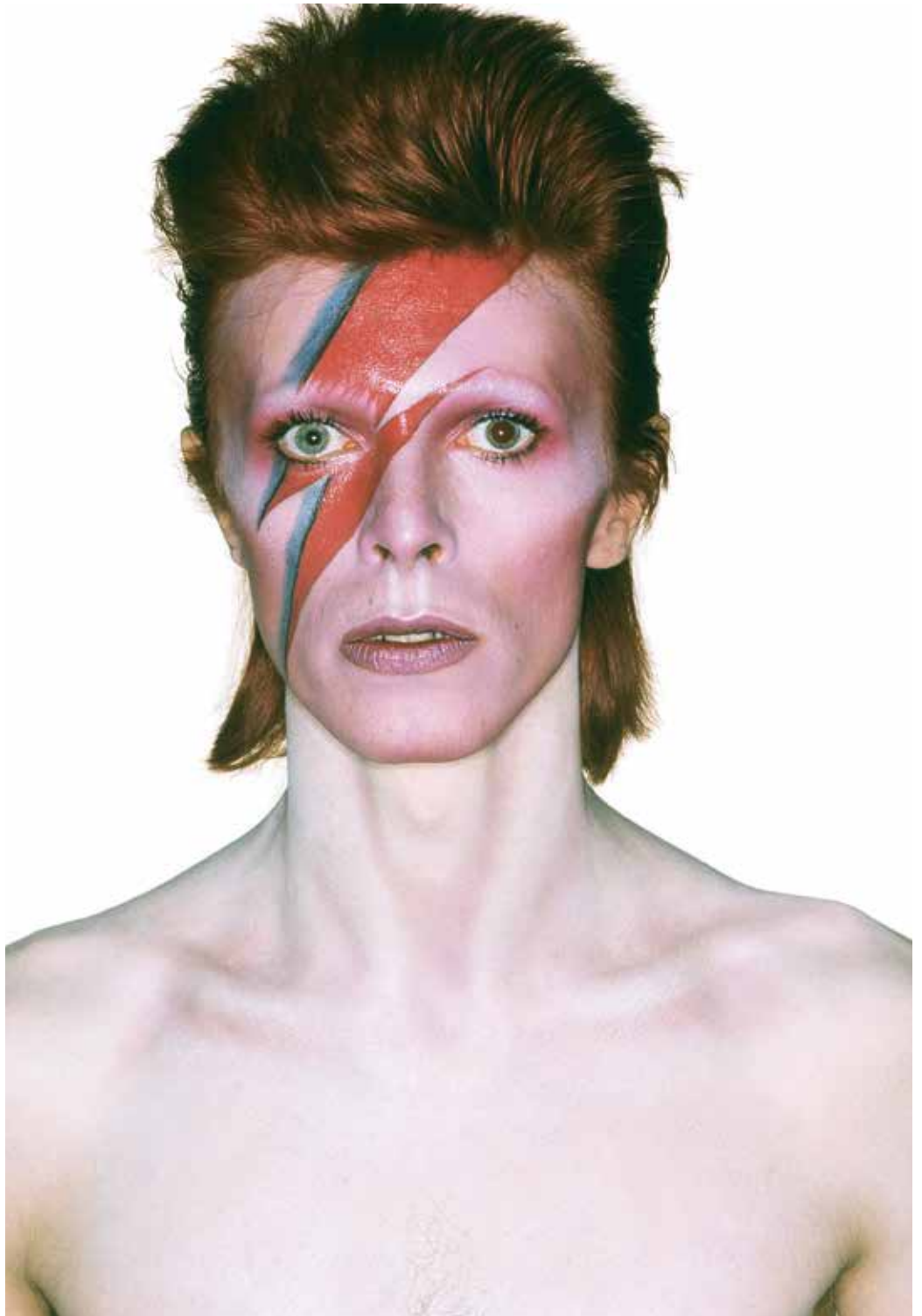
Der Trip begann, als in der britischen Musiksendung «Top of the Pops» ein junger Mann mit orangefarbenem Haar auf einer blauen Akustikgitarre ein paar verträumte Akkorde griff und zu singen anfang, wirres Zeug über einen Ausserirdischen, der sich in die Frequenz eines Radiosenders einklinkt, um mit der Menschheit zu kommunizieren.

Der bleiche Musiker war kein Unbekannter, aber doch ein Niemand. Seit einem Jahrzehnt schon hatte sich David Bowie verzweifelt bemüht, im Musikgeschäft Fuss zu fassen. Zuerst spielte er Rhythm 'n' Blues, dann Musical-ähnliche Songs, dann Folkrock. Aber alles, was der Londoner in den 1960er Jahren auf Vinyl presste, wurde ignoriert, mit einer Ausnahme: der Weltraumballade «Space Oddity», die von der Begeisterung für die Mondlandung im Juli 1969 profitierte und vier Wochen in den britischen Top Ten war. Danach ging Bowie aber wieder vergessen. Keines der drei Alben, die er zwischen 1969 und 1971 veröffentlichte, fand ein nennenswertes Publikum. David Bowie blieb ein ewiger Möchtegern und überlegte sich schon, Pantomime oder Zenmönch zu werden.

## Sprung auf den Glam-Rock-Zug

Doch auf einmal sah er seine Chance gekommen. Der britische Sänger Marc Bolan hatte Anfang der 1970er Jahre mit Hits wie «Ride a White Swan», «Hot Love» und «Get It On» einen neuen Musikstil entwickelt: Glam Rock – klassischer Rock 'n' Roll im Stil von Gene Vincent, entschleunigt und mit Streichern unterlegt. Die Teenager waren hin und weg von diesem neuen Sound, nicht zuletzt wegen Marc Bolans androgyner Erscheinung: Der lockenköpfige Sänger klebte sich Sternchen unter die Augen, schlang eine Federboa um den Hals und trug Damenschuhe.

David Bowie, der schon seit Jahren mit den Geschlechterrollen spielte und auf den Hül-



«Wie komisch – und wie wunderbar»: Chamäleon David Bowie (1947–2016).

len seiner letzten Alben mehr wie eine Frau aussah als wie ein Mann, sprang auf den glitzernden Glam-Rock-Zug auf, indem er sich in den ausserirdischen Rock-Messias Ziggy Stardust verwandelte. Zum Konzept gehörte, dass Bowies Ehefrau Angie – eine so schrille wie geschäftstüchtige Amerikanerin – ihrem Gatten einen neuen Look verpasste, irgendwo zwischen Mensch und Alien, Mann und Frau.

### Botschafter einer freieren Welt

Und so stand Bowie nun im Studio 8 der BBC, riss lässig die Gitarre hoch, zog eine Elvis-Schnute und stimmte dann den Refrain von «Starman» an, der ersten Single aus seinem neuen Album «The Rise and Fall of Ziggy Stardust and the Spiders from Mars».

Aber was zur Hölle war da auf einmal los? Während Bowie von einem Sternenmann sang, der uns Menschen kennenlernen wollte, der aber Angst hatte, dass wir darüber den Verstand verlieren könnten, trat der Gitarrist seiner Band – Mick Ronson – zu ihm ans Mikrofon, um mitzusingen. Und genau da passierte es, das Unfassbare: David Bowie legte einfach so den Arm um die Schulter von Mick Ronson und zog den Gitarristen innig an sich.

### Sex, Drugs and Rock 'n' Roll – natürlich. Aber doch nicht diese Art von Sex!

Konnte das wirklich sein? Hatten da gerade fünfzehn Millionen Briten zur besten Sendezeit gesehen, wie ein Mann zärtlich einen anderen Mann berührte? Unmöglich! So etwas Skandalöses war doch nicht gerade geschehen – oder etwa doch? In England war zwar Sex zwischen Männern seit 1967 kein Verbrechen mehr, wenn die Beteiligten mindestens 21 Jahre alt waren. Aber was das Gesetz erlaubte, war noch immer ein Tabu. Auch in der Musikszene. Sex, Drugs and Rock 'n' Roll – natürlich. Aber doch nicht diese Art von Sex!

Es folgte ein instrumentaler Zwischenteil, während dessen sich viele TV-Zuschauer wohl einzureden versuchten, dass da eine Art Unfall passiert war. Vielleicht drohte dieser furchtbar dünne David Bowie ja vor Hunger ohnmächtig zu werden und musste sich darum am Gitarristen seiner Band festhalten, der allerdings auch nicht viel mehr Fleisch auf den Knochen hatte.

Aber Achtung: Die BBC hatte lang genug die Teenager gezeigt, die sich hinter und neben der Band unbeholfen und Kaugummi kauend zur Musik bewegten. Das Lied ging weiter, die zweite Strophe begann.

«Ich musste jemanden anrufen», sang Bowie nun, während er direkt in die Kamera schaute, «und ich habe mich für dich entschieden.» Dabei richtete er seinen Zeigfinger auf das Objektiv und so gleichsam durch die Kamera hin-

durch auf jeden einzelnen der fünfzehn Millionen Briten zu Hause vor den Fernsehern, denen spätestens in diesem Moment klar wurde: Was sie da sahen, das war nicht einfach der Auftritt eines Sängers, der sein neues Liedchen vorstellte. Das war ein revolutionärer, ein transformativer Akt.

Dieser David Bowie, der in einem hautengen Overall steckte, dessen Stoff wie die Schuppen eines seltsam gemusterten Fisches schimmerte; dieser David Bowie, der gerade erneut zärtlich den Gitarristen seiner Band umarmte – noch selbstverständlicher, noch stolzer als zuvor – und dabei seine weisslackierten Fingernägel in die Kamera hielt; dieser David Bowie mit seinem orangefarbenen Haar und dem weiss gepuderten Gesicht war der Botschafter einer anderen, einer freieren Welt und verkündete: Du musst nicht aussehen, wie alle anderen aussehen. Du musst nicht tun, was alle anderen tun. Du kannst du selbst sein und aus diesem Ja zu dir selbst deine grösste Stärke machen.

### Von Schwarzweiss zu Technicolor

Und so nähten denn noch am selben Abend unzählige britische Teenager einen farbigen Knopf an das Jackett ihrer Schuluniform oder falteten einen Teil der Krawatte nach hinten, damit sie schmaler wirkte, oder liessen sich sonst etwas einfallen, um in Zukunft ein wenig anders auszusehen, ein wenig freier zu werden, ein wenig wie dieser fantastische, dieser unglaubliche David Bowie zu sein. Und natürlich standen auch viele vor dem Badezimmer-spiegel und versuchten, sich Bowies flauschige Vorne-kurz-und-hinten-lang-Frisur zu schneiden, was in der Regel komplett misslang, aber egal: Bowies vier Minuten in «Top of the Pops» verhalfen diesem ewigen Möchtegern nicht nur zum lang ersehnten Durchbruch – sie liessen auch die Welt von Schwarzweiss zu Technicolor wechseln, von eng zu unbegrenzt, von langweilig zu randvoll mit aufregenden Möglichkeiten.



Tatsächlich war der Auftritt Bowies an jenem Sommerabend eine Art Big Bang der Popkultur der 1970er und frühen 1980er Jahre, der in alle Himmelsrichtungen Inspiration und Kreativität schleuderte. Ob Punker wie die Sex Pistols, Dark Waver wie Siouxsie and the Banshees, New Romantics wie Duran Duran oder Synthiepopper wie Depeche Mode: Sie alle sassen am 6. Juli 1972 als Teenager vor dem Fernseher, als David Bowie auf dem Planeten Erde landete.

### Sein Auftritt befreite die Unfreien, ermutigte die Mutlosen, gab all jenen eine Stimme, die keine hatten.

Und sie alle fanden sein überirdisches Selbstbewusstsein so sexy, dass sie fortan nur noch ein Ziel kannten – selber Popstars zu werden.

«Ich spürte einen Schauer des Begehrens und wollte auf Bowies Planeten landen», erinnert sich Gary Kemp von Spandau Ballet, der zwölf war, als er Bowies Auftritt bei «Top of the Pops» erlebte: «In dieser Nacht habe ich meine Zukunft geplant.» Und Robert Smith von The Cure erzählt: «Ich sah Bowie im Fernsehen und legte sofort etwas von dem Make-up meiner älteren Schwester auf. Ich fand es grossartig, wie seltsam ich damit aussah und wie sehr es die Leute provozierte. Du trägst Eyeliner, und die Leute schreien dich an. Wie komisch – und wie wunderbar.»

### Bowies wichtigste Mission

Ganz besonders prägte Bowies Auftritt all jene, die nicht von Mädchen träumten, obwohl sie doch Jungs waren, oder nicht für Jungs schwärmten, obwohl das doch die meisten Mädchen tun. «Als ich David Bowie im Fernsehen sah, gab er mir ein Geschenk», erinnert sich die Gay-Ikone Boy George: «Das Geschenk, zu entdecken, wer ich wirklich bin – das Geschenk der Freiheit.» Dazu passt, dass Bowie zugab, den Refrain von «Starman» vom Lied «Over the Rainbow» gestohlen zu haben, das Judy Garland im Film «The Wizard of Oz» singt, eine der LGBTQ-Hymnen überhaupt. (Hören Sie genau hin: Der Oktavsprung zwischen «Some-where» in «Over the Rainbow» und «Star-man» ist derselbe.)

Vielleicht war dies die wichtigste Mission, die David Bowie an jenem Sommerabend zu erfüllen hatte: Mit seinem Auftritt bei «Top of the Pops» befreite er die Unfreien, ermutigte er die Mutlosen, gab er all jenen eine Stimme, die keine hatten.

David Bowie war der Sternenmann, von dem er sang, und er brachte ein Licht in die Welt, das bis heute leuchtet.

Den legendären Auftritt David Bowies bei «Top of the Pops» sehen Sie hier: [tinyurl.com/weltwoche-bowie](http://tinyurl.com/weltwoche-bowie)



Gleichheit der vier Sprach- und Kulturregionen: Blick auf Bern.

## Meine schimmernde Schweiz

Aufgewachsen in Moskau zu Sowjetzeiten, lebe ich nun schon lange in Bern. Als Historiker bin ich von der Geschichte meiner Wahlheimat fasziniert.

Igor Petrov

**E**s gibt die Meinung, dass die 1.-August-Reden ihre Bedeutung als Genre längst verloren haben, dass sie als politisches Instrument überflüssig sind, dass sie inhaltlich zu einer rhetorischen Übung geworden sind. Und dass es nicht so sehr darauf ankommt, worum es in einer Rede geht, sondern, vor welchem Hintergrund sie gehalten wird. Das Matterhorn? Der Rheinfall? Der Springbrunnen von Genf? Der Berninapass? Und was ist mit der Rütliwiese? Oder der Raffinerie de Collombey, die zum Abriss verurteilt ist? Jedes dieser Symbole löst eine Kette von Assoziationen, nonverbalen Hinweisen und Konnotationen aus, die eine bestimmte These in der jeweiligen Rede verstärken oder unterstreichen.

Ich weiss, was für eine grosse Kunst es ist, alles zusammenzufügen und am Ende ein rhetorisches Meisterwerk hinzubekommen. Heutzutage wird oft das Modewort «Narrativ» verwendet, um diesen Prozess zu beschreiben. Wir werden darauf noch zurückkommen. Auf der Suche nach meinem Podium hätte ich viel-

Bern

leicht den Rosengarten in Bern gewählt, der einen schönen Blick auf die Altstadt bietet. Die Kuppeln des Parlaments, das Bundeshaus, das traditionelle Symbol der Macht, sind irgendwo ganz weit weg, und im Vordergrund sind die mächtige Aareschlaufe und die Nydeggbücke zu sehen. Dies ist das älteste Quartier der Stadt. Die ersten Bewohner des zukünftigen Bern schlugen ihr Lager dort auf, wo es leicht zu verteidigen war, denn sie konnten sich die Rückseite und die Flanken mit dem Fluss abdecken. Denn damals wurde die Welt vom Krieg beherrscht und gelenkt!

Heutzutage wird die Welt immer noch vom Krieg gelenkt. Der Krieg war und ist der Schmelztiegel, aus dem eine Nation (vom lateinischen Wort *natio*, was so viel wie Familie bedeutet) geboren wird. Ein Krieg, der zum Tod

von Menschen, meist unschuldigen Menschen führt, ist wahrscheinlich nicht das geeignetste Konzept für eine Feiertagsrede. Aber wer sagt denn, dass Feiern unbedingt zügellose Fröhlichkeit bedeutet? Ich beschliesse, vom Rosengartenpark vorbei am bronzenen Albert Einstein zur O-Bus-Haltestelle am alten Bärengraben hinunterzulaufen, um dann zum Berner Hauptbahnhof zu fahren. Während der Trolleybus über das Kopfsteinpflaster rumpelt, denke ich an Symbole der Macht.

Schweizer Fahnen und Girlanden aus Fahnen mit den

Kantonswappen werden jetzt, zwei Wochen vor den Feiertagen, buchstäblich überall verkauft. Jedes Einkaufszentrum schafft um die roten quadratischen Flächen mit einem weissen Kreuz herum ein Biotop von Symbolen. Hier findest du alles, von Servietten über Tisch-



Blick eines Quantenbeobachters: Autor Petrov.



decken bis hin zum kompletten Käsefondue-Set, alles mit einem weissen Kreuz auf rotem Hintergrund verziert. Das gefällt mir sehr: ein politisches Symbol, das nicht auf einer ballistischen Langstreckenrakete, sondern auf einer Bratpfanne oder einem Topf leuchtet. Es ist auch ein sehr elegantes Symbol, dieses Kreuz, das die Gleichheit der vier Sprach- und Kulturregionen des Landes widerspiegelt.

### Für immer in Erinnerung

Wenn ich mir die Schweizer Fahne ansehe, die auf dem Pult neben meinem Computer steht, erinnere ich mich daran, wie der Sohn der Deutschlehrerin in meiner Moskauer Schule vor über vierzig Jahren am 7. November (das war der sowjetische 1. August) eine rote Flagge von einem Laternenmast herunterriss, nur um damit an einem Festtag auf der Strasse zu protzen. Seine Handlungen wurden als Verbrechen angesehen, und er wurde verurteilt. Warum? Weil du selbst nicht das Recht hast, dich aus freien Stücken über die Zugehörigkeit zu deinem Land zu freuen. Du bist nur verpflichtet, dies zu tun, wenn und wo der Staat es dir vorschreibt. Das traurige Gesicht der Lehrerin ist mir für immer in Erinnerung geblieben.

Ich komme am Bahnhof Bern an und nehme den Zug, der mich in die kleine Ortschaft Geltwil AG bringen soll. Mein Ziel: ein Denkmal, das zum Gedenken an eine der Schlachten des

### Wer in der heutigen Schweiz weiss, wo Geltwil liegt? Wer hält die Erinnerung an diese Schlacht wach?

Schweizer Sonderbundskrieges auf dem Friedhof Muri errichtet wurde. Wer in der heutigen Schweiz weiss, wo Geltwil liegt? Wer hält die Erinnerung an diese Schlacht wach? Allenfalls die örtliche Gemeinde? Und das nicht, weil diese Gedenkstätte unbedingt Touristen anlockt und Gewinn abwirft. Ganz einfach – weil in der Schweiz die nationalen Symbole, einschliesslich der Flagge, allen und jedem gehören, während das historische Gedächtnis vorwiegend eine Sache der individuellen Perspektive ist. Auch welche Rituale und Formen des Gedenkens am besten geeignet sind, das entscheidet jeder für sich allein.

Niemand wird aus Bern, dem politischen Zentrum, hierherkommen und einen riesigen Museumskomplex für eine Million Franken bauen lassen! Denn die Schweizer Geschichte auf nationaler Ebene ist immer nur ein Projekt, ein Versuch, Symbole und Zeichen aus der historischen Vergangenheit für eine Weile zu sammeln, sie in einer Art symbolischer Reihe anzuordnen, sie in Form eines flüssigen, schimmernden Artefakts zu präsentieren. Die berühmte Expo 02, die jetzt ihr Zwanzig-Jahr-Jubiläum feiert, hatte eine solche Mission. Sie

war erdacht, um ein landesweites historisches Narrativ zu erstellen (hier kommen wir wieder auf dieses Wort zurück). Und was man bekam, war ein riesiger Eisenkubus in der Mitte eines Sees, versteckt in einem dichten Nebel. Später wurde der Würfel eilig abgebaut und mit Erleichterung vergessen.

Wäre eine neue Ausstellung wie diese heute möglich? Sicherlich, aber mit Hilfe von «Zoom», das während der Pandemie so beliebt bei uns allen geworden ist. Die bunten Fensterreihen mit Gesichtern auf dem Bildschirm erinnern stark an einen Flickenteppich der Schweizer Kantone. Das wäre auch ein gutes Logo für die Ausstellung, für das Land und für seine Geschichte: Alle sprechen gleichzeitig, niemand besitzt der Weisheit letzten Schluss, und die geschriebene Geschichte ist nur ein Mo-



dell, ein Vorschlag, ein Anlass zu Diskussionen und zu einem rationalen Dialog auf dem ewigen Erkenntnisweg hin zur objektiven Realität.

### Und was ist mit 1307?

Die Rede zum 1. August ist ebenso ein Symbol, ein Ritual. Sobald eine Gesellschaft beginnt, sich nicht nur auf das zu verlassen, was von Natur aus angeboren ist, sondern auch auf das, was im Laufe der sozialen Interaktion gemeinsam erworben wurde, sobald es ein Ritual gibt, einen allgemein anerkannten Vertrag wie den Bundesbrief von 1291, dann verlässt diese Gesellschaft den prähistorischen Zustand und wechselt hin zum historischen. Diese Urkunde war weder der erste noch der letzte Vertrag, Pakt oder Bund, während die Statue von Wilhelm Tell in Altdorf ein ganz anderes Datum trägt: 1307. Tatsache ist, dass Ende des 19. Jahr-

hunderts etwas gefunden werden musste, um ein Land zu vereinen, dessen Bürger sich noch in jüngster Vergangenheit auf den Schlacht-

### Die Nation, die aus dem Feuer des Krieges geboren wurde, hat den Wert einer Partnerschaft erkannt.

feldern des Sonderbundskrieges gegenseitig umgebracht hatten, und es dauerte zu lange, bis 1907 zu warten!

Also wählte man ein Dokument mit einem richtigen Datum, holte den ersten Katholiken in den Bundesrat und feierte das 600-Jahr-Jubiläum (der Schöpfung, Entstehung, Gründung, man wird gebeten, das Gewünschte zu unterstreichen) der Schweizerischen Eidgenossenschaft. So entstand ein Narrativ, dem alle zustimmten, vorwiegend diejenigen, die den Sonderbundskrieg verloren hatten, denn die Rütliwiese liegt genau auf ihrem Gebiet. Und was ist mit dem Jahr 1307? Ist das wirklich wichtig? Das Wichtigste ist, dass die Nation, die aus dem Feuer des Krieges geboren wurde, den Wert einer Partnerschaft erkannt hat, die auf gegenseitigem Respekt und Zugeständnissen beruht!

### Alter, sonnenerhitzter Beton

Ich bin kein Physiker, sondern Historiker, aber ich bin mit dem Phänomen vertraut, wonach Objekte ihre Eigenschaften unter dem Blick eines Quantenbeobachters ändern. Die Geschichte der Schweiz verändert und wandelt sich unter meinem Blick; ich trage auch zu ihrem Verständnis und zur Entschlüsselung ihrer Bedeutung bei.

Ich weiss, dass die Schweiz nicht entstanden ist, weil jemand sie erobern wollte und man sich zusammenschliessen musste, um den Feind abzuwehren. Sie entstand, weil niemand sie unter seine Fittiche nehmen wollte; und die zukünftigen Schweizerinnen und Schweizer mussten sich, ob sie wollten oder nicht, gegenseitig helfen, um zu überleben. Das ist jetzt auch meine Geschichte. Ich setze mich schweigend hin auf die Stufen der bescheidenen Stele, die zum Gedenken an die Gefallenen bei der Schlacht von Geltwil errichtet wurde, und lehne mich mit dem Rücken gegen den alten, sonnenerhitzten Beton.

Igor Petrov leitet die russischsprachige Redaktion von Swissinfo.

# V für Victory!

Tati Compton ist die Tattoo-Künstlerin des Vertrauens von Hollywood-Stars wie Johnny Depp. Also genau die richtige Frau, um meine Jugendsünde, ein selbstgestochenes V, zu verschönern.

Tom Kummer

Los Angeles

Ich war achtzehn, als ich mir mein erstes Tattoo stach. Es war gerade nicht viel los in Bern. Sommer 1980. Und so versuchte ich es selbst, Punkt um Punkt, mit einer Nadel und schwarzer Tinte. Der gestochene Satz sollte lauten: «Verschwende deine Jugend». Ich schaffte nur ein V – verwaschen und entzündet. V für Victory!

Beim Selbstversuch mit Tinte scheiterten damals viele, die sich nicht in einen Tattoo-Shop getrauten. So entstanden unvollständige «Knast-Tattoos» im Do-it-yourself-Style. Meine damalige Freundin wollte mich zwar beruhigen und erzählte von den «Ursprüngen der *hand poking*-Technik», die viele Tausende Jahre zurückgehe. Naturvölker hätten spitze Knochen, Haifischzähne, Dornen oder die Stacheln von Kakteen benutzt, um ihre Haut mit Tattoos zu verzieren. Vor der Erfindung der ersten Tattoo-Maschine (so zirka 1890) konnten Tätowierer ihre Tinte nur von Hand unter die Haut bringen. Dazu wurden Nadeln in ein Gemisch aus Kohle und Wasser getunkt und vorsichtig Punkt für Punkt unter die Haut gestochen. Heute würden für *hand-poked* Tattoos natürlich sterile Nadeln und zertifizierte Tattoo-Farbe benutzt. Und sie seien definitiv weniger schmerzhaft als maschinell hergestellte Tattoos, und die Haut heile schneller. Wer's glaubt.

## Superstar der neuen Tattoo-Szene

Jedenfalls hielt meine Freundin damals Tattoo-Salons für «von Männlichkeit dominierte Räume». Und maschinell hergestellte Tattoos für eine «eher unangenehme Erfahrung, fern von jeder Sinnlichkeit». Es mag zwar seltsam erscheinen, Tätowierungen als geschlechtsspezifisch zu betrachten, weil sich heute so unfassbar viele Frauen tätowieren lassen. Doch die Sehnsucht nach einem entspannten Umfeld, in dem Tattoos entstehen, wird immer wichtiger. Denn noch nie haben sich so viele Frauen und Männer von Frauen tätowieren lassen. Und die Meisterin unter



«Kein Ego»: Unternehmerin Compton.

den *hand poke*-Artistinnen sitzt gerade vor mir. In einem Laden namens Saved Tattoo im Arts District von L.A. Die junge Frau heisst Tati Compton – Superstar einer neuen Tattoo-Szene. Tati wollte ich konsultieren, um es nochmals unter professioneller Aufsicht zu versuchen. Mehr als vierzig Jahre später. Aber Tati sei bis Ende Jahr ausgebucht, behauptet ihre Assistentin.

Echt jetzt? Selbst für ein simples V auf dem Unterarm?

Ja!

Auf ihrer Warteliste stehen Namen wie Lana Del Rey, Jodie Foster, Kendall Jenner oder Brad Pitt. Sie könne mir jedoch zehn Minuten ihrer kurzen Pause schenken, okay?

Sehr okay, Tati!

Ihre Augen erscheinen jetzt so gross wie die von Riesenkulleraugen-Girls, richtig süsse Neo-Hippie-Unschuld führt sie in ihrem Gesicht vor. Dazu zieht sie jetzt beim Gespräch teeniemässig die Knie bis zur Brust und beugt den Oberkörper nervös vor und zurück. Sie rede wirklich nicht gerne mit Journalisten, auch wenn ich beteuere, ich sei gar kein Journalist. Sie versucht jetzt die Nervosität zu unterdrücken, indem sie ihren Zeigefinger über ihre Hand-Tattoos kreisen lässt, die meiner Meinung nach – obwohl ich kein Experte bin – so eine Art Punk-Spirit verkörpern.

Als ich die Arbeit von Tati Compton zum ersten Mal sah, war ich sofort vernarrt in ihre Designs und ihren Drang, Tattoo-Stereotype auf den Kopf zu stellen: indem sie ein super einladendes Umfeld für ihre Kundinnen schafft.

Mit Erfolg! Wenn es um Stick-'n'-Poke-Tattoos geht, ist Tati Compton längst ein Superstar, obwohl sie das nicht gerne hört. Mit mehr als 260 000 Followern auf Instagram nimmt sie Buchungen nur drei Monate im Voraus entgegen. Und sie sagt es jetzt in einem wirklich sehr gelangweilten Tonfall: «Ich wollte nie Anerkennung, und um Ruhm geht es sowieso nicht. Deshalb ist Tätowieren so grossartig. Weil es für jemand anders ist.»

Sie möchte jetzt aber draussen sitzen, in ihrem Schönwetterbüro – eine Terrasse – neben Palmen, die rhythmisch im Wind schwanken. Gerade hat sie die Arbeit am Oberschenkel einer Kundin namens Brooke Candy unterbrochen. Das ist eine US-Rapperin, Tochter von Tom Candy, ehemaliger CFO

des *Hustler Magazine*, und Gespielin des Popstars Grimes, der Partnerin von Elon Musk. Diese Brooke Candy schaut jetzt bei unserem Gespräch vorbei und erzählt mir dabei super happy, wie sie sich gerade einen Fenchelsalat bei einem angesagten Veganer-Restaurant bestellt habe. Sie lächelt mich an, will aber nichts zu Tatis Arbeit sagen.

Ich kann dabei leider nur einen kurzen Blick auf Brookes Rücken und Hand werfen. Aber das Wenige, was ich erkenne und mir merken kann, ist wirklich zauberhaft: Tattoos, die einen Teufelsschädel zeigen, der sich hinter einer fröhlichen Maske direkt unter ihrem Hals versteckt. Die Worte «Bite it you scum» auf dem linken Schulterblatt. «777» neben

*Auf ihrer Warteliste stehen Namen wie Lana Del Rey, Jodie Foster, Kendall Jenner oder Brad Pitt.*

einem durchgestrichenen «666». «True» und «real» auf ihren Fingerknöcheln. Stacheldrahtknoten am rechten Zeigefingerknöchel.

Als sich dann Brooke verabschiedet hat, frage ich Tati, was sie sonst noch so Aufregendes auf ihren Körper gestochen habe.

«Stacheldraht Herzen um beide Brustwarzen. Flammen auf ihren Brüsten. Ein Playboy-Bunny-Skelett über dem Bauchnabel. Kirschen auf ihren Hüften ...»

### Feminine Strichzeichnungen

Tati Compton wuchs in der Nähe von San Francisco auf, und sie erzählt jetzt kurz, wie sie nie aufs College gegangen sei. Sie habe ihre Highschool-Abschlussprüfung verpasst, weil sie an jenem Tag viel zu bekifft gewesen sei. Ihre ersten Tattoos stach sie sich mit ihrer Freundin. Sie waren sechzehn. Es entstanden feminine Strichzeichnungen in schwarzer Tinte mit dunklen und himmlischen Themen, die von Okkultismus, Mythologie und Astronomie inspiriert waren.

«Wir wollten es sofort machen, wenn uns eine Idee kam, und darum hatten wir immer Nähadeln und Tusche bei uns.»

Es habe dann ein bisschen gedauert, bis sie zum Profi wurde. Weil sie wirklich mies im Geschäftlichen sei. Und überhaupt: kein Ego habe, sich auch kein Ego wünsche.

Sie begann dann mit «hausgemachter» Tattoo-Kunst zu experimentieren, zog mit zwanzig nach Los Angeles, wo sie ihre Pionierarbeit im Do-it-yourself-Style begann, um dann Stick-'n'-Poke-Tattoos in eine angesehene Kunstform zu verwandeln.

Und plötzlich hätten so Leute wie Sofia Coppola und Johnny Depp im Laden vorbeigeschaut. Wahnsinn!

«Johnny wollte sich übrigens kürzlich ein V stechen lassen. Wie du!»

# Güldene Glieder, entblösster Busen

Gemeinden und Kantone widersetzen sich dem Zeitgeist. Kleine Schweizer Wappenkunde.

Max Kern

Die Schweiz zählt 2148 Gemeinden. Viele Wappen dieser öffentlich-rechtlichen Körperschaften wirken in unseren pruden, politisch hyperkorrekten Zeiten erfrischend unangepasst. Allein 180 Gemeindepappen zeigen Tiere mit einem erigierten Penis, manche auch zwei oder drei, meist in grellem Rot. Gimel VD führt in seinem Hoheitszeichen, gewöhnungsbedürftig, sogar zwei nackte Jungen.

Nimmt man die 26 Kantonswappen dazu, findet man landesweit 210 primäre männliche Geschlechtsmerkmale in den Wappen. Und wie steht's mit der weiblichen Entsprechung? Auf 210 Gemächte kommt in der Schweiz keine einzige Vagina. Nur ein entblösster Busen ist zu finden. Und in Sachen diverse Geschlechter heisst's: Fehlanzeige!

Mehr noch: In einer Volksabstimmung in Kriens LU entschieden sich 2018 fast 70 Prozent dafür, dass der zuvor geschlechtslose Wappen-Bär einen feuerroten Penis erhielt. «Das Geschlecht eines Wappentieres ist eigentlich immer knallrot und deutlich sichtbar, so wie etwa die Zunge», sagte Joseph Galliker, der damalige Präsident der Stiftung Schweizer Wappen und Fahnen.

### Regenbogenwanne?

Gerade am 1. August sind die Wappen allgegenwärtig. Keine Feier ohne Fahnen! Zoologisch interessierte Festbesucher kommen dabei besonders auf ihre Kosten.

Häggenschwil SG führt laut Blasonierung (fachgerechte Beschreibung eines Wappens)

«zwei herschauende, rotbewehrte und rotgezungte, golden gekrönte Leoparden auf Gelbdar». Freienbach SZ bringt's gar auf drei Löwen mit güldenen Gliedern. Magliaso TI präsentiert zwei schwarze Löwen mit schwarzem Geschröt auf gelbem Grund.

Bei den Kantonen sticht der rotbewehrte Berner Bär hervor. Auch der Schaffhauser Widder muss keinen Vergleich scheuen. Die Wappenhistoriker schreiben: «In Gold ein springender schwarzer Mufflon-Widder mit roter Zunge, goldener Krone und Mannheit, goldenen Hörnern und Hufen.»

Die beiden Appenzeller Halbkantone führen je den gleichen schwarzen Bären mit rotem

*Zoologisch interessierte 1.-August-Festbesucher kommen besonders auf ihre Kosten.*

Phallus im Wappen. In Graubünden ist's der Steinbock mit rotem Penis und schwarzen Hoden. Im Thurgau sind's zwei gelbe Löwen mit roter Mannheit.

Und wo findet man die einzige Nacktbadende auf einem Schweizer Wappen? In der Walliser Gemeinde Val de Bagnes VS, zu der ironischerweise der Wintersportort Verbier gehört. Die Heraldiker beschreiben die sommerliche Darstellung so: «In Blau natürliches Paar in gelbem Badezuber sitzend [...]»

Bleibt die Frage: Wann folgt die bartragende Frau in der Regenbogenwanne? Man sollte in Sachen Wappen für alles gewappnet sein.



Deutlich sichtbar: Wappen von Kriens LU, Freienbach SZ, Gimel VD und Val de Bagnes VS (v. l.).

# «Die Dauerkrise ist die neue Normalität»

Markus Blocher zählt zu den erfolgreichsten Unternehmern der Schweiz. Hier spricht er über Energieknappheit, globale Abhängigkeiten und Korruption in der Politik.

Beat Gygi

**D**ie Baufirmen arbeiten um die Wette, zwei grosse Gebäude werden auf dem Gelände des Chemieunternehmens Dottikon ES (Exclusive Synthesis) hochgezogen. Markus Blocher, Konzernchef, Verwaltungsratspräsident und Mehrheitseigentümer, richtet den Zulieferer von Spezialitäten für die Pharmabranche auf weiteres Wachstum aus. Das Unternehmen wurde 1913 gegründet, war früher als Sprengstofffabrik bekannt, wurde 1987 von Ems-Chemie übernommen. Nach der Wahl Christoph Blochers in den Bundesrat 2003 ging die Ems-Gruppe an seine Kinder. 2005 wurde Dottikon via Börsengang verselbständigt. Sohn Markus Blocher übernahm die Mehrheit und machte Dottikon ES in ausdauernder Umbauarbeit zu einem Hochleistungs- und Ertrags-Champion. Wie wirken sich nun die Störungen in der Weltwirtschaft aus? Was ist zu tun? Wir treffen ihn auf dem Fabrikgelände in Dottikon.

**Weltwoche:** Herr Blocher, ein Chemieunternehmen wie Ihre Dottikon ES steht jetzt im Sturm. Lieferketten sind beschädigt, die Energieversorgung ist unsicher, bei Strom und Gas drohen Rationierung, Rohstoffe fehlen. Fallen wir quasi in die Steinzeit zurück?

**Markus Blocher:** Nach meiner Einschätzung ist die Dauerkrise die neue Normalität. Das begann in unserer Branche schon vor zehn Jahren, als Chinas Regierung die Umweltstandards verschärfte, um die Umweltbelastung zu verringern, was ja auch ein richtiges und wichtiges Ziel ist. Viele Lieferanten von Rohstoffen und Vorprodukten fielen deswegen jedoch aus dem Markt. Lieferunterbrüche häuften sich quer durch die ganze Wertschöpfungskette, wir mussten reagieren.

**Weltwoche:** Wie?

**Blocher:** Indem wir mehr Vorprodukte selber produzierten, die Beschaffung auf mehr Zulieferer abstützten und die Lagerhaltung verstärkten. In der Fachsprache: Wir haben unser Unternehmen rückwärts integriert, mehr Prozesse unter die eigene Kontrolle genommen und so Sicherheit gewonnen.

**Weltwoche:** Was macht Dottikon ES genau?

**Blocher:** Wir sind Zulieferer von Wirkstoffen für die Pharmabranche und für die Industrie. Unsere chemischen Bestandteile in den Medikamenten oder in den industriellen Produkten sind entscheidend für deren Wirkung. Vereinfacht gesagt, suchen wir die besten Wege für Synthese und Produktion der Wirkstoffe und stellen sie in unseren Anlagen her.

**Weltwoche:** Und Sie machen das ausschliesslich hier in Dottikon im Aargau?

**Blocher:** Ja, wir verfolgen eine Einstandortstrategie. Alle Abteilungen des Unternehmens sind in geringer Entfernung und miteinander verbunden, die Produktionsanlagen sind übergreifend nutzbar, wir haben kurze Kommunikations- und schnelle Entscheidungswege, die Sprache ist Deutsch. Man könnte «Made in Switzerland» auf unsere Produkte schreiben, weil der Grossteil der Wertschöpfung hier erbracht wird. Die Rohstoffe machen nur etwa 25 Prozent davon aus. Wir investieren jetzt weitere 700 Millionen Franken in neue Anlagen und schaffen 200 neue Arbeitsplätze.

**Weltwoche:** In der Dauerkrise?

**Blocher:** In der neuen Normalität. Covid-19 hat alle Lieferketten durchgeschüttelt. Auf den Nachfrageeinbruch folgte plötzlich der Nachholbedarf und rüttelte alles wieder durch. Mit dem russischen Angriff auf die Ukraine wurden die Wertschöpfungsketten nochmals massiv

*«Europa hat immer opportunistisch gehandelt. Nun kommt die Quittung dafür.»*

getroffen, mit Ausfällen bei Gas, Stahl, Lebensmitteln, aber auch Neon. Und die Zero-Covid-Massnahmen in China verschärfen die Störungen. Dies lässt die Kosten und folglich die Teuerung und die Zinsen steigen.

**Weltwoche:** Ist die Globalisierung am Ende?

**Blocher:** Aus geopolitischer Sicht erleben wir schon seit einigen Jahren eine Regionalisierung der Weltwirtschaft mit den drei Haupt-Playern USA, China und Russland. Russland steht jetzt natürlich im Fokus, aber die hauptsächlichen



«Man fährt das System an die Wand»:

Gegenspieler sind die USA und China, die um die weltwirtschaftliche Vormachtstellung kämpfen.

**Weltwoche:** Wo ist Europa?

**Blocher:** Europa versuchte sich stets zwischen den Positionen hin und her zu bewegen. Das Problem von Europa ist, dass es keine Strategie hat.

**Weltwoche:** Ist es denn als eigenständiger Player zu schwach?

**Blocher:** Wirtschaftlich gesehen ist es nicht klein, technologisch ist es stark, nur hat es sich bisher nie richtig entschieden zwischen China, Russland und den USA. Man versuchte, auf allen Hochzeiten zu tanzen.

**Weltwoche:** In der Wirtschaft ist es doch gut, möglichst überall dabei zu sein.

**Blocher:** Wenn man auf verschiedenen Hochzeiten tanzt, holt das einen früher oder später ein. Ich muss doch wissen, wer meine Partner sind, wo ich strategisch die wichtigsten Interessen habe. Aber Europa hat immer opportunistisch gehandelt, da dominiert kurzfristiges Denken für kurzfristige Vorteile. Nun kommt die Quittung dafür. Die Europäer zeigen sich jetzt zwar überrascht, aber es hat sich doch schon seit Jahren abgezeichnet, dass es zu einer Ost-West-Separierung kommt.

**Weltwoche:** Hätte sich denn Europa früher für eine bestimmte Seite entscheiden sollen?

**Blocher:** Meiner Ansicht nach hätten die Europäer in der Ära Trump, als die Rivalität gegen-



Unternehmer Blocher.

über China klarer zutage trat, das Thema mit den USA eingehender besprechen und versuchen sollen, in der westlichen Welt wieder stärkere Allianzen zu schmieden.

**Weltwoche:** Aber China ist für Europa eben auch ein wichtiger Markt.

**Blocher:** Vor allem für Rohstoffe und Komponenten, womit sich der Westen billig eindeckt und sich damit in Abhängigkeiten begibt. Es wird gesagt, dass 80 Prozent der Materialbestandteile eines Produktes im Laufe des industriellen Herstellungsprozesses mindestens einmal das Südchinesische Meer passieren.

**Weltwoche:** Davon sollte man ein wenig wegkommen?

**Blocher:** Interessanterweise haben die amerikanischen Unternehmen besser verstanden, was mit Blick auf China nötig ist. Sie unternahmen früher Anstrengungen zur Entflechtung von China, zur Repatriierung oder zum sogenannten *nearshoring* und *onshoring* – wie man das auch immer nennen mag. In Europa ist man opportunistischer, auch in den Firmen, wo man sich lange einfach auf die Lieferungen aus China verliess. Die Amerikaner leiden jetzt weniger unter den Corona-Einschränkungen für Importe aus China, weil sie mehr Vorkehrungen getroffen haben.

**Weltwoche:** Sie sind mit Dottikon ES eigentlich eine Art Pionier der Repatriierung?

**Blocher:** Ich bin der Ansicht, dass wir in der gesamten Industrie wieder wesentliche Teile in die Schweiz zurückholen müssen. Der Westen hat in der Vergangenheit vieles dankbar nach Osten ausgelagert, unter anderem energieintensive Prozesse, Umweltbelastungen. Wir haben uns schön gerechnet in Energie- und CO<sub>2</sub>-Bilanzen sowie anderen Dingen, da ja das Unangenehme im Ausland anfiel.

**Weltwoche:** Geht das nicht mehr?

**Blocher:** Energieintensive Industrien wie Stahl muss man aus strategischer Sicht wieder zurückholen. Das lässt den Energieverbrauch in Europa, aber auch in der Schweiz wieder steigen. Und da steht natürlich unsere ganze Energiewende quer in der Landschaft.

**Weltwoche:** Ist die Verlagerung in Richtung erneuerbarer Energien denn falsch?

**Blocher:** Aus ganz langfristiger Perspektive betrachtet, ist die Energiewende kein falsches Vorhaben. Aus wissenschaftlicher Betrachtung ist sie wahrscheinlich richtig. Aber so, wie das Ganze jetzt geplant ist, ist die Zeit viel zu kurz, und man lässt wichtige Gesetzmässigkeiten ausser Acht.

**Weltwoche:** Welche?

**Blocher:** Der Hauptfehler der Energie- und Klimapolitik besteht darin, dass man Ziele festlegt, aber keine Ahnung hat, wie der Weg dorthin aussieht. So will man bereits wichtige Teile

des Versorgungs- und Erzeugungssystems abstellen, bevor die Alternativen voll funktions- und leistungsfähig ausgebaut sind. Gleichzeitig beschliesst man Änderungen, die gesamthaft betrachtet deutlich mehr Energie und Strom brauchen. Klar, all das wurde ja schon in den Debatten zum Energiegesetz diskutiert, aber die Lücken und die Kosten sind jetzt noch grösser geworden. Es wird extrem teuer, die Ziele sind unreal.

**Weltwoche:** In welcher Hinsicht?

**Blocher:** Viele Firmen haben Ziele wie netto null CO<sub>2</sub>-Emissionen im Jahr 2050 formuliert. Diese liegen erstens weit in der Zukunft

*«In der Politik kann man gar nicht so viel bewirken. Im Parlament geht es darum, sich darzustellen.»*

und sind kaum zu erreichen, was die heutigen Manager gar nicht wirklich interessiert, da sie für ein Nichterreichen nicht die Verantwortung übernehmen müssen. Zweitens ist der Weg unklar und extrem schwierig. Eigentlich müsste man mit den physikalischen Grundlagen beginnen, zum Beispiel mit den thermodynamischen Hauptsätzen 1 und 2.

**Weltwoche:** Wie lauten die?

**Blocher:** Ganz summarisch: Der erste Hauptsatz besagt, dass Energie in einem geschlossenen System konstant bleibt und durch Prozesse lediglich umgeformt wird. Der zweite Hauptsatz hält fest, dass diese Prozesse zu einem Teil irreversibel sind. Die Kenngrösse Entropie ist ein Mass für diese nichtumkehrbare Energietransformation oder zunehmende Unordnung und wäre hilfreich für das Verstehen der Zusammenhänge.

**Weltwoche:** Sie sind Doktor der Chemie, aber für normale Leute ist das schwieriger.

**Blocher:** Es ist ein komplexes Thema, aber es wäre gut, wenn man sich damit wenigstens ansatzweise auseinandersetzen würde, da dies immerhin die physikalischen Grundlagen der Klimapolitik sind. Jedenfalls wäre es mir lieber, wenn man in der Politik im Zusammenhang mit Klimawandel etwas von statistischer Thermodynamik verstehen würde statt vom Klavierspielen.

**Weltwoche:** Halten Sie die Gesamtsteuerung der Energiewende nicht für machbar?

**Blocher:** Man hat jetzt Schritte zur Abschaltung von Bestehendem eingeleitet, ohne dafür zu sorgen, dass das Neue funktioniert – damit fährt man das ganze System an die Wand.

**Weltwoche:** Sie müssten halt doch in die Politik einsteigen, obwohl Sie sagten, Sie wollten nicht.

**Blocher:** In der Politik kann man gar nicht so viel bewirken. Im Parlament spricht man ja schon lange nicht mehr miteinander, da geht es vor allem darum, sich darzustellen. Ein gemeinsames Ziel gibt es nicht mehr. Es sind eher

Partikularinteressen verschiedenster Minderheiten, die befriedigt werden, aber ein Konsens über das, was wir insgesamt erreichen wollen, ist nicht vorhanden. Meiner Ansicht nach kann man mehr bewegen im lokalen Bereich. Und im Kanton kann man mit den Behörden zusammenarbeiten und auf diese Weise etwas erreichen.

**Weltwoche:** Auf nationaler Ebene gibt es immerhin harte Auseinandersetzungen, etwa über CO<sub>2</sub>-Regulierungen.

**Blocher:** Aber es wird nicht ernsthaft nach Lösungen gesucht. Das betrifft alle Parteien gleichermassen. Wenn man die Parteiprogramme anschaut, findet man überall Forderungen, aber Lösungswege, wie man dahin kommt, sind keine erkennbar. Es ist ernüchternd.

**Weltwoche:** Dann fehlt in der Schweiz ein funktionsfähiges Verhandlungssystem in wichtigen Fragen?

**Blocher:** Das einzig Beruhigende ist, dass in der Evolution immer dann, wenn das Umfeld schwieriger wird, in der Reproduktion Fehler passieren. Diese Fehler führen zu neuen Arten und neuem Verhalten und zu Veränderungen, welche überlebensfähiger machen. Das kann man auch auf Gesellschaften und Unternehmen übertragen.

**Weltwoche:** Dann darf man optimistisch sein, dass die Wende irgendwie gelingen wird?

**Blocher:** Nicht nur. Sehr pessimistisch bin ich mit Blick auf den Umgang mit dem, was wir aufgebaut haben. Wir haben einen grossen Wohlstand erreicht, durch den Aufbau von intelligenten Organisationen und komplexen, effizienten Strukturen. Jetzt haben wir begonnen, diese Errungenschaften zugunsten von Partikularinteressen zu bewirtschaften und auszubeuten. Somit lähmen wir uns durch eine wachsende Bürokratie, wir verlieren unsere Handlungsfähigkeit, wir werden unfähig zur Veränderung.

**Weltwoche:** Das heisst, dass der Staat sich zu stark in alle Bereiche ausbreitet?

**Blocher:** Ja, und das führt früher oder später zu Korruption.

**Weltwoche:** Wirklich Korruption?

**Blocher:** Wenn man zum Überleben im Alltag fast notgedrungen immer irgendwie Gesetze

verletzt und sich dann die Meinung breitmacht, wichtiger als das Beachten der Gesetze sei es, sich fallweise mit den Behörden zu arrangieren, dann ist man so weit. Und das ist heute bereits so. Warum begehrt denn die Wirtschaft nicht lauter auf gegen den Umgang mit Energieknappheit, Gaspreisen oder Kontingentierung durch die Behörden? Weil sie staatliche Retorsionsmassnahmen befürchtet.

**Weltwoche:** Was für Massnahmen?

**Blocher:** Das hat man schon im Zusammenhang mit der Covid-Politik gesehen. Wer als Kritiker auffiel, musste dann einfach mehr Kontrollen über sich ergehen lassen. Und in der Energieforschung ist es ebenfalls klar: Da bekommen diejenigen mehr Geld, die das erzählen, was die Politik hören will. Damit wird jeglicher Ideenwettbewerb erstickt.

**Weltwoche:** Ist nicht zu erwarten, dass Gegenkräfte aufkommen, wenn das Ganze zu sehr degeneriert?

**Blocher:** Doch, meistens. Aber es kann auch sein, dass ein System ganz zerfällt. Denken wir an die raffiniert organisierten Hochkulturen, die untergegangen sind. Unsere Globalisierung ist damit vergleichbar. Man hat einen sehr hohen, weltweiten Organisationsgrad geschaffen. Der Gewinn daraus war enorm hoch, man konnte viel verdienen, indem man alte Produkte nahm und diese weltweit in die Märkte brachte. Dank Grössenvorteilen und Spezialisierung sanken die Kosten, auch durch die Vernachlässigung von Forschung und Entwicklung. So konnten Unternehmen opportunistisch wachsen und kurzfristig Kosten einsparen. Die auf kurzfristigen Quartals- und Aktienkursgewinn ausgerichteten Manager passen bestens in dieses System.

**Weltwoche:** Was erinnert da an Hochkulturen?

**Blocher:** Jetzt gibt es eine erhebliche Störung in diesem wunderbar organisierten System, und wenn ein hochorganisiertes System von vernetzten Spezialisten derart gestört wird wie jetzt, kann es so weit kommen, dass die Spezialisten einander nicht mehr finden. Dann kann das Ganze ziemlich weit abstürzen. Historisch war das bei Hochkulturen in der Regel der Fall, wenn es Kriege gab oder Umweltkatastrophen eintraten und zu Verwerfungen führten. Und nach dem Zusammenbruch brauchte es jeweils Jahrhunderte, bis wieder ein ähnlich hoher Stand erreicht wurde – man denke an die Ägypter, Römer, Inkas oder andere Völker.

**Weltwoche:** Könnten wir mit der globalisierten Weltwirtschaft tatsächlich an eine solche Stelle kommen?

**Blocher:** An einem ähnlichen Punkt stehen wir heute bereits. Wir haben alles wunderbar digitalisiert, unsere Geräte kommen von hochspezialisierten Produktionsorten, die Komponenten aus China, die Server stehen irgendwo, das Ganze ist vollständig stromabhängig, aber gleichzeitig riskieren wir unsere Stromver-

sorgung, und darüber hinaus haben wir geopolitische Konflikte. Man kann sich vorstellen, was passiert, wenn Taiwan durch China eingenommen wird. Dann gibt es Engpässe bei der Chip-Versorgung, und die Spezialisten können nicht über Nacht eine derart komplizierte und hochtechnologisch organisierte Infrastruktur wieder aufbauen.

**Weltwoche:** Wenn eine solche Krise kommt, was wären dann die Prioritäten?

**Blocher:** Kurzfristig lautet die Frage: Wie überbrückt man solche Engpässe? Sinnvollerweise spart man dort Energie, wo es nicht um Überlebenswichtiges geht, also sicher nicht bei der Wirtschaft, die unter dem Kostendruck ohnehin schon sehr effizient geworden ist. Ich würde zuerst im Konsumbereich mit Freizeitplausch schauen oder bei der Elektromobilität. Wenn es zu wenig Strom hat, sollte man all die Elektroautos, -velos und -roller nicht mehr aufladen dürfen. Unser Smart Grid ist aber leider nicht so weit entwickelt, wie es auf den Powerpoint-Präsentationen immer erscheint.

**Weltwoche:** Sie sind an einer grossen Erweiterungsinvestition. Ist Dottikon ES alles in allem eigentlich gross genug?

**Blocher:** Dass eine Firma eine bestimmte Grösse haben müsse, ist ein Ammenmärchen, das behaupten immer wieder Manager aus gros-

*«Wo spart man Energie? Ich würde im Konsumbereich schauen oder bei der Elektromobilität.»*

sen Konzernen mit Milliardenumsätzen. Die zentrale Frage ist ja, ob man führend ist auf seinem Gebiet und mehr Mehrwert für die Kunden schafft als die Konkurrenz. Da ist die Grösse eigentlich nicht entscheidend. Grösse bringt auch *diseconomies of scale*, Grössennachteile.

**Weltwoche:** Grosse Unternehmen haben in Regulierung und Politik stärkeren Einfluss.

**Blocher:** Es gibt Unternehmen, die zum Teil grösser sind als Staaten. Diese haben eine gewaltige Lobbying-Kraft, um Politiker und Verwaltung zu beeinflussen. Das führt zu Überregulierungen, die in die Nähe von Korruption kommen.

**Weltwoche:** Gibt es zu viele Grosskonzerne?

**Blocher:** Das kann man so nicht sagen. Klar, die Kleinen müssen ausbaden, was die Grossen an Regulierungen vorangetrieben haben. All die Auflagen bringen den KMU überproportionale Kosten und einen Wettbewerbsnachteil. Aber die Grossen sind auch Partner, die froh sind über die Kleinen, weil diese flexibler sind und viele Aufträge so schnell erledigen können, wie das in bürokratischen Grosskonzernen nicht möglich ist. Gerade in Krisen zeigt sich, dass die Kleinen deutlich schneller reagieren können – die Dauerkrise ist eine grosse Chance für die Beweglichen.



# Pride in Schwarz-Rot-Gold

Die Grünen kämpfen für Werte, die im Grundgesetz bereits verankert sind.



Seit ich politisch denken kann, erinnere ich mich an die grüne Abneigung gegenüber Flaggen. Es war unsere Kulturstaatsministerin Claudia Roth, die in jungen Jahren auf einer Demo ein Banner hielt, auf dem «Deutschland, du mieses Stück Scheisse» stand. Und es ist die grüne Jugend, die an jeder EM und WM aufs Neue eine Debatte über den angeblich toxischen Nationalismus anzettelt, der durch das Schwenken von Flaggen befeuert werde.

Mittlerweile schreiben wir das Jahr 2022. Der Flaggenpatriotismus der Deutschen dürfte angesichts einer WM in Katar unser geringstes moralisches Problem sein. Überhaupt sind Flaggen für die Grünen plötzlich gar nicht mehr so schlimm – zumindest solange man damit das Nationale durch eine vermeintlich bessere Ideologie ersetzen kann.

Anlässlich des Christopher Street Day in Berlin wurde am 23. Juli über dem Reichstag die Regenbogenflagge gehisst. Und zwar von Claudia Roth persönlich. «Höchste Zeit» sei es gewesen, schrieb Bundestagsvizepräsidentin Katrin Göring-Eckardt auf Twitter, ihre grünen Kollegen teilten den Beitrag zahlreich. Die Grünen im Flaggentaumel – dass ich das noch erleben darf.

Aber für was war es «höchste Zeit»? Dass wir uns der Toleranz und Akzeptanz gegenüber anderen Menschen, ihrer sexuellen Orientierung und Art zu leben verpflichten? Oder geht es darum, die Nation als einende Grösse für die Gesellschaft abzuschaffen? Den «toxischen Patriotismus», der in Deutschland ohnehin nur in homöopathischen Dosen existiert, auf dem Scheiterhaufen der Geschichte zu verbrennen?

Wer ins Grundgesetz schaut, stellt fest, dass in diesem all die Werte verankert sind, für die Grüne, SPD und Co. glauben kämpfen zu müssen. Sie geniessen Verfassungsrang und sind bindend. Artikel 3 des Grundgesetzes besagt, dass niemand aufgrund seiner Sexualität diskriminiert werden darf. Mehr Pride als in Schwarz-Rot-Gold geht nicht.

Dass es noch zu Diskriminierungen kommt, liegt vor allem daran, dass es Menschen in diesem Land gibt, für die weder das Grundgesetz noch die deutsche Flagge irgendeine Verpflichtung darstellen. Bürger, die sich weder mit dieser Nation noch mit ihren Werten identifizieren. Ja, es ist richtig, dass der Kampf für mehr Toleranz gegenüber Homo- und Transsexuellen noch nicht ausgefochten ist. Dass die Zahl homo- und transfeindlicher Angriffe in Städten wie Berlin seit Jahren dra-

*Wer Menschen überzeugen will, sollte ohne Zwang auskommen. Vor allem aber ohne Symbole.*

matisch ansteigt, hat weniger mit den Deutschen zu tun als mit einer Zuwanderung, die ausgerechnet von jenen politischen Kräften ausdrücklich forciert wird, die sich dieser Tage an die vorderste Front der Pride-Parade stellen.

Dabei zeigt sich, dass genau jene Minderheitenpolitik, das Atomisieren der Gesellschaft in kleinste Kleinteile, nicht zu mehr, sondern weniger Toleranz führt, weil der gemeinsame Nenner verlorengeht. Nirgends wird das so deutlich wie in der LGBT-Community, in der sich

die verschiedenen Lager im Kampf um die eigenen Rechte mittlerweile regelrecht verfeindet gegenüberstehen. Die (heterosexuelle) Mehrheit der Bevölkerung hat indes schon lange nichts mehr zu melden. Zu gross ist das Minenfeld aus Rassismus-, Homo- und Transphobievorwürfen, als dass man auch nur noch irgendetwas sagen könnte, ohne jemandem auf den Schlips, das Kleidchen, den Kaftan oder Latexanzug zu treten. Brave New World of Tolerance.

Es zeigt sich: Der Frieden innerhalb einer liberalen Demokratie basiert auf dem Minimal- und nicht dem Maximalkonsens, und in einer multikulturellen Gesellschaft noch mehr als in einer homogenen. Der Minimalkonsens der Bundesrepublik Deutschland ist das Grundgesetz. Die Farben der Nationalflagge symbolisieren diese Werte ebenso wie der Adler als Wappentier. Wer es aufgrund eines falschverstandenen Antirassismus nicht einmal schafft, diesen Minimalkonsens auszudrücken, sollte sich nicht an einem Maximalkonsens versuchen, der ohnehin nur in totalitären Regimen existiert.

Wer Menschen überzeugen will, sollte ohne Zwang auskommen. Vor allem aber ohne Symbole, die nur einen bestimmten Teil der Gesellschaft meinen und alle anderen ausschliessen. Es ist ein Trugschluss, zu glauben, dass ein Land, das seine nationale Identität durch verschiedene ideologische Identitäten ersetzt, toleranter und friedlicher ist. Wer die Nation als grössten gemeinsamen Nenner abschafft, schafft keine friedliche Weltgemeinschaft, sondern einen Krieg aller gegen alle.

# Frühreifer Spätzünder

Walter Pfeiffer, der Schweizer Künstler und Gestalter des Covers dieser Sommernummer, ist berühmt in New York und auch hierzulande sehr gefragt. Das war nicht immer so.

Mark van Huissing

**E**r ist ein Geschichtenerzähler. Ein Schlitzohr. Und einer der zurzeit bedeutenden Schweizer Künstler. Mit anderen Worten: Walter Pfeiffer ist eigentlich ein Glücksfall für einen Journalisten. Eigentlich? Wenn da nicht die Geschichten wären, die er erzählt, egal, ob man ihn danach fragt oder nicht. Und wenn er ein bisschen weniger schlitzohrig wäre. Und wenn man seiner künstlerischen Bedeutung nicht immerzu gerecht werden müsste – dann wäre es eine einfache Arbeit. Die fadengerade Geschichte von einem, der vom Land in die Stadt kam und es bis ganz nach oben schaffte. Werke von ihm sind in wichtigen Museen und bedeutenden Sammlungen gelandet (etwa im Kunsthaus Zürich oder in der Sir Elton John's Photography Collection).

Doch die Wirklichkeit ist, wie immer, komplizierter. Ihre Wege sind verschlungen oder jedenfalls nicht fadengerade. Und der Künstler mag es gern, wenn seine Laufbahn ein bisschen im Dunkeln oder wenigstens Unklaren bleibt. Damit er sie beschreiben kann, wie er es will.

## Frühwerk in der Schuttmulde

Beispielhaft ist die Geschichte vom Katzenkopf. Er erzählte sie während eines Mittagessens im «Hiltl» in Zürich im Juni – Tel-Aviv-Aubergine, französischer Roséwein, Tiramisu –, obwohl ich sie bereits kannte. Weshalb ich nicht danach fragte. Aber sie war zu gut, um sie nicht noch mal zu erzählen, zudem um eine überraschende Wendung reicher. Sie geht so: Es war einmal ein Junge vom Land, Walter mit Namen, aus Beggingen im Kanton Schaffhausen. Mit neunzehn, im Jahr 1965, zog er nach Zürich, «in ein Zimmer unter dem Dach an der Weinbergstrasse, nur mit einem Bett und einem Kasten drin», um seine neue Stelle anzutreten als Schaufensterdekorateur bei Globus. Den Beruf hatte er zuvor während dreier Jahre in der Einheitspreis AG (EPA) in Schaffhausen erlernt.

Doch schon bald erreichte ihn die Nachricht von der Schule für Talentierte, für zukünftige Künstler vielleicht, die es seit neuestem in der grössten Schweizer Stadt gebe, die Form + Farbe

## Zum Kaufen: Limitiertes Weltwoche-Künstler-Cover



Walter Pfeiffer fotografierte das Titelbild dieser Ausgabe, wir bieten es als Edition an. «Überleben in einer verrückten Welt» ist die Überschrift der *Weltwoche*-Doppel-

nummer, die seit einigen Jahren zum 1. August, dem Nationalfeiertag der Schweiz, erscheint. Und vielleicht war die Leitidee nie zutreffender als dieses Jahr. Weshalb es uns besonders freut, mit einer Premiere an Sie, geschätzte Leserin, werter Leser, zu gelangen: Erstmals ist das Titelbild der *Weltwoche*, heuer fotografiert von Walter Pfeiffer, zu kaufen.

Wir legen das Bild des untergehenden, aber mit Sicherheit auch wieder auftauchenden Schwimmers, das Pfeiffer, einer der angesehensten Schweizer Fotografen und Künstler, exklusiv für uns festgehalten hat, als Edition auf. Das handsignierte und nummerierte Werk mit den Massen 25×32,6 cm wird in einer Fünzigerauflage herausgegeben und kann bis Ende August 2022 zum Vorzugspreis von 750 Franken (plus Versandkosten und Porto) gekauft werden, danach zum regulären Preis von 990 Franken, solange der Vorrat reicht; wahlweise ist es mit *Weltwoche*-Kopf- sowie Titelzeilen erhältlich oder «nackt», ohne Text also.

Schriftliche Bestellungen nehmen wir gerne entgegen an: Weltwoche Verlags AG, «Künstleredition», Postfach, 8021 Zürich, oder [verlag@weltwoche.ch](mailto:verlag@weltwoche.ch). Wir freuen uns auf Ihre Bestellung und raten, diese rasch aufzugeben – die Welt mag eine verrückte sein, doch es gibt genug Menschen in ihr, die ein gutes Angebot erkennen und die Gelegenheit ergreifen. *Die Redaktion*

(F + F). Also bewarb er sich – und wurde abgelehnt. «Isch doch glich», sagte er und machte weiter das, was ein paar Jahre zuvor, nebenbei erwähnt, auch Andy Warhol gemacht hatte: Schaufenster dekorieren, in Zürich halt, nicht in Manhattan. Bis plötzlich ein Schreiben der F+F-Schulleitung im Briefkasten an der Weinbergstrasse lag: Es sei ein Platz frei geworden in der F + F, der neuen Kunstschule, deren erster Jahrgang vor einigen Wochen begonnen hatte, und man sähe gerne ihn auf diesem Platz. Auch gut, dachte Walter, ging hin – und wurde Künstler.

Ach ja, die Katze. Eine solche, das heisst, den Kopf einer solchen, bloss überlebensgross, ach was: riesig, zeichnete er ebendort als Abschlussarbeit. Das kam gut, wurde ein Wurf oder bedeutendes Werk sogar. Bloss wusste niemand, was damit anfangen, nachdem der Künstler die F + F erfolgreich abgeschlossen hatte. Worauf ihm die Idee kam, den Riesenkatzenkopf seiner Schule in Beggingen zu schenken. Eine Art Hommage des *small town boy*, der es in der grossen Stadt zu ersten Erfolgen gebracht hatte, an seine Alma Mater. So kam das Schaffhauser Schulhaus zum Katzenschulhaus. Der Abwart fand eine Wand dafür im Treppenhause. Alles war gut. Bis die Schule umgebaut wurde. Und das pfeiffersche Frühwerk in einer Schuttmulde landete. Was Walters Schwester

*Auch gut, dachte Walter, ging hin – und wurde Künstler.*

mitbekam. Worauf ein Architekt und, so sieht's aus, Kunstkenner aus dem nahen Neunkirch den Kopf aus der Mulde zog respektive rettete. Und Walter ihm diesen zum Dank schenkte.

Und just dieser Katzenkopf ist es, den heute, zirka fünfzig Jahre später, die vielen Besucherinnen und Besucher der umfassenden Walter-Pfeiffer-Show im Swiss Institute in New York als Erstes zu sehen bekommen, ausgestellt neben der Eingangstüre, zur Begrüssung sozusagen (es handelt sich bei der Ausstellung in Amerika um die erste «institutional survey»,





*Eine Art Lucky Luke der Kunst:* Grafiker und

gegangen. Im Körper, im Kopf und hinter der Maske des 76-Jährigen steckt/versteckt sich einer, dessen Begabung so gross ist wie sein Wille stark, es als Künstler zu schaffen. Es bis ganz nach oben zu bringen in Zürich, sich aber auch in Mailand, Paris, New York und anderen Hauptstädten des kreativen Planeten auf der Landkarte einzutragen.

Pfeiffer findet sich und seine Arbeit gut bis sehr gut – was so sein muss; wer sollte es sonst tun? Er hat aber längst erkannt und hingenommen, dass sein Werk nicht allen Augen schmeichelt. Er ist ein *artist's artist*, ein Künstler, den andere Künstler mögen und der diese beeinflusst hat, darunter Wolfgang Tillmans, Ryan McGinley, Terry Richardson oder Juergen

*Wer ihm diese Rolle abnimmt, ist ihm schon auf den Leim gegangen.*

Teller (sowie eine lange Liste von Kreativ- und Art-Direktoren). Und er weiss, dass er einer ist, den manche nicht verstehen. Oder noch nicht. Darunter solche, die seine Arbeiten zu schwul finden (oder zu *camp*, wie man kundiger sagt), zu trashy (zu wenig schön) oder natürlich zu «Das könnte ich auch»-mässig – das lahmste Argument des Laienkritikers.

Diese Lebenserfahrung hat dazu geführt, dass Pfeiffer bis heute, ungeachtet zahlreicher Erfolge plus reichlich Bestätigung mittlerweile, bei jeder sich bietenden Gelegenheit mit Zurückweisung rechnet. So auch bei der Auswahl des Fotos, das schliesslich das Titelbild dieser *Weltwoche* wurde. «Ich liefere früh – damit Ihr noch jemand anders findet, falls

institutionelle Werkübersicht, des Schweizers; sie läuft noch bis 28. August).

Ein Künstlerleben in einer Nusschale, könnte man sagen. Was man doch alles gelernt hat über Walter bis hierher: Kleine Herkunft. Existenzialistische Anfänge. Fleiss. Talent. Zenbuddhistische Haltung bei Rückschlägen («Isch doch glich»). Frühe Entstehung eines Schlüsselwerks. Enges Verhältnis zur Schwester. Entspanntes Verhältnis gegenüber dem eigenen Œuvre («Isch doch glich»). Späte Beachtung, im Ausland vor allem, und damit verbundener Ruhm ... Das ist Storytelling, Geschichtenerzählen, *reduced to the max*, zusammengedrückt bis zum Gehtnichtmehr.

Erzählt von einem, der seinen Auftritt als Unterschätzter verfeinert hat über Jahrzehnte. Der daherkommt wie ein Kauz, ein schräger Onkel oder Grossvater, besonders in der Modewelt, die bewohnt wird von jungen, schicken Menschen. Doch wer ihm diese Rolle abnimmt, ist ihm schon auf den Leim



*Entspanntes Verhältnis:* Pfeiffer-Ausstellung im Swiss Institute in New York.

es nicht gut genug ist», beantwortete er die Anfrage.

Aber bloss weil er mit *rejection*, Ablehnung, rechnet, bedeutet das nicht, dass er an sich und seinen Fähigkeiten zweifelt. Oder bereit ist, etwas zu ändern, damit's dem Kunden gefällt. «Isch doch glich» ist Walter-Deutsch für «Isch mir doch glich, wänn du's nöd verstahsch». Pfeiffer ist eine Art Lucky Luke der Kunst – der Cowboy aus dem Comic zieht schneller als sein Schatten, und der Fotograf und Zeichner aus Schaffhausen zieht sein Werk schneller zurück, als der Auftraggeber es ablehnen kann.

Pfeiffer wird von Beobachtern als *late bloomer*, Spätzünder, beschrieben. Er selbst wehrt sich dagegen nicht. Weshalb sollte er? Ist doch cool, die Geschichte vom alten Schweizer, AHV-Bezüger längst, der plötzlich für die *Vogue* arbeitet (in verschiedenen Ländern), zudem für Dior oder Hermès, der auf einmal Cara Delevingne porträtiert und so weiter. Es ist auch wahr. Bloss nicht die ganze Geschichte.

### Ähnlich wie Warhol in seiner Factory

Genauso gut kann man ihn als Frühreifen darstellen. Seine Ausstrahlung war bereits in den 1970er Jahren glanzvoll, er mit Mitte zwanzig schon ein Star der Zürcher Gegenkultur, bekannt, ja berüchtigt für Bilder nackter Homosexueller, darunter seine Musen, einige *caught in the act*, beim Geschlechtsakt erwischt; heute, mit frischen Augen betrachtet, entdeckt eine Kritikerin der *New York Times* darin hochaktuelle «*gender fluidity*, fließendes Geschlecht, und alle Spielarten von Performance».

In dieser Zeit entstanden ferner Fotos von «häuslicher Einsamkeit» (Swiss Institute) und Schnappschüsse von Freunden sowie Liebhabern. Als Location diente die Villa an der Freigutstrasse, die Pfeiffer gemietet hatte und



### Weltwoche-Künstler-Cover

Es ist zu einer Tradition geworden, dass ein Schweizer oder ein in der Schweiz lebender Künstler das Titelblatt der Sommer-Doppelnummer der *Weltwoche* gestaltet. Die populären Maler Hans Erni und Rolf Knie sind in den letzten Jahren der Einladung ebenso gefolgt wie die international erfolgreichen Konzeptkünstler Ugo Rondinone, Pipilotti Rist, das Duo Steiner & Lenzlinger oder Thomas Hirschhorn. Einzige Vorgabe bei der Umsetzung: Das Motiv sollte zum Thema «Zur Lage der Nation – Überleben in einer verrückten Welt» passen. Dieses Jahr können es Leserinnen und Leser sogar kaufen (Angebots-Box auf Seite 40).

2012



**Hans Erni** (1909–2015) appelliert an Optimismus, Gemeinschaftssinn und Lebensfreude.

2013



**Rolf Knie** malt eine Schweiz, die gegen internationalen Druck anzukämpfen hat.

2014



**Pipilotti Rist** zaubert ein Fest der Körperlichkeit auf das *Weltwoche*-Titelblatt.

2015



**Ben Vautier** («La Suisse n'existe pas») gibt die politische Marschrichtung vor.



**Hochaktuell:**  
«Untitled, 1995»;  
Walter Pfeiffer  
bei der Arbeit;  
Untitled, 1983;  
«Untitled, 2003»  
(von oben links im  
Uhrzeigersinn).



in der er Hof hielt, ähnlich wie Andy Warhol in seiner Factory in Manhattan. Einem breiteren Publikum fiel Pfeiffer erstmals 1974 auf, die Gruppenausstellung «Transformer: Aspekte der Travestie» im Kunstmuseum Luzern erreichte Beachtung über Stadt- und Landesgrenzen hinaus. Jean-Christoph Ammann – zusammen mit Hansjörg Mattmüller, einem ehemaligen F→F-Lehrer, Pfeiffers grösstem Förderer – war der Kurator du jour.

Später sank Pfeiffers Stern, allerdings nur vorübergehend, wie sich herausstellen sollte. Weshalb, ist nicht klar. Denkbar, dass sein Stil einfach weniger gefragt war: oft grobkörnige, hell ausgeleuchtete Fotos – weil er mit seiner zitternden linken Hand keine ruhigeren, handwerklich klassischeren Bilder bewerkstelligen konnte und kann, sagt er. «Pfeiffer zog sich aus den Kreisen der zeitgenössischen Kunst zurück, verliess Zürich kaum mehr, konzentrierte sich stattdessen aufs Zeichnen und Lehren», gibt die Swiss-Institute-Website seine 1990er Jahre in wohlmeinendem Licht wieder.

Er selbst beschreibt die Zeit trockener: «Ich ging durch die Wüste.» Seine Zeichnungen gehören in meinen Nichtprofi-Kritikeraugen zu den besten Arbeiten, sie sind unterschätzt, finde ich. Als Wissensvermittler – eine ehrenvolle und sinnstiftende Aufgabe – sehe ich ihn dagegen kaum. Er sich wohl auch nicht. Eine Festanstellung sei ihm angeboten worden, sagt er zwar. Doch er habe sie abgelehnt, «weil ich sonst mit dem Lohn ein Hüslì im Tessin gekauft hätte. Und bequem geworden wäre.»

Gut so. Es würde etwas fehlen im Archiv der zeitgenössischen Kunst- und Modefotografie, wenn der begeisterte Wandervogel bloss noch seinem Hobby nachgegangen wäre und sich um das magische Maggiatal gekümmert hätte statt um Models in Mailand, wenn ihm plötz-

lich Risotto wichtiger gewesen wäre als Roger Federer (den er, neben zahlreichen Berühmtheiten, jüngst porträtierte). Seit den nuller Jahren hat er stilprägende Kampagnen für Schweizer Marken (darunter Fogal) und internationale Brands (Pringle of Scotland, A.P.C., Bottega Veneta) aufgenommen. Sowie erstmals auch kommerziell Erfolg gehabt, Geld verdient also (in dieser Hinsicht ist er ein *late bloomer*).

Mit 76 Jahren laufen Walter Pfeiffers Geschäfte gut, endlich. Er ist fast zufrieden mit sich und der Welt. Was noch fehlt zum ganzen Glück, ist eine grosse Ausstellung in der

*Es würde etwas fehlen, wenn ihm plötzlich Risotto wichtiger gewesen wäre als Roger Federer.*

Schweiz, sagt er, eine, wie er sie zurzeit in New York hat. Weshalb er die Gelegenheit ergreift, noch mal zu erzählen, wie schön es war in der Welthauptstadt der Kunst, wo er gerade berühmt ist («Oh, Walter, you're great. Oh, Walter, your work is fantastic. Oh, Walter...»). Dann fügt er, schlitzohrig, an: «Aber eben, der Prophet im eigenen Land, das ist eine andere Geschichte.» Da hat er recht. Doch man muss kein Prophet sein, um vorauszusagen: Er wird seine grosse Ausstellung, seine umfassende Rückschau auch bei uns bekommen. Hier haben Sie's zuerst gelesen.

Walter Pfeiffer: Ausstellung im Swiss Institute, St Marks Place 38, New York. Bis 28. August 2022.

2016



Ugo Rondinone erhebt seine melancholische Clown-Figur zum Symbol für die Schweiz

2017



Polo Hofer (1945–2017) macht aus Hodlers Tell einen iPhone-Helden in Converse-Schuhen.

2018



Gerda Steiner und Jörg Lenzlinger über das Fressen und Gefressenwerden.

2019



Wolfgang Beltracchi sieht die Schweiz als Labyrinth des Minotaurus.

2020



Thomas Hirschhorn ruft zur Lektüre von Simone Weils «Schwerkraft und Gnade» auf.

2021



Gerry Hofstetter projiziert ein Zeichen der Hoffnung auf das Matterhorn.

# Achtsam in den Kollaps

Technokraten greifen nach den Lebensgrundlagen der Menschen. Besinnen wir uns vor dem Abgrund eines Besseren?

Milosz Matuschek

Nehmen wir an, Sie spazieren mit einem Bekannten, den Sie gut zu kennen glaubten, durch den Park. Plötzlich hält er inne, bückt sich nach etwas, hebt es auf und betrachtet es von allen Seiten, während Sie staunend danebenstehen, den Mund halb offen. «Mit etwas Senf und Essig ist das eine verkaufte Delikatesse», sagt Ihr Bekannter im Brustton der Überzeugung: «Man muss es nur richtig machen.» Sie glauben an einen Scherz, aber es ist keiner. Mit Mühe und Not können Sie Ihren Bekannten noch davon abhalten, gleich vor Ort in die Delikatesse hineinzubeissen. Das Objekt der Begierde: ein Häufchen Hundekot.

Eine ähnliche Szene durchlebt gerade die Welt mit der Idee des Kommunismus. So wie Hundekot schmecken muss (Milliarden Fliegen können nicht irren), ist der Kommunismus, eine der ins Scheitern verliebtesten politischen Ideen der Geschichte, nicht totzukriegen und kehrt in immer neuem Mantel als vermeintliche Delikatesse wieder. Die Geschichte wiederholt sich als Farce, das wusste schon Marx. Was früher Normerfüllung, Planwirtschaft, Technokratismus, Staatsmonopolismus und die Ideologie des «neuen Menschen» war, steckt heute in grüner Moralpolitik, im Korporatismus à la World Economic Forum (WEF), in Überwachungs- und Sozialkreditsystemen sowie in Systemüberwindungsfantasien à la «Great Reset» oder «Build Back Better». Nach dem lokalen Scheitern der Idee soll nun global der Sieg errungen werden.

## Wann fällt der Groschen?

Kommunismus ist im Kern die Ersetzung der Politik durch Prophetie. In der Politik diskutiert man im Idealfall unterschiedliche Lösungen für die Gegenwart. In der Prophetie verlagert man alles auf die Zukunft, man trauntänzelt in Richtung Abgrund, stets gerührt von den hehren Zielen, die man doch verfolgt. Wichtig

ist dabei nur, dass der Glaube an die Ideologie stets ungebrochen bleibt. Als auf Stalins Landwirtschaftsexperimente Hungersnöte von genozidalem Ausmass folgten, schob man das, wie immer, auf «Saboteure». Wenn die Fakten nicht zur Ideologie passen: Pech für die Fakten!

Wenn man schon nicht aus der Geschichte lernen will, lernt man dann zumindest aus der Gegenwart? Der Semisozialismus der letzten Jahre, wie er sich unter anderem in einem planwirtschaftlichen Geldsystem,



Und wieder scheitert der Kommunismus.

einem überregulierten Energiemarkt und einem staatsmonopolistischen Bildungswesen äusserte, bahnt sich gerade seine Schneise der Verwüstung: Inflation, Energieknappheit, zusammenbrechende Lieferketten auf der einen Seite und viele diplomierte staatsnahe Experten auf der anderen Seite, welche glauben, die selbstverursachten Probleme in der Gegenwart mit der nächsten Utopie lösen zu können. Durch die Medien geisterte bis vor kurzem noch der Satz vom «besten Deutschland, das es jemals gegeben hat» (Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier). Nun, der Euro fällt bereits – wann fällt der Groschen? Was muss wohl zu-

erst kommen, Hunger oder Kälte? Es ist fraglich, ob der westliche Wohlstandsmensch noch rechtzeitig merkt, dass die mühsam errichteten Grundlagen von Wohlstand und Fortschritt gerade von Nichtskönnern und ideologischen Blendern entsorgt werden, während die Bevölkerung mit moralischen Trostpflastern abg gespeist wird. Wer sich schon bereitwillig experimentelle Impfstoffe, die nicht vor Ansteckung schützen, aus «Solidarität» injizieren liess, wird bestimmt auch für die Freiheit frieren oder für den Planeten hungern.

Sri Lanka und die Niederlande liegen geografisch weit voneinander entfernt, sind sich aber ideologisch gerade ganz nah. In Sri Lanka ist zurzeit Revolution, in den Niederlanden brodeln es. Die Inflation musste in dem fernöstlichen Inselstaat auf 50 Prozent steigen, und die Lebensmittelpreise mussten um 80 Prozent teurer werden, bis das Volk den Präsidentenpalast stürmte. In Sri Lanka wurde vor einem Jahr der Einsatz künstlicher Düngemittel verboten, daraufhin rutschten 30 Prozent der Landwirtschaftsbetriebe in die Pleite.

## Aufstand der Bauern

In den Niederlanden droht dasselbe Spiel: Die Regierung plant drastische Einschnitte bei CO<sub>2</sub>-Emissionen und dem Stickstoffeinsatz der Landwirte, wogegen diese Sturm laufen. Die Niederlande sind eines der grössten Exportländer für Lebensmittel, Exporteuropameister für Fleisch. Premier Mark Rutte kooperiert mit dem Weltwirtschaftsforum bei der Einrichtung sogenannter Food Innovation Hubs und ist ein bekennender Fan von Klaus Schwabs «Great Reset». Wieder einmal greift eine Ideologie nach der Lebensgrundlage der Menschen. Und wieder einmal sind es zumindest die Bauern, die dagegen aufbegehren. Sri Lanka liegt beim Öko-Label ESG weltweit ganz vorn und hat sich bereits totgesiegt für die Rettung der Welt.

Achtsam und nachhaltig in den Kollaps – muss dieses Beispiel wirklich erst noch global Schule machen?

Von den Bauernprotesten in den Niederlanden sieht man in den Mainstream-Medien fast nichts. Falls demnächst die Supermarktregale leerer werden sollten, wird dies der Konsument erst im Laden erfahren. Schon jetzt lässt sich der Beginn einer neuen Protestbewegung ausmachen: Auch in Polen und Italien kommt es bereits zu ähnlichen Demonstrationen. Italiens Premierminister Mario Draghi ist schon zurückgetreten. Es ist unverkennbar, dass global gerade die Vorzeichen umgedreht werden, und zwar auf brachiale Weise. Die Welt schaltet von Turbokonsumismus und totem Überfluss gerade auf Knappheit, Zero-Emissionen und grünbunte Propaganda. Der Geldfluss der Zentralbanken wird gedrosselt, der Gasfluss stockt kriegsbedingt, die Lieferketten könnten bald endgültig zusammenbrechen.

*Am empfänglichsten für Utopien sind Menschen dann, wenn sie mit dem Rücken zur Wand stehen.*

Deutschlands Wirtschaftsminister Habeck rechnet bereits mit achtfach erhöhten Gaspreisen im Winter, lokal bereitet man Wärmehallen vor. Auch für Ungeimpfte? Es wäre ja kein echter Kommunismus, wenn man aus der Grundversorgung mit Nahrung und Wärme nicht auch noch ein Privileg machen würde. Am empfänglichsten für utopische Lösungsideologien sind Menschen übrigens dann, wenn sie mit dem Rücken zur Wand stehen.

#### «Gefühl traumhafter Unwirklichkeit»

Der ungarische Schriftsteller Arthur Koestler beobachtete in den frühen dreissiger Jahren Hungerleichen in den Strassen der Ukraine, Epidemien und aussterbende Dörfer, während in den Medien die Politik hochgelobt wurde: «Man bekam ein Gefühl traumhafter Unwirklichkeit; die Zeitungen schienen von einem ganz anderen Land zu sprechen, das keinerlei Berührungspunkte mit dem täglichen Leben, das wir führten, hatte.» Der Premierminister Sri Lankas hatte noch vor zwei Jahren auf der Seite des World Economic Forum vollmundig verkündet, wie er das Land bis 2025 reich machen wolle. Der Artikel ist seit kurzem gelöscht und nur noch in einem Internetarchiv auffindbar. Der Autor des Textes, Ranil Wickremesinghe, ist jetzt der neue Interimspräsident. Das WEF wird sich freuen.

Milosz Matuschek ist Jurist und Publizist ([www.freischwebende-intelligenz.org](http://www.freischwebende-intelligenz.org)). In Kürze erscheint sein neues Buch «Wenn's keiner sagt, sag ich's» bei Fifty-Fifty.

# Ich liebe unser Bronze-Zeitalter

Coco Chanel, Brigitte Bardot und Ursula Andress hatten, was auch mir gefällt: die perfekte Bräune.

Irina Beller

**N**och Anfang des 20. Jahrhunderts galt dunkle Haut als verpönt. Sie kennzeichnete Sklaven, Bauern, Seeleute. Die Oberschicht versteckte jeden Zentimeter Körper mit Hüten, Schirmen, Handschuhen, langen Röcken oder Hosen.

Selbst zum Strand ging man in Vollmontur, kein einziger Sonnenstrahl sollte die «noble Blässe» zerstören. Doch dann passierte ein entscheidender Fauxpas: Coco Chanel, die Königin des zeitlosen Stils, vergass ihren Sonnenschirm an Land, als sie an Bord der Jacht ihres Liebhabers ging. Die Mode-Ikone bekam einen Sonnenbrand. «Ich war so braun wie eine Zigeunerin», erzählte Chanel. «Gerade ich, die sonst die Sonne immer gemieden hatte.»

Daheim staunten die Pariser über den verdunkelten Teint der «Grande Mademoiselle». Für einen Fotografen posierte sie im weissen Leinenkleid, das ihre gebräunte Haut noch mehr betonte. «Ich sah aus, als sei ich voller Energie», so die Stil-Ikone. Die Modewelt ignorierte zunächst Coco Chaneles Begeisterung. Diese reagierte unverzüglich und engagierte auch noch braune Mannequins und brachte damit einen neuen Trend auf den Laufsteg.

#### Spiegelbild unseres Lebensstils

Chaneles Missgeschick liess die Bronzezeit beginnen, vorbei war das Zeitalter der Kreide. Später sorgten auch Sexsymbole wie Brigitte Bardot oder Ursula Andress dafür, dass Braune en vogue blieb. Die eine rälkelte sich halbnackt an den Stränden von Saint-Tropez; die andere stieg als Bond-Girl aus dem Wasser – braungebrannt im weissen Bikini. Unvergessen, ein Bild für die Götter.

Auch ich bevorzuge Bräune statt Blässe. Eine gute Bräune sieht einfach umwerfend aus. Zudem fördert die Sonne die Durchblutung, kurbelt die Produktion von Glückshormonen an,



Glückshormone: Autorin Beller.

lockert die Muskulatur, stärkt das Immunsystem.

Der Teint ist das Spiegelbild unseres Lebensstils. Je ebenmässiger der Teint ist, desto frischer wirkt die Ausstrahlung.

Die Frage ist, ob die Bräune wirklich «perfekt» sein sollte. Meiner Meinung nach ist alles, was superperfekt ist, auch superlangweilig. Schönheit liegt in der Imperfektion, sie bringt Leben ins Spiel. Deshalb finde ich weisse Streifen im Bikinibereich sehr sexy.

Nun aber, wie bekommt man eine tolle, richtig braune

Haut? Ich möchte Sie, liebe Leser, nicht mit banalen Tipps langweilen. Jeder von uns weiss, dass die Sonnencreme ein Must ist und ein sanftes Peeling vorher ebenso. Auch dass man die Mittagssonne zwischen 12.30 und 14.30 Uhr meiden sollte, dürfte bekannt sein.

Hier sind nun meine drei Geheimtipps: Erstens, vermeiden Sie Stress, denn Stress bringt Ihre Haut schnell aus dem Gleichgewicht; Stress sorgt für faules, schrumpeliges Aussehen. Tipp Nummer zwei: Schlafen Sie genügend, ansonsten reagiert Ihre Haut mit Augenschatten, das wollen Sie nicht. Und mein Lieblingstipp, Trick Nummer drei, ist zum Verinnerlichen: Trinken Sie vier bis sechs Gläser Champagner pro Woche. Champagner entgiftet die Haut mit seinen Antioxidantien, und die in ihm enthaltene Weinsäure sorgt für einen gleichmässigen Teint. Ausserdem beugen seine antibakteriellen Eigenschaften Hautunreinheiten vor.

Das berühmte Zitat von Madame de Pompadour – «Champagner ist der einzige Wein, der eine Frau noch schöner macht, nachdem sie ihn getrunken hat» – lässt sich aus meiner Sicht voll und ganz bestätigen. Und wem das goldene Elixier nicht mundet, dem empfehle ich täglich dreissig Milligramm Carotinoide. Das schmeckt zwar nicht ansatzweise so gut wie Champagner, sorgt aber ebenfalls für eine schöne goldene Bräune.

---

# «Stille statt Pille»

Zen-Meister und Jesuit Niklaus Brantschen, 84, hat soeben sein 15. Buch veröffentlicht. Wir haben uns mit dem Walliser über die Kunst des glücklichen Lebens unterhalten.

*Mathias Haehl*

**E**r zitiert Buddha, die Bibel und Kierkegaard. Der 84-jährige Niklaus Brantschen gründete das Lassalle-Haus im zugerischen Bad Schönbrunn. In diesem spirituellen interreligiösen Zentrum der Jesuiten lebt er seit 1973 und wirkt hier immer noch: als Berater, Zenmeister und Zuhörer.

Brantschen kann gut analysieren, immer wieder tritt er in Medien auf. Er schreibt auch, als Meister der kurzen Form. «Gottlos beten. Eine spirituelle Wegsuche» heisst sein neuer Ratgeber, in dem es um das Ganze im Leben eines Menschen geht: von der Kunst des Betens bis zur Kunst des Liebens.

Der Walliser aus Randa ist überdies ein Lebemann: Nach dem Interview liess er es sich nicht nehmen, noch gemeinsam zu beten, zu essen und anzustossen. Mit einem Gläschen Pinot noir – aus dem Wallis, versteht sich.

**Weltwoche:** Niklaus Brantschen, wir erleben düstere Zeiten: Die Corona-Krise scheint noch nicht ausgestanden, es herrscht Krieg, wir fahren unsere Welt an die Wand. Hilft da beten?

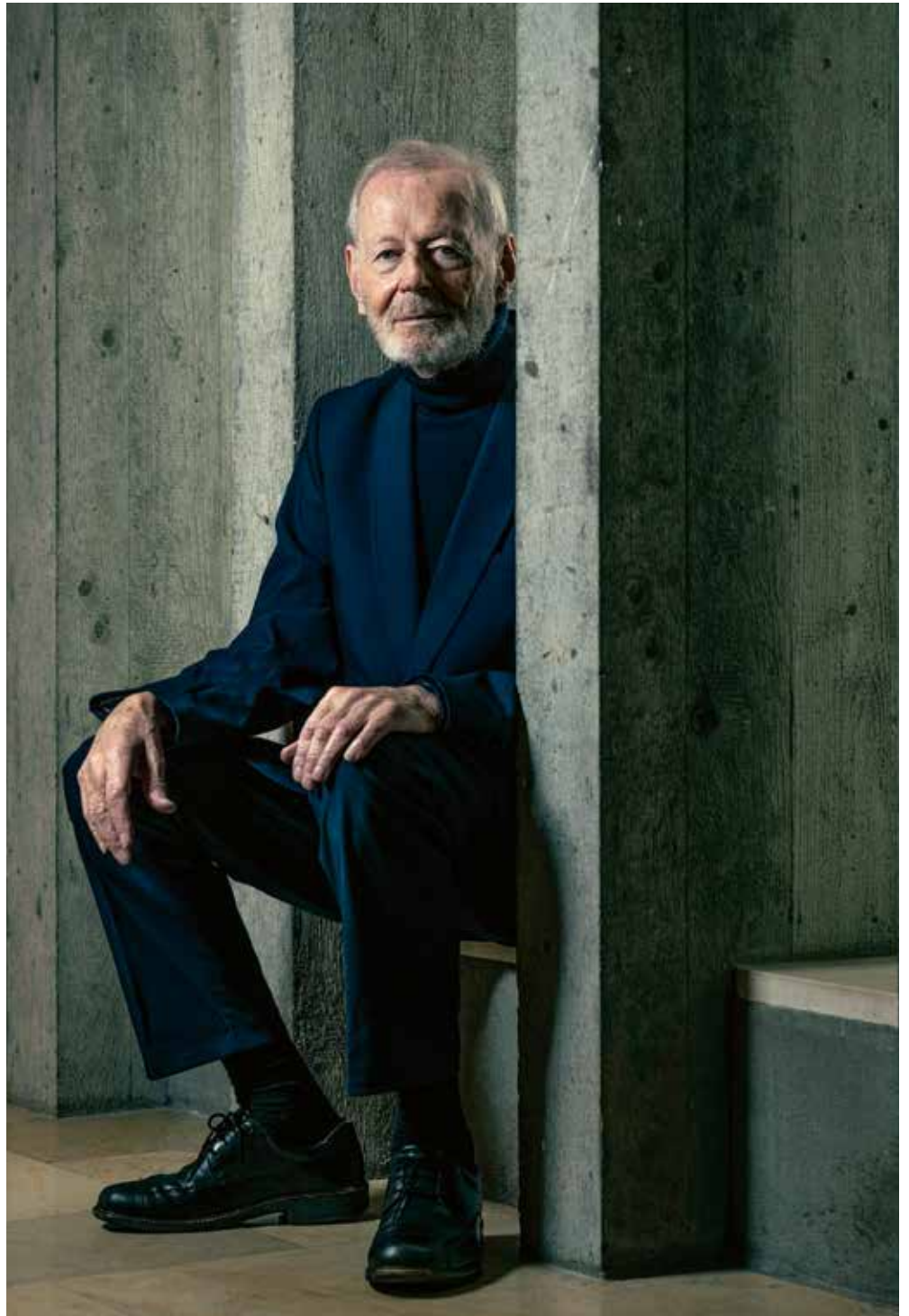
**Niklaus Brantschen:** Nein, denn zwei der Themen sind menschengemacht: Wir hegen Gedanken der Feindschaft und geben dem Krieg Raum in unseren Herzen. Und wir zer-

*«Dankbar sein ist ein anderer Ausdruck für glücklich sein.»*

stören mit unserem Verhalten die Umwelt. Da müssen wir selber über die Bücher gehen und uns fragen, was wir tun können beziehungsweise müssen. Und nicht eine andere, übergeordnete Instanz ins Spiel bringen. So gesehen: Wir müssen die Hausaufgaben selber machen.

**Weltwoche:** Wann soll man dann beten?

**Brantschen:** Es heisst so schön: Not lehrt beten. Doch man sollte nicht nur in der Not beten, sondern immer wieder. Täglich: in einem Ritual sich öffnen, der Seele Raum geben, dass sie das tun kann, was nottut.



*«Geniessen, was geht»:* Geistlicher Brantschen.

**Weltwoche:** Sich fürchten, sich aufregen oder wegschauen – das sind aber auch Möglichkeiten.

**Brantschen:** Furcht ist ein schlechter Berater. Wegschauen ist feige. Ich habe gelernt, mich weder zu fürchten noch feige wegzuschauen. Bleibt noch das Sich-Aufregen: Ja! Es tut gut und not, sich aufzuregen. Die Frage ist dann: Was mache ich mit dieser Aufregung?

**Weltwoche:** Ja, was bitte?

**Brantschen:** Es gibt eine heilige Unruhe, so wie es auch eine unheilige Ruhe gibt, die zu sagen scheint: «Lasst mich in Ruhe, ich halte mich da raus.» Anders die heilige Unruhe. Sie sagt: «So nicht, da muss was geschehen.» Klare Worte und Taten sind gefragt.

**Weltwoche:** Dankbar zu sein, sei dabei wichtig, schreiben Sie. Wie geht das?

**Brantschen:** Dankbar kann ich nur sein, wenn ich das Leben wahrnehme. Das ist ganz einfach, und doch braucht es einige Voraussetzungen. Achtsamkeit vor allem. Also ein Ohr haben für den Klang des Lebens, für Musik, Gespräche, Vogelstimmen. Unachtsamkeit verhindert eine dankbare Haltung, weil ich dahinwurstle, die Dinge verschlinge und sie nicht genieße. Achtsamkeit ist also der erste Schritt. Dann frage ich mich jeden Abend, wofür ich dankbar bin: eine Begegnung, einen Spaziergang, eine gelungene Arbeit? Und am Morgen habe ich ein ähnliches Ritual, indem ich den Tag in den Blick nehme: Worauf freue ich mich? So entsteht eine Offenheit für die Vielfalt, die mich bereichert und beglückt. Dankbar sein ist ein anderer Ausdruck für glücklich sein.

**Weltwoche:** Als es mir einmal nicht so gut ging, habe ich abends im Bett immer drei Dinge aus dem Tag Revue passieren lassen, die mir guttaten. So schlief ich mit guten Gedanken ein.

**Brantschen:** Sehen Sie, so einfach geht das. Einen guten Gedanken fassen und dankbar sein, das hat viel mit Beten und Glauben zu tun.

**Weltwoche:** Kann man denn heute noch an Gott glauben, wo doch scheinbar sämtliche ethischen Regeln missachtet werden? Wo man tötet und Egoismus sowie Gier die Welt regieren?

**Brantschen:** Es gibt drei Gifte im Buddhismus: Gier, Hass und Verblendung. Das Haben- und Mehr-haben-Wollen ist zur Grundhaltung vieler Menschen geworden. Wir hatten einen Referenten aus Thailand bei uns im Lassalle-Haus, den Friedensaktivisten Sulak Sivaraksa. Er sagte: «Konsumieren ist so etwas wie die neue Weltreligion. Der erste Glaubenssatz lautet: *I shop, therefore I am*. Kaufen ist der Sinn des Lebens geworden.» Ich kaufe mehr, also bin ich mehr – das ist Irrlehre pur! Mehr Besitz heisst nicht, dass ich ein reicheres Leben habe. Hier sind die Religionen gefragt, diesem Weg

etwas entgegenzustellen, das wirklich zur Fülle führt.

**Weltwoche:** Die totale Enthaltbarkeit?

**Brantschen:** Nein, nicht so krass, aber ein achtsamer Umgang mit den Ressourcen, denn die sind begrenzt. Ein Ernst-Nehmen des einen Raumschiffs Erde, auf dem wir unterwegs sind. Das ist die Aufgabe aller spirituellen Wege. Also nicht «Grösser, schneller, weiter» – sondern den Segen des Weniger, des Verzichtes und der Beschränkung leben.

**Weltwoche:** Sie sind nicht nur japanischer Zenmeister, sondern auch Jesuit – so wie Papst Franziskus. Was verbindet Sie mit ihm?

**Brantschen:** Der Papst hat einen Blick für die Menschen am Rande, besonders auch für die



Flüchtlinge. Und er hat einen Blick für die Umwelt, für die Ökologie. Es ist mir sehr sympathisch, dass er den Namen Franziskus gewählt hat. Ein Mann, der sprudelte vor Freude, der angesichts der Natur buchstäblich sang! Ob Vögel, Sonne, Mond – alles hat er im «Sonnen-gesang» gepriesen. Der Papst hat 2015 in seiner zweiten Enzyklika präzise Bezug auf den Gesang von Franz von Assisi genommen: Da setzt er sich entschieden und sehr geschickt für Umwelt und Klimaschutz ein. Er überlässt die Welt nicht sich selbst, er könnte ja sagen: «Ist egal, Hauptsache, wir retten die Seelen.» Nein, als guter Jesuit nimmt er den ganzen Menschen ernst und lässt die Welt nicht links liegen.

**Weltwoche:** Das klingt nach einem guten Papst – und dennoch laufen den Kirchen die Schäfchen davon. Sie verpassen es, den Menschen Sinn zu geben.

**Brantschen:** Ich kann nicht erwarten, dass die Kirche mich spiritueller macht – aber ich

kann selber etwas dazu beitragen, dass sie spiritueller wird, offener, interreligiöser. Was mich betrifft, so bin ich doppelt verwurzelt: Ich bin Buddha in Ehrfurcht verbunden und Christus in Liebe verpflichtet. Es gibt auch unorthodoxe Wege zu leben, zu beten und zu glauben. Dazu habe ich dieses Buch geschrieben.

**Weltwoche:** Sie schreiben auch: «Mitten im Leben sind wir vom Tod umgeben.» Sie sind 84 und waren schon schwerkrank. Wie gehen Sie als lebensweiser Mann mit Ihrer Endlichkeit um?

**Brantschen:** Ich lerne täglich, mit den Minderungen des Lebens umzugehen. Dabei möchte ich nicht nur fit sein. Es gibt Menschen, die sind fit, aber sonst nix. Ich stehe zur Verlangsamung und zu Beeinträchtigungen. Ich muss Gehör und Augenlicht unterstützen, ich merke, die Zeit ist begrenzt. Und gerade dadurch, dass ich das auf mich wirken lasse, wird die Zeit so kostbar. Eine Rose ist so kostbar, weil sie vergeht.

**Weltwoche:** Wie gehen Sie mit dem Krieg Putins um?

**Brantschen:** Wenn ich hier im Lassalle-Haus Gottesdienst feiere, dann kommt unweigerlich ein Moment der Stille, des Gedenkens, in dem wir uns mit den Menschen im Krieg

*«Ein Ernst-Nehmen des einen Raumschiffs Erde, auf dem wir unterwegs sind.»*

verbinden. Und zwar auf beiden Seiten. Der Krieg fordert Opfer in der Ukraine, aber auch das Leben von jungen Soldaten auf russischer Seite, die auf grauenvolle Weise sterben. Ich bin überzeugt, dass sich ein tiefempfundenes Mitgefühl, ein solidarisches Im-Schweigen-verbunden-Sein auswirken. Wichtig scheint mir auch, dass ich nicht sensationslüstern bin und alle News verschlinge. Ich informiere mich gezielt – aber dann ist genug.

**Weltwoche:** Also fokussieren? Viele lassen sich von Kleinigkeiten das Leben verderben.

**Brantschen:** Genau, nicht fragen, was fehlt, sondern geniessen, was geht. Möglichst intensiv, im Moment leben. Nicht Betriebsamkeit suchen, sondern sich Zeit nehmen, immer wieder Einkehr halten. Und als Letztes: die Stille suchen. Dazu der Philosoph Sören Kierkegaard: «Wenn ich Arzt wäre und gefragt würde: <Was rätst du?> Ich würde antworten: <Schafft Stille.>» Ein Arzt verschreibt ja auch Ruhe. Also: Stille statt Pille.

Niklaus Brantschen: Gottlos beten – Eine spirituelle Wegsuche. Patmos. 128 S., Fr. 29.90

# Bis zum letzten Tropfen

Wenn Norditalien unter Dürre leidet, wird der Lago Maggiore zum Reservoir der Hoffnung. Nun bahnt sich ein Wasserkrieg zwischen Italien und der Schweiz an.

Hubert Mooser



Kostbares Nass: Blick in Richtung Süden über den Lago Maggiore.

**D**er Lago Maggiore ist der See der Emotionen. An seinen Ufern liegen nicht nur mondäne Ferienorte wie Ascona, Locarno oder Stresa in Italien. Es gibt hier alles, wovon Feriengäste träumen: das beste Klima, eine Landschaft wie an der Côte d'Azur, grosse kulturelle Events wie das Filmfestival in Locarno. Der Langensee, so der deutsche Name, ist aber auch ständiger Zankapfel zwischen den italienischen Regionen Piemont und Lombardei sowie dem Kanton Tessin. Meistens geht es dabei um die Regulierung des Seepiegels.

Denn der Lago Maggiore ist nicht bloss ein touristischer Magnet, sondern auch das Wasserreservoir Norditaliens. Das kostbare Nass fliesst an seinem südlichen Zipfel in Sesto Calende in den italienischen Ticino ab, der bei Pavia in den Po mündet. Dieser *grande fiume*, wie die Italiener ihren längsten Fluss nennen, hat für das Piemont und die Lombardei etwa die gleiche Bedeutung wie der Nil für Ägypten. In der Poebene wächst alles, was man sich vorstellen kann. Weil die Gegend topfeben ist und

der Fluss in der Vergangenheit von den Alpen reichlich Wasser heranführte, baut man hier seit 500 Jahren auch Reis an. Am Tropf des Langensees hängen die Kanäle von Mailand, die bekannten Navigli, sowie die Wasserversorgung vieler Gemeinden.

## Dürre und Wasserknappheit

Doch die Dürre macht Norditalien in diesem Sommer zu schaffen. Bilder des ausgetrockneten *grande fiume* gingen im Juni um die Welt. Der Generalsekretär der Regulierungsbehörde des Po, Meuccio Berselli, appellierte via Tessiner Fernsehen RSI an die Schweizer Öffentlichkeit, das Tessin solle doch mehr Wasser aus den Stauseen in den Lago Maggiore ablassen, damit man dieses in die Poebene weiterleiten könne. Der See wird zu über 50 Prozent aus Schweizer Flüssen und Bächen gespeist. Es ist also nicht unwesentlich, wie viel Wasser aus dem Ticino, der Verzasca oder der Maggia in den Langensee fliesst.

Eine offizielle Anfrage hat der Kanton Tessin allerdings bis heute nicht erhalten. Staatsrat Norman Gobbi (Lega) liess die Italiener wissen,

dass man selber nicht genug Wasser habe. Das Tessin leide ebenfalls unter Dürre und entsprechender Wasserknappheit. Italien müsse sich selber helfen. Erschwerend kommt hinzu: Wegen der drohenden Stromengpässe im Winter müssen die Stromproduzenten in ihren Stauseen Reserven halten. Und weshalb sollten sie ihr begehrtes Gut, das sie zu Verbrauchsspitzen gewinnbringend verstromen können, ohne Gegenleistung in den See leiten?

Nun mag man sich fragen, warum Italien nicht einfach mehr Wasser aus dem Lago Maggiore abzapft. Es liegt an den Gesetzen der Physik. Die Italiener können zwar über die Schleuse in Sesto Calende die Höhe des Seepiegels regulieren. Aber je niedriger der Stand, desto geringer der Abfluss – selbst wenn alle Schleusen geöffnet werden. Gegenwärtig ist der Seespiegel so tief wie letztmals vor achtzig Jahren. Laut Bundesamt für Umwelt (Bafu) fehlen bis zu 180 Kubikmeter Wasser pro Sekunde gegenüber einem durchschnittlichen Jahr. Der jetzige Pegel erschwert auch die Schifffahrt. Ein noch tieferes Absinken würde den Betrieb verunmöglichen.



Einer, der die Entwicklung mit wachsender Sorge beobachtet, ist der Tessiner Rechtsanwalt Niccolò Salvioni. Er sass lange in der Exekutive von Locarno, heute ist er Präsident des Vereins Locarno-Milano-Venezia, der die alte Wasserstrasse zwischen dem Lago Maggiore und Venedig wiederbeleben will. Per Schiff wurden einst Passagiere und Waren vom Tessin nach Mailand und Venedig verschoben. Der Marmor für den Mailänder Dom stammte aus den Steinbrüchen von Candoglia, eingangs des Ossolatal. Der Transport erfolgte auf dem Toce bis zum Lago Maggiore und ab Sesto Calende auf dem Ticino durch den Naviglio Grande (heute Mailands Touristenmeile) zum Hafenbecken Sant'Eustorgio nahe der Porta Ticinese.

### Neuer Staatsvertrag

Die vertiefte Auseinandersetzung mit den alten Wasserwegen hat Salvioni zu einer Art Koryphäe in Sachen Wassermanagement des Lago Maggiore werden lassen. Die wichtigste, zugleich schwierigste Aufgabe ist seiner Meinung nach die Überprüfung der italienisch-schweizerischen

### Gegenwärtig ist der Seespiegel des Lago Maggiore so tief wie letztmals vor achtzig Jahren.

schon Konvention zur Regulierung grenzüberschreitender Seen und Flüsse. Es gibt heute keinen Staatsvertrag zwischen Italien und der Schweiz, in dem dies genau festgelegt ist.

Der Pegelstand des Langensees ist durch die italienische Konzession an den Consorzio del Ticino, die italienische Betreiberin des Wehrs Miorina, von 1940 definiert. Vor Erteilung dieser Konzession legte ein italienisch-schweizerischer Ausschuss verbindliche Angaben zur Regulierung des Seespiegels in einer Note fest. Wenn sich Italien nicht an die Abmachung hält wie 2016, interveniert der Bund beim Ministero della transizione ecologica.

Für Salvioni sind die bisherigen Regeln nicht mehr zeitgemäss. Er hat dabei nicht bloss das Wassermanagement vor Augen. Auch die Schifffahrt auf dem Lago Maggiore ist ein Dauerärgernis. Die Schiffe sind alt, das Fahrplanangebot begrenzt, und es ist unmöglich, die Flotte durch moderne Wasserfahrzeuge zu ersetzen. Denn das italienisch-schweizerische Konsortium, das seit vier Jahren den Betrieb auf dem Schweizer Teil des Sees garantiert, muss alte Dieselschiffe vom italienischen Unternehmen Gestione Governativa Navigazione Laghi (GGNL) mieten.

Der Tessiner Nationalrat Bruno Storni (SP) hat im letzten Jahr den Bundesrat aufgefordert, einen neuen Staatsvertrag mit Italien über die Schifffahrt auf dem Lago Maggiore auszuhandeln. Doch die Landesregierung gab Storni höflich, aber bestimmt zu verstehen, sie sollten das bitte auf regionaler Stufe regeln. Die gleiche

Antwort bekommen die Tessiner Abgeordneten zu hören, wenn sie mit der Seeregulierung nicht einverstanden sind – vor allem nach Überschwemmungen wie 1993, 2000 und 2018.

Der Ärger der Seeanstösser richtet sich in solchen Momenten gegen die Betreiber der Schleusen in Sesto Calende. Genauso wie dem Anzapfen des Sees Grenzen gesetzt sind, ist die Kapazität des Ausflusses bei Hochwasser ungenügend. Das Stauwehr von Miorina stammt noch aus der Zeit des Zweiten Weltkriegs. Dass sich seither baulich nicht mehr viel tat, hat einen Grund: Italien befürchtete, dass die Seeunterlieger überschwemmt werden könnten, wenn bei Hochwasser mehr Wasser abgelassen wird. Dies erschwert die Erarbeitung eines gemeinsamen Sanierungsprojektes.

Man versucht, im Frühling den Seespiegel hoch zu halten, damit bei Trockenheit im Juli und August eine Wasserreserve für Norditalien vorhanden ist. So will man während der momentanen Versuchsphase einen erhöhten Pegel auf +1,25 Meter über der sogenannten hydro-metrischen Null (193,01 Meter über Meer) testen. Doch weil Italien einen erhöhten Pegel von +1,5 Meter anpeilt, gab es im Tessin bereits wieder einen Aufstand. Die Südschweiz befürchtet bei Unwettern weitere Überschwemmungen, falls der Seespiegel über die +1,25 Meter angehoben wird. Auch Strände könnten im Wasser verschwinden. Damit eine Reservebildung möglich ist, braucht es ausreichend Schneefall und Niederschlag im Winter und Frühling. Das war dieses Jahr nicht der Fall. Selbst ein Plus von 1,25 Metern hat man in den letzten sieben Jahren nicht immer erreicht.

Salvioni ist überzeugt: «Wenn wir mit Italien keinen Wasserkrieg riskieren wollen, braucht es eine politische Lösung und einen neuen Staatsvertrag.» Darin müsse die gerechte Verteilung der knapper werdenden Ressource Wasser festgelegt werden. Sprich: Wasser abgeben an Italien, das Land mit der grössten Wasserverschwendung in Europa. Das dürfte politisch schwierig werden. Denn allein mit dem Wasser, das in Norditalien wegen maroder Leitungen im Erdreich versickert, könnten 44 Millionen Menschen versorgt werden. Es bleibt kompliziert.



## INSIDE WASHINGTON

### Abstieg der Medien

Präsident Joe Biden vollendet, was sein Vorgänger Donald J. Trump mit Gusto tat: Wenn sich frühere Lobpreiser in den Medien in Schandmäuler verwandelten, dann schlug der unverfrorene New Yorker zu. Er schmähte die Tintenkleckserklasse als «Volksfeinde». Mittlerweile macht es den Eindruck, als sehe das Volk das auch so, und zwar unabhängig von der politischen Einstellung.

Letzte Woche zeigte eine Gallup-Umfrage, dass die Öffentlichkeit «Zeitungen und Fernsehen so wenig vertraut wie noch nie». Nur niederschmetternde 16 Prozent der erwachsenen Amerikanerinnen und Amerikaner sagen heute noch, sie hätten «eine Menge» oder «ziemlich viel» Vertrauen in Zeitungen, und bloss 11 Prozent in die Fernsehberichterstattung. Sogar Angehörige der Demokratischen Partei, die einst ins Delirium gerieten, wenn ihr liebster Kabelfernsehsprecher wieder über Trump herzog, sind nicht mehr angetan von der Meinungsmache, die so tut, als wäre sie ernsthafte Fernsehberichterstattung: Gallup berichtet, dass die Demokraten heute weniger Vertrauen in die Medien haben als in den aufregenden Jahren der Hexenjägerie.

Biden mag die Journalistenzunft nicht gleich schlimm einschätzen wie Trump. Doch die Beliebtheit des aktuellen Präsidenten ist nach fünfzig Jahren auf der nationalen Bühne tief in den Keller gesaust. Und es entbehrt nicht einer gewissen poetischen Gerechtigkeit, dass parallel dazu die Medien, die sein Image mit allen Mitteln aufgebläht haben, nun selbst am Implodieren sind.

Es kann also gut sein, dass es Präsident Biden mithilfe seiner Freunde und Verbündeten in Washingtons Newsrooms gelungen ist, auf diese Weise das Post-Trump-Amerika zu vereinen. Schönen Dank auch!

Amy Holmes

# Schreiben, was sein soll

Der deutsche *Spiegel* übt sich im Genre der Schweiz-Beschimpfung – und versagt dabei kläglich. Das Stück über die angebliche «Schatzkammer der Oligarchen» gerät zur Selbstdemontage.

René Zeyer

**S**chweizer Willkommenskultur: Schatzkammer der Oligarchen». Titel und Einstieg lassen keinen Zweifel daran, dass das Ergebnis der Reportage schon feststand, bevor sich Walter Mayr auf den Weg nach «Zug, Basel, Luzern und Zürich» machte. Denn er weiss: «Russlands Reiche, unter ihnen Kleptokraten und Kriegsverbrecher, fühlen sich wohl in der Schweiz. Es locken Villen, Briefkastenfirmen, Staatsbürgerschaften.»

Zum Beweis hat Mayr mit einer handverlesenen Schar von Unterstützern seiner vorgefassten Meinung gesprochen. «Zug ist ein Oligarchenparadies und, wenn man so will, die Verkörperung des Geschäftsmodells Schweiz», sagt ein gewisser Luzian Franzini von den Grünen, laut *Spiegel* «so etwas wie der oberste Ruhestörer im verschwiegene Steuersparer-Dorado südlich von Zürich».

## Aperitivo im «Boatcenter»

Zum Chor der Schweiz-Beschimpfer gesellt sich der pensionierte Journalist Balz Bruppacher, eingeführt als «Autor des Standardwerks «Die Schatzkammer der Diktatoren»». Auch die regierungsnaher Helsinki-Kommission der USA darf nicht fehlen, ebenso wenig die NGO Public Eye sowie das internationale Recherchenetzwerk OCCRP. Da hat eine Gegenstimme schlechte Karten: ««Zug ist ein Standort mit Willkommenskultur, ein Teil unseres Erfolgsmodells», sagt in seinem Büro mit Seeblick treuherzig Heinz Tännler, der Finanzdirektor des Kantons. Kritik an mangelndem Schweizer Ehrgeiz bei der Suche nach russischem Vermögen lässt er nicht gelten: «Ich bin ja nur der Ausführungsgehilfe, wir können diese komplexen Konstruktionen nicht durchforsten.»»

Und wie geht's so den Oligarchen in der Schweiz? «Mit Blick auf Lugano sitzen Russen, die sich früh genug abgesetzt haben, in der italienischen Exklave Campione d'Italia und lassen sich in der «Taverna» bei Michel Walser Hummer servieren. Andere zeigen sich drüben, am Schweizer Ufer, beim Aperitivo im «Boatcenter» in Gesellschaft von Damen mit überdurchschnittlich voluminösen Lippen.» Leider traute

sich der rasende Reporter nicht, auch nur einen von denen anzusprechen.

Und in Zürich? «Selbst im noblen Hotel St. Gotthard an der Bahnhofstrasse, wo die als «Zarin von Zürich» gerühmte Eigentümerin Ljuba Manz sich vom Chauffeur im Audi A8 W12 vorfahren lässt, wird das Fehlen der im Land «wertschöpfungsintensiv» genannten Kund-

*Der rasende Reporter fügt nichts hinzu. Aber er lässt alles weg, was nicht ins Narrativ passt.*

schaft aus dem Osten registriert. Vorbei die Zeiten, da die ehemalige Austernverkäuferin Manz hier Hof hielt und zum russischen Neujahrsfest bei Wodka und Hummer an Sauce Champagne die Zürcher Prominenz begrüßte. Die aus Charkiw stammende Hotelière, vom putintreuen Patriarchen Kirill einst mit einem Orden dekoriert, hüllt sich derzeit in Schweigen.»

Dann noch Thomas Borer und schliesslich der unvermeidliche Mark Pieth, der vielfach gescheiterte «anerkannte Kämpfer gegen Korruption». Der darf dann als Schlusspointe den Daumen über der Schweiz senken, die schon immer ein ganz übler Ort der Welt war: «Jahrzehntelang habe die Schweiz unter dem Deck-

mantel der Neutralität aus akuten Krisen Profit geschlagen – im Zweiten Weltkrieg wie auch später während des Kalten Kriegs und des südafrikanischen Apartheid-Regimes, urteilt der Basler Jurist. Nun stehe einmal mehr die Reputation des Landes auf dem Spiel, denn: «Rein rechtlich gesehen sind Sanktionsverletzungen schwere Verbrechen.»»

Dass die Schweiz die EU-Sanktionen *copy and paste* übernimmt, dass in der Schweiz bereits Milliardenwerte beschlagnahmt wurden, dass legal arbeitende Firmen mit Beziehungen zu Russland zunehmend Probleme mit ihren Schweizer Bankverbindungen haben, dass die Schweiz als Rechtsstaat nicht auf Verdacht oder Vermutung die Eigentumsgarantie ausser Kraft setzen kann – das alles interessiert Mayr nicht.

## Lehren aus dem Relotius-Desaster?

*Spiegel*-Reporter Claas Relotius wurde von seiner Redaktion unter Druck gesetzt, immer knalligere Storys herzustellen, die den vorgefassten Meinungen in Hamburg entsprachen, den dort gepflegten Narrativen, der Überheblichkeit, doch tatsächlich «Trump wegzuschreiben» (Originalzitat). Das wurde immer mehr zu einer «Mission: impossible». Also flüchtete sich Relotius ins Reich der Erfindungen, der Fake News.

Mayr ist seine modernere Ausgabe. Er fügt nichts hinzu, er erfindet nichts. Aber er lässt alles weg, was nicht ins Narrativ passt. Nur im Vorspann wirft er die Ansage etwas zu weit ins Reich der Fantasie: Er ist keinem einzigen «Kleptokraten und Kriegsverbrecher» auf die Spur gekommen. Stattdessen hat er die Briefkästen von Briefkastenfirmen besichtigt und dem Treiben von Russen (oder waren es gar Ukrainer?) in der Schweiz zugesehen.

Damit setzt der *Spiegel* seine Selbstdemontage als ernstzunehmendes Nachrichtenmagazin fort. Er hat aus dem Relotius-Desaster offenbar nur gelernt, dass man es vermeiden sollte, die Realität so hinzudichten, wie sie sein sollte. Aber durch Auslassen so hinschreiben, das geht.



René Zeyer betreibt Zackbum.ch, eine Plattform für Medienkritik.

---

# Märchenland am Persischen Golf

Die *Weltwoche* schickte mich für einen Kurztrip nach Dubai. Es war ein surreales Erlebnis. Die Stadt wirkte auf mich wie eine Kernfusion von Tausendundeiner Nacht und Las Vegas.

*Caspar Martig*

*Dubai*

**W**er Dubai sagt, denkt an den Burj Khalifa, das höchste Gebäude der Welt, an ein Disneyland des Konsums mitten in der Gluthitze, an eine Märchenstadt am Persischen Golf, die ihre Besucher wie ein im Wüstensand gelandetes Ufo empfängt. Und genau so ist es. Allerdings muss ich präzisieren: Ich spreche von Dubai City, der Hauptstadt des gleichnamigen Emirates, wo rund 3,4 Millionen Menschen (und damit rund 82 Prozent des gesamten Emirates) leben. Dubai wiederum ist das berühmteste der sieben Emirate, die das Land Vereinigte Arabische Emirate ausmachen.

## **Alkohol ist fast überall verfügbar**

Ich reiste im Auftrag der *Weltwoche* hierher, um den russischen Industriellen Andrei Melnitschenko und dessen Ehefrau Aleksandra zu fotografieren. Als ich in Dubai landete, war es kurz nach ein Uhr morgens und 35 Grad heiss. Am Tag steigen die Temperaturen in den Bereich von 40 bis 50 Grad. Das macht das

## *Die islamische Welt ist in den Strassen dieser Metropole nur in kleinen Dosen zu spüren.*

Leben ausserhalb von gekühlten Zonen praktisch unmöglich. So orientieren sich die Einwohner von Dubai von einem klimatisierten Bereich zum nächsten. Ein Strassenleben im europäischen Sinn existiert nicht. Niemand hält es längere Zeit draussen aus. Das Stadtbild ist von vierspurigen Autostrassen geprägt. Die Menschen sitzen in Autos hinter getönten Scheiben. Wer gern zu Fuss geht, ist in Dubai fehl am Platz.

Am Strand reiht sich eine Hotelanlage an die nächste. Es sind Parallelwelten im Fünfsternebereich. Hier steigen die meisten Touristen ab. Einheimische zu treffen, ist nicht ganz einfach. Am ehesten ist es in den Moscheen oder den Gebetsräumen möglich. Die islamische Welt ist in den Strassen dieser faszinierenden Metropole



*Wer gerne zu Fuss geht, ist fehl am Platz: Kamel am Stadtrand von Dubai.*

nur in kleinen Dosen zu spüren. Es sind Expats und Geschäftsleute aus der ganzen Welt, die die Szenerie in den Restaurants und den Einkaufszentren prägen. Gesprochen wird englisch, gelebt nach westlicher Art. Das betrifft auch den Alkohol, der – anders als in anderen islamischen Ländern – praktisch überall verfügbar ist.

Beeindruckend sind all die teuren Autos auf den breiten Strassen: Lamborghinis, Mercedes, Ferraris, BMW. Wenn es Nacht wird, treffen sich die Jungen auf der Brücke in der Region Al Meydan im Schein von Neonlicht zu Autorennen. Vom übrigen Verkehr fehlt dann auf fast wundersame Weise jede Spur. Man wähnt sich auf einem Filmset. Nur bin ich der Einzige, der hier mit einer Kamera unterwegs ist.

### Alles, was der Indische Ozean hergibt

Auf meinen Auslandsreisen habe ich mir angewöhnt, die Fischmärkte zu besuchen. Es sind Orte, an denen der Pulsschlag des normalen Lebens üblicherweise am besten zu spüren ist. Das trifft auf Dubai noch mehr zu. Selten habe ich einen spektakuläreren Fischmarkt gesehen als in Deira. Hier gibt es alles, was der Persische

### *Eher gewöhnungsbedürftig und ziemlich blutig ist die Fleischhalle mit der Kamelmetzgerei.*

Golf und der Indische Ozean hergeben. Den ursprünglichen Fischmarkt (auch «Souk» genannt) gibt es schon seit 1958. Durch die Modernisierung im Jahr 2017 hat er sich zu einem trendigen, urbanen Hotspot entwickelt.

Auch wenn der Markt heute grösser ist und klimatisiert wird, ist die Atmosphäre des alten Souk deutlich spürbar. Hier decken sich die führenden Gourmettempel zu Grosshandelspreisen ein. Wer Nerven und Zeit mitbringt, kann auch um die Preise feilschen. Neben dem Fischmarkt steht eine zweite Halle, in der Gemüse und Früchte aller Art und aus der ganzen Welt angeboten werden. Es ist ein Reich der Sinne und der Farben. Wer grosse Mengen einkaufen will, kann auch einen eigenen Träger verpflichten. Eher gewöhnungsbedürftig und ziemlich blutig ist die Fleischhalle mit der Kamelmetzgerei. Als Ausflugsziel eignet sich dieser Ort mit Kindern eher nicht.

Doch vielleicht zeigt sich Dubai gerade hier von seiner authentischen Seite. Sicher bin ich mir aber nicht. Zu kurz war mein Aufenthalt, zu vielschichtig das Erlebnis. Was ich sagen kann: Dubai ist eine Reise wert. Einen bunteren, dichterem Mix aus Grossstadt, Wüstenromantik und Strand-Feeling gibt es kaum an einem anderen Ort der Welt. Auf mich wirkte die Metropole am Golf wie eine Kernfusion von Tausendundeiner Nacht und Las Vegas.

Caspar Martig ist freischaffender Fotograf in Bern.



Von reichlich Glanz und Glamour umweht: Ferrari auf der Meydan-Brücke.



40 bis 50 Grad heiss: Strandszene.



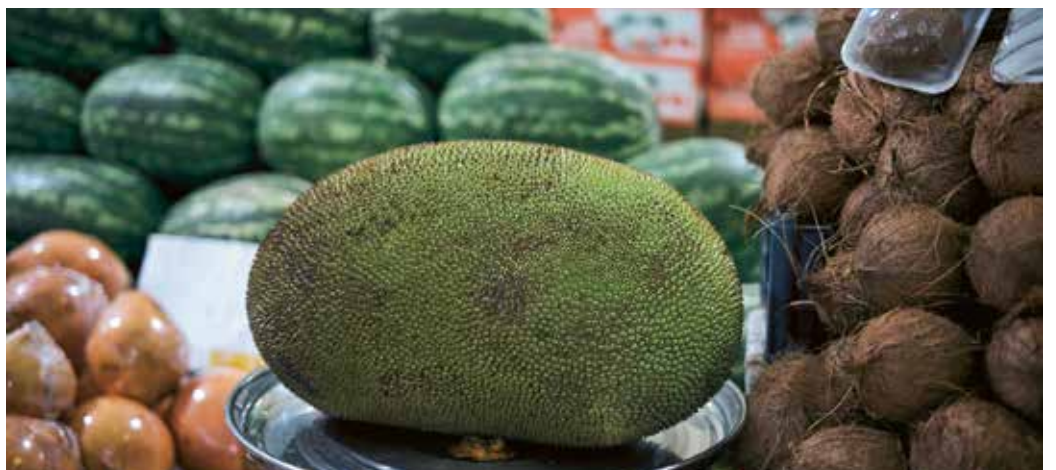
Reich der Sinne und Farben: Marktbesucher, ...



... Fischmarkt ...



*Nach westlicher Art:* Jacht an der Uferpromenade von Dubai Marina.



... und Gemüse- und Früchtemarkt, alles im Waterfront Market.

# Im Geiste der Comtesse

Der Zürcher Unternehmer Beat Dutli erfüllte sich den Traum eines eigenen Schlosses. Er führt das Château de Busset in der Auvergne wie einst seine wohltätige Vorgängerin.

Christoph Mörgeli

**E**r hatte vor seinem Entscheid gegen dreihundert Schlösser aus französischem Privatbesitz besichtigt. Doch blieb am Schluss keine Handvoll, die ihm zusagten. Beim Anruf eines Maklers musste sich Beat Dutli 1997 schliesslich blitzschnell entscheiden: Als er den Hörer ablegte, war er Besitzer eines mächtigen Schlosses mit einer Geschichte von fast achthundert Jahren nebst zugehöriger umfangreicher Parkanlage.

Die Magie des Ortes habe ihn schon beim ersten Besuch überwältigt, meint Dutli, nur war das Schloss damals noch nicht zu haben. Über Jahrhunderte hatte sich das Gebäude zuvor im Besitz der Adelsfamilie de Bourbon-Busset befunden, eines Seitenasts der französischen Thronfolger. Das zugehörige Dörfchen Busset, heute ebenso charmant wie verschlafen wirkend, war einst grösser als die nahe Bäderstadt Vichy, die ihren Aufschwung erst als Sommersitz von Kaiser Napoleon III. nahm.

## Templer, Louise Borgia und ein König

Eigentlich sucht Beat Dutli die Öffentlichkeit keineswegs, und es ist ein Privileg, dass er dem Drängen der *Weltwoche* nachgab und die Türen seines Schlosses für uns öffnet. Schon bei der Anfahrt spürt man die liebevolle Begeisterung, die den Zürcher mit dem Château verbindet, das heute einer Aktionärsgruppe gehört. Er erklärt, wie er sich jedes Mal in die Vorbesitzer hineindenkt, wenn er sich auf den kaum veränderten Landstrassen der erhöhten Lage von Busset nähert. Nur dass wir heute bequem im Auto sitzen, während die frühere Reise mit Pferdefuhrwerken gemächlicher verlief.

Bald schon gibt der schattige Wald an diesem heissen Sommerwochenende den atemberaubenden Blick auf Schloss und Park frei. Durch ein verschliessbares Eisentor gelangen wir in den Hof der von vier Haupttürmen beherrschten Anlage. Einer der Türme diente einst als Gefängnis, der noch markantere Turm «Orion» mit Wehrgang und achteckigem Dach thront weit über dem Tal des Flusses Allier.

Busset

Um 1248, also noch vor Gründung der Eidgenossenschaft, wurde Schloss Busset von Renaud de Vichiers erbaut. Dieser war Grossmeister der Tempelritter und Teilnehmer am sechsten Kreuzzug nach Jerusalem, zu dem der französische König Ludwig IX. («Saint Louis») aufgerufen hatte. Die Templer begleiteten und

## Die Gemäuer und Gemächer verbinden das Mittelalter mit der Renaissance.

beschirmten die Pilgerzüge, die sich aufgrund von Aufrufen durch Päpste und Könige zur gefährlichen Wanderschaft nach Jerusalem aufmachten. Aus diesem Auftrag an die Adligen bildete sich eine starke Bruderschaft.

Die Gemäuer und Gemächer verbinden das Mittelalter (Fresken aus dem späten 14. Jahrhundert) mit der Renaissance, und auch der viktorianische Stil lieferte vor hundertfünfzig Jahren noch einmal massgebende architektonische Impulse. Nach 1498 bewohnten fünf-hundert Jahre lang vierzehn Generatio-

nen der Grafenfamilie de Bourbon-Busset die Gebäulichkeiten. Es handelte sich um einen ursprünglich illegitimen, später legitimierten Ast der französischen Königsfamilie, dessen «Urvater» der hochadlige Fürstbischof von Lüttich war.

Durch die Heirat eines Philippe de Bourbon-Busset mit Louise Borgia, Tochter des berühmten Cesare Borgia, veränderte 1530 italienisches Flair die abweisenden Mauern und Schlossgräben. Louise Borgia hat wunderschöne Galerien und die eleganten Treppenhäuser in den Türmen geschaffen. Vom majestätischen Besuch im Jahr 1589 zeugt noch heute ein stattliches Himmelbett in der «Chambre Henri IV», in dem der Franzosenkönig geschlafen hat. Markante bauliche Veränderungen verantwortet der Architekt René Hodé, der die Innenräume ab 1858 dem Geschmack der Zeit anpasste und mit zahlreichen, noch immer erhaltenen Möbeln ausstattete. Hodé hat aber auch die Gesamtanlage massiv vergrössert und ein neugotisches Gotteshaus errichtet, das im Inneren als Schlosskapelle und getrennt davon als Kirche für das Dorf Busset dient.

Beat Dutli beabsichtigte von Anfang an, das Schloss möglichst so zu belassen, wie er es vorgefunden hat. Zuerst betrieb er einen Hotel- und Seminarbetrieb im Bereich von Gesundheitspflege und Wellness, was sich aber auf die Dauer neben seinen sonstigen Aktivitäten als zu aufwendig erwies. Heute ist im Wesentlichen nur noch ein Koch beschäftigt, der selbst anspruchsvollste Feinschmecker mit dem Besten der französischen Küche verwöhnt. Hinzu kommt ein ebenfalls festangestellter zuverlässiger Gärtner für die Parkanlagen von sieben Hektaren inklusive Schwimmbad.

## Engagement des Adels

Mit Zuneigung und Respekt spricht Schlossherr Beat Dutli beim Abendessen auf luftiger Zinne zwischen rauschenden Baumwipfeln über die letzte Besitzerin, die Comtesse Brenda Marguerite Balfour de Bourbon-Busset (1920–2016), die einer schottischen Adelsfamilie entstammte.



*Unentgeltliches Engagement:* Brenda Marguerite Balfour de Bourbon-Busset.

Wenn sich auch in deren besten Zeiten ein gewisser Spleen dadurch ausdrückte, dass die Herrschaften mit dem Rolls-Royce zum kaum zweihundert Meter entfernten Tennisplatz gefahren wurden.

Während der deutschen Besetzung stand die Familie der Résistance nahe. Der Schriftsteller und Diplomat Graf Jacques de Bourbon-Busset, ein Schwager, wurde von den Nazis deportiert und wirkte nach dem Krieg als Minister, Präsident des französischen Roten Kreuzes und Mitglied der Académie française. Die Comtesse Brenda engagierte sich vor allem im europäischen Denkmalschutzverband «Europa Nostra» und betätigte sich auch sonst unentwegt für soziale, pädagogische und christliche Projekte. Dutli beeindruckt dieses freiwillige, unentgeltliche Engagement des Adels, der einst von ausgedehnten Ländereien lebte, dessen Vertrauen aber allzu oft von eigennützigem Verwaltern missbraucht wurde.

Die Wohltäterin Brenda de Bourbon-Busset genoss bis zu ihrem Tod im hohen Alter Wohnrecht im Schloss. Für Beat Dutli wurde sie zum Vorbild im Bereich aktiver Wohltätigkeit. Zwar ist er der rastlos tätige, vor Ideen sprühende Unternehmer geblieben. Doch zunehmend machte sich Dutli Gedanken über die Nachhaltigkeit und den wirtschaftlichen Nutzen von Projekten für die betroffenen Menschen in benachteiligten Regionen. Er ist überzeugt, dass geschäftliche Investitionen eine Win-win-Situation für beide Seiten ergeben müssen, während die klassische Entwicklungshilfe längerfristig selten funktioniert.

Bei einem seiner Lieblingsprojekte sieht der Schlossherr sogar die frühen Tempelritter von Busset als Vorbilder: Schon sie verantworteten

### *Dutlis Sparsinn als Unternehmer hat die Investitionen auf ein Minimum reduziert.*

nämlich den Schutz von internationalen Goldtransporten, und auch Dutli will mit Partnern in die humanitär und ökologisch korrekte Goldgewinnung in Afrika und in die anschliessende Goldverarbeitung in Bahrein investieren. Dieses Land im Mittleren Osten sei ideal wegen der dort herrschenden Toleranz und der von den Briten hinterlassenen Rechtsicherheit und Weltoffenheit.

Seine langjährigen globalen Geschäftserfahrungen haben Beat Dutli gezeigt, dass



*Gegen dreihundert Schlösser besichtigt:*  
Beat Dutli vor dem Château de Busset bei Vichy.

der Westen, aber auch die Chinesen die Schwellen- und Entwicklungsländer meist nur kurz besuchen, oberflächlich kennenlernen, aber den grösstmöglichen Profit herauschlagen wollen. Weit sinnvoller wäre es, sich auf eine vernünftige Rendite zu beschränken, so dass auch die Menschen jener Länder eine gute Lebensgrundlage erhalten, um ihr Land nicht verlassen zu müssen. Immer mehr Kunden und Investoren finden Gefallen an solchen Geschäftsmodellen; aber auch Hilfswerke sprechen zunehmend auf dieses Konzept an. Wer an den Charity-Projekten teilhat und sie unterstützt, wird automatisch Ehrenmitglied der Association Château de Busset.

Beat Dutlis bisherige Biografie verlief ähnlich wie der Erwerb seines Schlosses in Frankreich: Es ist die richtige Mischung von guter Planung, kühler Analyse und dann doch Bauchgefühl, Leidenschaft und Risikofreude im entscheidenden Moment. Nach seinen Jugendjahren in Erlenbach und Zumikon absolvierte Dutli die Matura und begann danach ein Phil.-I-Studium an der Universität Zürich. Doch zog die Freiheit des Unternehmertums

seinen unkonventionellen Geist mehr an. Dies war eher das Erbe seines Grossvaters – Mitinhaber des Papierhandelshauses Feldmann, Dutli & Co. in Zürich – als das des Vaters, der als Englischprofessor an der kantonalen Maturitätsschule für Erwachsene gewirkt hat.

Dutlis Lebensmittelpunkt liegt nach wie vor in der Schweiz, einerseits in der Region Zürich, andererseits in der Romandie. Seine Partnerin (ehemals auch Chefin von Hapimag und Verkaufsleiterin im Hauptsitz der Groupe Lucien Barrière, beide Paris) stammt ursprünglich aus Zypern und engagiert sich sehr für das Schloss-Projekt.

### **Gründung eines Freundeskreises**

Der ursprüngliche Kaufpreis bleibt vertraulich. Kein Geheimnis ist aber, dass Renovierungs- und Unterhaltsarbeiten sehr viele Mittel erfordern würden, wenn das Schloss im Besitz der öffentlichen Hand wäre. Dutlis Sparsinn als Unternehmer hat die Investitionen auf ein Minimum reduziert, und die Unterhaltskosten werden bewusst in bescheidenem Rahmen gehalten. Die Association Château de Busset ermöglicht den Mitgliedern, das Schloss zu besuchen und dort sogar zu nächtigen.

Der Freundeskreis hilft mit, die vielen Suiten, Korridore, die edlen Schlafgemächer und Salons, den Speisesaal, die Bibliothek, die Spiel- und Musikzimmer sowie die mächtigen

Küchenräumlichkeiten zu unterhalten. Die Schlossvereinigung macht neben dem französischen wie dem italienischen Garten den grossen Küchengarten («Potager») der biologischen Forschung mit pestizidfreiem Anbau zugänglich, beispielsweise der Pflanzung von Heilkräutern. Namhafte Wissenschaftler wollen die Pflanzungen bis zur Entwicklung marktreifer Produkte begleiten. Regelmässig finden auf dem Schlossgelände private Veranstaltungen statt, etwa Oldtimer-Tagungen, klassische Konzerte oder Mittelalter-Feste, und jährlich gibt es neue Überraschungen zu entdecken.

**Association Château de Busset:** Die Mitgliedschaft steht für einen Jahresbeitrag von 30 Franken allen Interessierten offen. Sie umfasst die Möglichkeit, an diversen kulturellen Veranstaltungen teilzunehmen. Weitere Informationen: busset.com  
Internationales Charity-Projekt: silcasurglobal.com

# «Meine Kinder wissen, dass ich berühmt bin – oder war»

Laetitia Zappa wurde als Erotikdarstellerin zum Schweizer Medienstar. Heute würde sie einiges anders machen.

Thomas Renggli

Vor 25 Jahren schrieb Laetitia Zappa ein Stück Schweizer Mediengeschichte. Als Erotikdarstellerin und Hauptfigur eines Dokumentarfilms im Schweizer Fernsehen wurde sie zur nationalen Berühmtheit. Sie war eine der wenigen Personen im Land, die man allein schon mit ihrem Vornamen kannte: Jeder wusste, wer mit «Laetitia» gemeint war.

Heute lebt die Engadinerin Zappa, 47, fernab der Öffentlichkeit in einem Zürcher Vorort. Sie ist eine kämpferische Frau und stolze Mutter zweier Töchter. Hier spricht sie über Versuchungen, Träume, Vergangenheitsbewältigung und das fragwürdige Spiel der Medien.

**Weltwoche:** Frau Zappa, vor einem Vierteljahrhundert wurden Sie praktisch über Nacht zu einer der bekanntesten Personen der Schweiz. Wie blicken Sie auf diese Zeit zurück?

**Laetitia Zappa:** O Maria, ist das schon über ein Vierteljahrhundert her? Schön, dass Sie mich an mein Alter erinnern. (Lacht) Es ist erstaunlich, wie sich alles verändert hat – nicht nur mein Leben, auch die ganze mediale Welt. Wenn ich zurückdenke, war das eigentlich eine ganz primitive Art von Journalismus. Heute wäre das längst nicht mehr eine so grosse Geschichte. Heute haben wir Facebook, Tiktok, Twitter und Instagram, und fast jede Frau, die Kinder auf die Welt gebracht hat, zeigt, wie sexy sie noch ist – und das täglich, um ihre Follower zufriedenzustellen. Hätte es schon damals die sozialen Medien gegeben, wäre die Geschichte wohl kaum eine derartige Sensation gewesen.

**Weltwoche:** Weshalb liessen Sie sich auf den Dok-Film im Schweizer Fernsehen ein? Ohne diesen hätte die Öffentlichkeit kaum je von Ihrer Tätigkeit in der Erotikbranche erfahren.

**Zappa:** Ich war naiv – und ich bewegte mich in einer Welt, die ich als ganz normal empfand. Ich lasse mich nicht so schnell von etwas beeindrucken. Deshalb hat es mich auch nicht beeindruckt, als ich den Erotikdarsteller Rocco Siffredi kennenlernte und mit ihm zusammen war. Und dass ich mit ihm in seine Welt ab-

getaucht bin. Für die Schweizer war dies unfassbar – ja unglaublich. Aber mir war das wirklich nicht bewusst. Ich war jung, wollte meine persönlichen Erfahrungen machen. Und natürlich war es sehr speziell, mit zwanzig derartige mediale Aufmerksamkeit zu erhalten – ohne Manager oder Berater. Die Journalisten wussten, was dies in Gang setzt – ich wusste es nicht. Deshalb war ich ein gefundenes Fressen für sie.

**Weltwoche:** Sie hatten wirklich niemanden, der Sie beriet oder verteidigte?

**Zappa:** Doch. Es gab auch ehrliche Journalisten, die es wirklich gut mit mir meinten und mich oft gewarnt haben. Mein grosses Glück war, dass ich von guten Leuten umgeben war,

*«Was ist mit dem Dok-Film passiert?» – «Er wird im Giftschränk des Schweizer Fernsehens aufbewahrt.»*

beispielsweise vom Filmproduzenten und Kinobetreiber Edi Stöckli. Er und seine rechte Hand, Peter Preissle, schauten auf mich und gaben mir Tipps, soweit dies bei meinem sturen Kopf überhaupt möglich war. Davon abgesehen, war ich nie auf die Medien angewiesen. Ich wollte kein Kapital aus der Bekanntheit schlagen, wie man dies heute bei gewissen Prominenten oder Möchte-gern-Prominenten sieht. Das war nie meine Intention.



**Weltwoche:** Wie lange waren Sie im Erotik-Business?

**Zappa:** Nicht lange, ungefähr zwei Jahre. Aber von Business möchte ich eigentlich gar nicht sprechen. Ich war im Umfeld von Rocco. Ich drehte nicht einen Film nach dem anderen. Es gibt mehrere Zusammenschnitte und Best-ofs, weil die Macher das Gefühl hatten, die Kasse müsse klingeln. Insgesamt machte ich wohl nur vier bis fünf Filme, vielleicht sechs, darunter mit dem bekannten Regisseur Joe D'Amato, der die legendären «Emmanuelle»-Filme drehte und auch im besagten Dok-Film zur Sprache kam. D'Amato machte ausschliesslich 35-Millimeter-Filme. Mein Ziel war es aber nicht, bekannt zu werden. Schliesslich habe ich mich ja auch nicht als Sexbombe verkauft. Und ich fühlte mich schon gar nicht so.

**Weltwoche:** Das klingt nun doch etwas naiv. Schliesslich ist diese Geschichte schon ungewöhnlich: das nette Mädchen aus St. Moritz, das in diese verruchte Welt eintaucht...

**Zappa:** ...woher wollen Sie wissen, dass ich nett bin? (Lacht) Und so verrucht war diese Welt nun auch wieder nicht. Da gibt es andere Welten, die viel verruchter sind. Man muss aber auch bedenken, dass diese Industrie damals weltumspannend war und extrem gehypt wurde. Wie es heute ist, kann ich nicht sagen. Ich verfolge es nicht. Mein Schicksal war, dass ich Rocco kennenlernte.

**Weltwoche:** Wo lernten Sie ihn kennen?

**Zappa:** In Mailand, an einer Award-Verleihung der Erotikindustrie.

**Weltwoche:** Wie kommt man an einen solchen Anlass?

**Zappa:** Nach dem KV jobbte ich als DJ und Model. Durch das Modeln erhielt ich in Mailand einen Wochenauftrag. Dabei wurde es meinen Kolleginnen und mir langweilig. Ein Anwalt lud uns an einen Galaabend ein. Das sei doch lustig, sagte er. Der Abend stellte sich als Award-Show der Erotikfilmindustrie heraus. Wir realisierten dies erst so richtig, als wir dort waren. Wir waren als Gäste eingeladen. Und dort lernte ich Rocco kennen.

**Weltwoche:** Wie hat Ihr Umfeld reagiert?





«Nur vier bis fünf Filme»: Laetitia Zappa.

**Zappa:** Das ist schwierig zu beantworten. Meine Eltern bemerkten schliesslich nicht von heute auf morgen, was läuft. Die bekamen dies alles mit, als ich plötzlich so oft in Rom war. Natürlich fanden es weder mein Vater noch meine Mutter lässig. Aber ich hatte immer einen guten Kontakt zu meinen Eltern. Es gab nie einen Bruch. Mir tut es heute aber leid, dass ich meinen Vater vielleicht in die eine oder andere unangenehme Situation brachte. Mein Vater war aber sehr offen und konnte auch darüber schmunzeln. In St. Moritz war er Gemeinderatspräsident, Präsident der Bergbahnen, der Feuerwehr und des White Turf und Chef der Credit Suisse. Aber er managte die Sache gut. Ich verheimlichte meinen Eltern gegenüber aber auch nie etwas. Sie wussten immer alles. Deshalb wurden sie nicht überrascht. Selbstverständlich fanden sie die mediale Präsenz nicht toll. Es ging einfach alles zu schnell. Wir hatten gar keine Zeit, alles zu realisieren – und es zu verarbeiten.

**Weltwoche:** Haben Sie viel Geld verdient?

**Zappa:** Nein. Darum ging es nicht. Ich bin keine Materialistin und kein Gucci-Pucci-Mädchen. Meine Wertvorstellungen definieren sich nicht über Konsumgüter. Das war nie so – und ist bis heute nicht so.

**Weltwoche:** Der *Blick* schrieb in einer wochenlangen Kampagne einen Skandal herbei. War es wirklich so skandalös?

**Zappa:** Den Lead hatte der damalige Unterhaltungschef. Natürlich lag es immer in meiner persönlichen Verantwortung, ja oder nein zu sagen. Und ich war jung und sagte ja. Und die Zeitungsmacher wussten, dass sie damit ihre Blätter füllen. Ich hatte einen Vertrag mit Ringier. Aber gemessen am Umsatz, den das Unternehmen mit den Geschichten über mich generierte, war das Honorar eher bescheiden. Ich gehe schon davon aus, dass die Leserzahlen bei Ringier und *Blick* in die Höhe schossen. Damals

*Mir tut es heute leid, dass ich meinen Vater in die eine oder andere unangenehme Situation brachte.*

gab es noch keine Online-Ausgabe. Die Leser mussten eine physische Zeitung kaufen, um an die Inhalte zu kommen. Ringier verdiente massiv an mir. Das ist kein Vorwurf, sondern eine Tatsache.

**Weltwoche:** Fühlen Sie sich vom Verlag missbraucht?

**Zappa:** Na ja, der Verlag und die Journalisten besaßen die Erfahrung – und nutzten diese bestimmt aus Profitgründen aus. Die sagten sich: «Das machen wir mit ihr – ohne Rücksicht.» Sie nahmen keine Rücksicht auf mein Alter, sagten nicht: «Jetzt gehen wir die Sache langsam an.» Aber so ist Boulevard halt.

**Weltwoche:** Hatten Sie in irgendeiner Form Kontrolle über die Berichterstattung?

**Zappa:** Nein. Spätestens, als die Reporter 1999 zum Grab meines Vaters gingen und es fotografierten, realisierte ich das. Dort wurde eine rote Linie überschritten. Das war komplett daneben. In dieser Sache zeigte der *Blick* weder Respekt noch Rücksicht. Mein Vater starb schliesslich nicht unter normalen Umständen. Es war für mich unerträglich, dass die Medien in diesem Moment mich in den Vordergrund stellten – und nicht das, was geschehen war. Ich hätte meine Geschichte ausschlichten können, aber das interessierte mich nicht.

**Weltwoche:** Wenn man sich mal auf dieses Spiel einlässt, gibt es keine Grenzen mehr.

**Zappa:** Ja. Der damalige Unterhaltungschef und ich standen uns freundschaftlich nahe. Ich hatte volles Vertrauen und war naiv, aber wie gesagt, mit zwanzig blendet man die Konsequenzen oft aus. Ich fuhr damals im Schnellzug durchs Leben. Rückblickend muss ich sagen: Es ging alles viel zu schnell.

**Weltwoche:** Weshalb blieben Sie nur zwei Jahre in der Erotikbranche?

**Zappa:** Weil es mich nicht mehr interessierte. Reingerutscht bin ich aus reiner Neugier. Ich wollte etwas Neues probieren. Aber ich hatte nie die Absicht, dies zu meinem Beruf zu machen. Null. Ich liess mich auf das Abenteuer ein, und als es seinen Reiz verlor, ging ich. >>>

**Weltwoche:** Heute hätten Sie mit den sozialen Medien ganz andere Mittel – auch fernab der Erotikbranche.

**Zappa:** Unabhängig davon stellt sich die Frage, was überhaupt noch Erotik ist. Die Stars von damals, Cicciolina, auch eine Sarah Young, sie verliehen dieser Welt einen Hauch Glamour. Heute wird auf so vielen Kanälen Erotik verbreitet und konsumiert, dass die Menschen abstumpfen. Man sieht Hochleistungssportlerinnen mit perfektem Body am Werk. Wo bleibt da die Erotik? Hauptsache, ein grosser Hintern und ein Gummiboot im Gesicht.

**Weltwoche:** Würden Sie wieder in dieses Geschäft einsteigen, wenn sie nochmals zwanzig wären?

**Zappa:** Ich wollte nie wirklich «einsteigen», es war reine Neugier. Die Erfahrungen, die ich machte, bereue ich nicht. Aber aufgewärmt ist nur Gulasch gut und Couscous. Ich würde mich auf keinen Fall nochmals auf das Erotikmetier einlassen.

**Weltwoche:** Was ist eigentlich mit dem Dok-Film passiert?

**Zappa:** Er wird im Giftschränk des Schweizer Fernsehens aufbewahrt. Das hat mir der Produzent Alain Godet selber gesagt. Die Rechte gehören ihm. Und er würde ihn nie ohne meine Einwilligung herausgeben. An einer erneuten Ausstrahlung hat wohl auch niemand Interesse. Aber besprechen wir das in 25 Jahren wieder. (*Lacht*)

**Weltwoche:** Sie sagen, dass Sie diesen Film nicht mehr machen würden. Aber Hand aufs Herz: Er hat Ihnen auch Türen geöffnet. . .

**Zappa:** Nein, da muss ich vehement widersprechen. Von welchen Türen sprechen Sie? Nochmals: Meine frühere Arbeit war für mich

*«Ich bin alleinerziehend und gehe durch eine dramatische Scheidung. Dieses Kapitel ist sehr traurig.»*

nie ein Mittel, um berühmt zu werden. Ich habe mir später meinen Leistungsausweis im normalen Arbeitsleben verdient.

**Weltwoche:** Wie sieht dieser Ausweis aus?

**Zappa:** Der ist sehr vielseitig. Ich war lange in der Gastronomie tätig. In Arosa führte ich die «Schneebar» und das Restaurant «Bodega». Davor war ich unter anderem Chef de Bar im Restaurant «Movie» in Zürich. Nach der Zeit in Arosa führte ich in Zürich die Lounge-Bar «Purpur» – und danach ging ich zu Salto Natale, dem Weihnachtzirkus von



«Kein Gucci-Pucci-Mädchen»: Zappa.

Rolf und Gregory Knie. Dort war ich Front-Managerin und für den ganzen Foyer-Bereich zuständig, mit Catering, Logistik, Infrastruktur, Marketing und Sponsoring. Damals sagte mein zukünftiger Ex-Mann: «Entweder ich oder der Zirkus.» Sechzehn-Stunden-Tage waren mit dem Privatleben nicht zu vereinbaren. Ich entschied mich für die Liebe – zu Recht, sonst hätte ich heute nicht zwei so süsse Mädchen. Ich wurde sehr spät Mutter, mit knapp 40 und 41.

**Weltwoche:** Haben Sie damit noch gerechnet?

**Zappa:** Ich habe es mir sehr gewünscht. Und dann kam Sophia Louise zur Welt – und dreizehn Monate später Victoria Rose. Sie war nicht geplant, aber ein umso schöneres Geschenk. Die beiden sind nun sechs und sieben Jahre alt. **Weltwoche:** Wie ging es nach dem Salto Natale für Sie weiter?

**Zappa:** Ich eröffnete in Zürich einen Kleiderladen. Der lief sehr gut. Aber nach sieben Jahren sagte ich mir: Jetzt bin ich Mami. Ich war nicht bereit, mein Baby wegzugeben, damit ich im Laden stehen konnte. Mein Noch-Ehemann wuchs mit Kunst auf, sammelte Kunst, machte sich selbständig. Die vergangenen zwei Jahre war ich gesundheitlich aber sehr angeschlagen. Der psychische Druck wurde zu gross. Ich erlitt ein Burnout und Erschöpfungsdepressionen. Dazu kam ein persönliches Schicksal, das mich stark zurückwarf.

**Weltwoche:** Wovon leben Sie?

**Zappa:** Das frage ich mich manchmal auch. Ich arbeite fünfzig Prozent, bin aber auf der Suche nach einer Vollzeitstelle, da ich finan-

ziell auf mich allein gestellt bin. Ich bin alleinerziehend und gehe durch eine dramatische Scheidung. Ich gebe mein Bestes, um meine Kinder zu beschützen. Dieses Kapitel ist leider sehr traurig. Dabei geht es darum, dass meine Töchter Stabilität und Struktur spüren und sie den Alltag normal erleben dürfen. Sie haben nur eine Kindheit, die darf man nicht belasten. Das allein erfordert viel Kraft und Durchhaltewillen. Verschuldet bin ich nicht, aber es ist trotzdem sehr hart. Noch schlimmer ist für mich aber die Tatsache, dass meine Kinder keinen Vater im Alltag haben.

**Weltwoche:** Spielt er auch Ihre Vergangenheit gegen Sie aus?

**Zappa:** Nein. Aber ich fürchte mich nicht davor, dass sie diese erfahren werden. Es gibt zwei Themen: Erotik und Sex. Und das Mami. Es ist schon delikater, die beiden Dinge zusammenzuführen. Meine Töchter beginnen sich dafür zu interessieren, wie man Kinder macht. Aber sie finden die Vorstellung,

dass man nackt kuschelt, *mega grusig*. Dann fragen sie mich: «Hast du das mit Papi auch gemacht?» Ich sage: «Ja, sonst wärt ihr nicht da.» Wir sind ja eigentlich unaufgeklärt aufgewachsen. Heute wissen die Kinder schon früh, wie das alles funktioniert. Meine Kinder wissen, dass ich berühmt bin – oder war. Das ist ja eigentlich schön. Aber die Frage ist, wie bringt man diese beiden Komponenten – Erotik und Mami – zusammen. Das geht Schritt für Schritt.

**Weltwoche:** Haben Sie berufliche Ziele?

**Zappa:** Ich denke darüber nach, mich nochmals neu zu orientieren. Und ein Buch zu schreiben, um meine Geschichte und die Wahrheit aufzuzeigen. Es ist mir ein Anliegen, anderen Menschen helfen zu können, nach all den Erfahrungen, die ich gemacht habe. Das Wichtigste aber ist, dass ich meinen Töchtern eine sichere, unbeschwertere und fröhliche Kindheit ermöglichen kann. Für das mache ich alles. Oder fast alles. Einen grossen Hype um mich brauche ich aber definitiv nicht.

**Weltwoche:** Wirkt all das, was um Sie herum geschehen ist, rückblickend wie ein Film aus einem anderen Leben?

**Zappa:** Ja, mein Leben ist durchaus filmreif.

**Weltwoche:** Haben Sie noch einen Bezug zu St. Moritz?

**Zappa:** Definitiv. Mein Lebensmittelpunkt ist in Zürich, aber im Sommer bin ich oft im Engadin. Mein Vater kam ursprünglich aus S-chanf. Für mich ist das Engadin apokalyptisch schön, natürlich verbinde ich das mit meiner Kindheit. Aber auch meine Kinder lieben es. Zum Sterben gehe ich ins Engadin zurück.

# HERODOT



Südamerikanische Zustände drohen in Europa um sich zu greifen. Die Europäische Zentralbank (EZB) richtet ihre Politik seit der unseligen Regenz von Mario Draghi auf die Bedürfnisse verantwortungsloser Schuldner aus. Während der Pandemie wurden die Staatsschulden nochmals kräftig erhöht, und nun soll auch die mit kontraproduktiven EU-Sanktionen provozierte Energiekrise mit schuldenfinanzierten Subventionen gelindert werden. Hunderte von Milliarden werden zudem gemeinsam aufgenommen, aber national ausgegeben (200 Milliarden allein für Italien). Es ist, als gebe es für Staatsschulden keine Grenzen mehr.

Lange blieben die Konsequenzen der von der EZB verursachten und historisch noch nie dagewesenen Geldschwemme aus. Warner wurden als Feinde der EU-Kohäsion verschrien und ignoriert. Die Regeln eben dieser EU wurden routinemässig missachtet, so dass niemand sie mehr ernst nimmt. Inzwischen liegt die Inflation in der Euro-Zone bereits 8 Prozent höher als die eben erst angehobenen Zinsen. Damit verlieren Sparer (inklusive die Zwangssparer der Pensionskassen) 8 Prozent ihres Ersparnis. Geht es so weiter, werden in fünf Jahren Sparkonti und Rentenansprüche nur noch halb so viel wert sein. Wie immer ist die Mittelschicht die Hauptleidtragende der Inflation. Wohlhabende können sich mit Immobilien und Finanzmarktprodukten vor der Inflation weitgehend schützen oder profitieren davon, wenn sie Schulden zu Zinssätzen haben, die weit unter der Inflation liegen.

Die EZB sorgt sich aber nicht um die von ihr geprellten Sparer und (künftigen) Rentner, sondern um verantwortungslose Schuldner unter ihren Mitgliedstaaten, denen

sie den (illegalen) Aufkauf ihrer Schulden in Aussicht stellt, um sie vor den Finanzmärkten zu schützen. Derartige Politik trieb in den achtziger Jahren Südamerika in die Hyperinflation und in den sozialen Zusammenbruch. Anstatt die notwendigen schmerzhaften Massnahmen zu ergreifen, um der Wirtschaft wieder ein gesundes monetäres Fundament zu geben, versuchte man überall, die Inflation mit sogenannten «heterodoxen» Mitteln schmerzlos zu besiegen. Die Schmerzen wurden so jedoch nur verschlimmert und verlängert. Sparer wurden weitgehend enteignet, der Mittelstand verarmte, und am Schluss mussten doch noch orthodoxe Massnahmen er-

## *Die Auslandschweizer entscheiden, ohne die finanziellen Konsequenzen zu tragen.*

griffen werden, um – dort, wo dies gelang – die Geldentwertung zu bremsen. Argentinien oder Venezuela leben seit Jahrzehnten mit galoppierender Inflation und Verarmung der breiten Bevölkerung. Gleiches blüht Europa, wenn die EZB so weitermacht. Auch für die Schweizerische Nationalbank (SNB) wird es dann schwierig, die Schweiz vor der Euro-Inflation und der Enteignung der Sparer und Rentner zu schützen.

«No taxation without representation» – keine Besteuerung ohne Mitsprache – lautete der Slogan der Boston Tea Party, welche den Unabhängigkeitskrieg der USA auslöste. Die Auslandschweizer geniessen das Gegenteil: entscheiden, ohne die finanziellen Konsequenzen zu tragen. So haben sie die Inlandschweizer, die die Billag-Abgabe mehrheitlich abschaffen wollten, gezwungen, diese weiterhin zu bezahlen. Es war nicht das einzige Mal, dass sie ein Ab-

stimmungsresultat umkehrten. Inskünftig dürfte dies noch viel öfter vorkommen.

Nachdem eine Untersuchung ergeben hat, dass die elektronische Stimmabgabe zwar nicht die allgemeine Stimmbeteiligung, wohl aber diejenige der Auslandschweizer stark erhöhen würde, soll diese nun rasch eingeführt werden. Mit 13 Prozent der Stimmberechtigten ist der Einfluss der Auslandschweizer potenziell viel grösser als die übliche Differenz zwischen Ja- und Nein-Stimmenden. Dies wirft Fragen auf.

Nicht alle Auslandschweizer sind von Entscheidungen des Souveräns in gleichem Mass betroffen. Ein Grossteil hat noch nie oder schon lange nicht mehr in der Schweiz gelebt und meist auch wenig Ahnung von unserem politischen System. Die Entscheide dieser Menschen werden viel stärker von der politischen Realität in ihren Wohnsitzstaaten beeinflusst. Wäre es nicht angebracht, dass man das Stimmrecht vom Ausland aus höchstens so lange ausüben kann, wie man zuvor in der Schweiz gelebt hat? Drei Viertel der Auslandschweizer sind zudem Doppelbürger. Ist es richtig, dass jemand gleichzeitig in zwei Ländern mitentscheiden und wählen darf, oder sollten Doppelbürger ihre politischen Rechte nur im Wohnsitzland ausüben dürfen, sofern sie dessen Bürgerrecht besitzen?

Das Volk sollte die Möglichkeit erhalten, diese Fragen zu beantworten, bevor die elektronische Abstimmung eingeführt wird. Wer ergreift die Initiative dazu?

Herodot ist ein der Redaktion bekannter Weltreisender, seit Jahrzehnten wissenschaftlich und politisch tätig, u. a. für die Uno.

# Heimlicher Exportschlager

Schweizerinnen und Schweizer führen als erfolgreiche Intendanten wichtige Opernhäuser in ganz Europa. Was ist ihr Rezept?

Peter König

Die Schweiz ist Heimat renommierter Musikfestivals in Luzern, Gstaad oder Montreux, die Opern von Zürich und Genf haben internationale Ausstrahlung. Dass das Land aber immer wieder Top-Leute an die Spitze grosser Kulturinstitutionen im Ausland gebracht hat, ist kaum bekannt. Da ist etwa Georges Delnon, Intendant der Hamburgischen Staatsoper. Zusammen mit dem Meisterdirigenten Kent Nagano umschiffert er erfolgreich den Schatten der glitzernden Elbphilharmonie, indem er einen klugen Spielplan mit erstklassigen Sängern kombiniert.

Oder der Zürcher Aviel Cahn. Bevor er 2019 die Genfer Oper übernahm, hatte er zehn Jahre lang der vorher mässig beachteten Vlaamse Opera in Antwerpen und Gent seinen Stempel aufgedrückt. Er hat Grenzen überschritten, Genres zusammen- und verschiedenste Künstler in die Oper geführt. Nicht irgendwelche Künstler, sondern Stars wie die Performancekünstlerin Marina Abramovic oder den Schauspieler und Oscar-Gewinner Christoph Waltz. Als Jurist dissertierte Cahn vor zwanzig Jahren mit «Der Theaterintendant – Seine rechtliche Stellung in Theorie und Praxis». Er streitet gar nicht ab, dass das ein wenig nach einem Plan aussehe, aber natürlich sei sein Weg so nicht planbar gewesen. Auch in Genf hat Cahn rasch geliefert und das Grand Théâtre schon in der ersten Saison zum «Opernhaus des Jahres» gemacht.



Die historisch schwerste Bürde aller Schweizer Intendanten trägt wohl Peter Theiler in Dresden, wo der Basler nach einer langen Karriere die berühmte Semperoper leitet (benannt nach ihrem Architekten Gottfried Semper, Erbauer auch der Zürcher ETH). Das Haus war im Februar 1945 im Dresdner Bombenhagel abgebrannt und wurde erst 1985 wiedereröffnet, als DDR-Kraftakt und -Staatsanliegen. Nach der Wende hat sich das Haus als eines der besten in Deutschland etabliert, dank Chefdirigent Christian Thielemann und der Sächsischen Staatskapelle (Beiname «Wunderharfe»). Aber auch dank Peter Theiler und seiner Spielpläne, die bei aller Frische die Geschichte des Hauses (mit Uraufführungen wie Wagners «Rienzi» oder Strauss' «Rosenkavalier») respektieren.

## Zum bekannten Kulturtempel gemacht

Bei der Hundertjahrfeier des «Rosenkavaliers» 2011 war die damals 33-jährige Bernerin Nora Schmid Chefdraturgin der Semperoper. Wenig später wurde sie an die Spitze der Oper Graz berufen, ebenfalls ein bauliches Bijou, noch grösser als das Zürcher Opernhaus und wie dieses vom Wiener Büro Fellner & Helmer erbaut. Graz wird hierzulande trotz direkter Züge ab Zürich eher als Provinz wahrgenommen, ist aber die zweitgrösste Stadt Österreichs. Nora Schmid hat das Vierspartenhaus zum weitherum bekannten Kulturtempel gemacht. Wobei es der Begriff nicht trifft: Für Schmid ist es zentral, ihr Haus weit zu öffnen und neue Besucher anzulocken. Selbstläufer gebe es heute keine mehr, sagt sie, auch eine «Tosca» fülle das Haus nicht mehr einfach so, bloss weil sie von Puccini sei. Als Grazer Besonderheit ist auch das Musical explizit Bestandteil ihres Auftrags. Und Schmid ist, das ist selten, nicht nur künstlerisch verantwortlich, sondern auch kaufmännisch. Da trifft es sich gut, dass sie neben Musik auch Betriebswirtschaft studiert hat.

Ebenfalls etwas entlegen erscheint Erfurt, die Hauptstadt Thüringens. Wer hinfährt, staunt ob ihrer Vielfalt und Lebendigkeit. Neben dem wuchtigen Dom hat Erfurt auch ein Theater,



dem seit seiner Eröffnung 2003 der Genfer Guy Montavon vorsteht. Mit einem munteren Mix aus Rennern und Raritäten gelingt es ihm, auch das fernere Feuilleton anzulocken. Und Montavon führt selber Regie, nicht nur am eigenen Haus.

In Hamburg, wo er bei den Altmeistern August Everding und Götz Friedrich in der Lehre war, hatte auch die graue Eminenz der Schweizer Intendanten gewirkt, Rolf Liebermann (1910–1999). Von Haus aus Jurist, bekannt als Komponist («Die Schule der Frauen») und mit Leib und Seele Opernchef. Achtzehn Jahre lang führte er das Haus in Hamburg und glänzte dazwischen an der Pariser Opéra. Auf Deutsch heisst sein Buch über Paris «Und jeder erwartet sich ein Fest» – besser lässt sich die Mission eines Intendanten kaum zusammenfassen.

Die jüngere Zeit hat dem Berufsbild des Intendanten unliebsame Weiterungen beschert: In der gerne totgesagten Oper wird es immer schwieriger, Theater mit bis zu 2000 Plätzen zu füllen. Dazu ist nun auch noch Corona gekommen, für viele Opernhäuser mit desaströsen Folgen. Sie konnten nur noch für ein Miniublikum spielen oder mussten gar zusperren. Die ohnehin hochsubventionierten Theater – ein weiterer Kritikpunkt im Mehrfrontenkrieg der Intendanten – überlebten nur dank



**Kluger Spielplan:**  
Aviel Cahn (l.); Georges Delnon



**Gesundes Selbstvertrauen:**  
Nora Schmid; Peter Theiler

zusätzlicher Zuschüsse. Jetzt, da die Seuche zumindest pausiert, füllen sich die Häuser aber nicht etwa von selber wieder. Die älteren Semester sind vorsichtiger geworden, viele ziehen den Fernsehsessel dem Sperrsitz vor.

Georges Delnon, der sein Hamburger Haus auch mit Opern-Streaming im Gespräch hielt, sieht das Risiko solcher Übertragungen: Ehemalige Abonnenten könnten sich eher an die Fernbedienung gewöhnen als wieder ans Trinkgeldgeben für die Garderobiere. Früher ausverkaufte Theater sind heute oft halbleer, sogar an der Scala kriegt man kurzfristig Karten für alles. Das macht auch die Intendanten realistischer. Eine solide Achtzig-Prozent-Auslastung wäre etwa für Aviel Cahn schon gut. Peter Theiler ist zuversichtlich, seine Semperoper bald wieder füllen zu können, mit Strauss und Wagner, aber auch mit seltenen alten und neuen Werken hofft er, das alte Publikum zu binden und neues zu finden.

### Klassische Schweizer Tugenden

Die Schweizer Exportliste liesse sich fast beliebig fortsetzen. Etwa mit Dominique Mentha, trotz dort notorischer Dauerkritik lange Jahre solider Chef der Wiener Volksoper. Oder Jossi Wieler, der der Stuttgarter Staatsoper eine Blütezeit bescherte und als Regisseur manch

einem Werk eine neue, oft schonungslose Deutung gab. Hierin lassen sich zwei Kategorien klar unterscheiden: Intendanten wie Wieler, Delnon oder Montavon, die immer auch Regis-

### *Auch in der Hotellerie stehen viele Schweizer an der Spitze grosser Fünfsternehäuser.*

seure blieben – und dann Schmid, Theiler oder Cahn, die dies kategorisch ablehnen. Sie sehen in der Intendanz einen Fulltime-Job, ganz abgesehen von möglichen Interessenkonflikten. Theiler sagt auch unverblümt, für die Regie gebe es Bessere als ihn.

Nach einem langen Weg durch Europa, zuletzt als Chef in Dublin, ist auch Dieter Kaegi in die Schweiz zurückgekehrt, Chef von Theater/Orchester Biel Solothurn (Tobs). Seit zehn Jahren führt er dort fort, was Vorgänger wie Peter Theiler oder Hans J. Ammann aufgebaut haben: tolles Theater mit knappem Budget. Warum haben so viele Schweizerinnen und Schweizer in diesem Metier international Erfolg? Peter Theiler hat eine einfache Erklärung: Die Schweiz sei einfach zu klein; wer es in der Branche zu etwas bringen wolle, lande automatisch im Ausland und bleibe oft dort hän-

gen. Aber nicht immer dauerhaft, wie Cahns Genfer Beispiel zeigt. Cahn sieht Parallelen zur Hotellerie; auch dort stünden viele Schweizer an der Spitze grosser Fünfsternehäuser. Mehrere Befragte erwähnen klassische Schweizer Tugenden wie Pragmatismus, Flexibilität und Toleranz. Die gute Ausbildung. Und Mehrsprachigkeit. Alle sagen aber auch, dass die Herkunft letztlich nicht wichtig sei und die Nationalität auch nicht. Oper sei per se international, darum spiele es keine Rolle, wer woher komme.

Viele Landsleute im Operngeschäft wie Schmid, Cahn oder der vierzigjährige Julien Chavaz in Magdeburg sind so jung, dass man sich fragt, wohin ihre Reise noch geht. Cahn wird seit Jahren nach Zürich «geschrieben», aber eigentlich hat er das Opernhaus schon überholt. Wenn Nora Schmid Mitte 2024 ihre neue Stelle antritt, wird sie das Büro eines alten Bekannten übernehmen: Sie folgt Peter Theiler an der Spitze der Semperoper. Man traut der verbindlichen, aber entschiedenen Bernerin auch diesen Job ohne weiteres zu. In der Schweizer Intendantenszene gibt es stille Schaffer und gewiefte Selbstdarsteller, dazwischen alle Schattierungen. Allen gemein ist gesundes Selbstvertrauen. Das kann für den Job jedenfalls nicht schaden.

# Abschied von der Traumwelt

Nullzinsen, Gratisgeld, Subventionen für alle – wir lebten, als ob es keine Knappheiten gäbe. Jetzt ist es vorbei mit der Schlaraffenland-Ökonomie, jetzt muss man wieder rechnen.

Christoph A. Schaltegger

Johann Wolfgang von Goethe schreibt in seiner 1815 erschienenen Gedichtsammlung: «Alles in der Welt lässt sich ertragen, nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.» Ein überraschender Zweizeiler des Dichturfürsten. Er publiziert ihn im Jahr der epochalen Veränderungen in Europa. Der Wiener Kongress restauriert die Verhältnisse des Ancien Régime. Die Deutschen sind im patriotischen Aufbruch. Das nationale Bewusstsein gewinnt an Bedeutung. Werden die Verhältnisse nun dauerhaft zementiert? Kehrt der ewige Friede ein?

Die Hoffnung und der Enthusiasmus waren gross. Doch Goethe entlarvt die Hoffnung in seinem Spruch bereits als Schwärmerei und bleibt Realist. Die Französische Revolution ein paar Jahre zuvor mit ihren Freiheitsidealen hatte bereits einmal die Dichter und Denker der Zeit in ihren Bann gezogen.

Aber Goethe hatte die Gewaltexzesse des Krieges und der Revolutionsscharen bereits im Ersten Koalitionskrieg 1792 anlässlich der Kanonade von Valmy hautnah miterlebt. Noch eindringlicher war die Kriegserfahrung knapp fünfzehn Jahre später. Nach der verheerenden Niederlage der Preussen bei Jena und Auerstedt von 1806 blieb ihm die schockierende Erfahrung von Plünderungen und Gewalttaten in seiner Residenzstadt Weimar nicht erspart. Goethe sollte recht behalten: Auch die Restauration war nicht das Ende der Geschichte.

## Verdriesslich und übermütig

Auch heute im Jahr 2022 sollten wir wieder Realisten werden. Dreissig Jahre schöne Tage haben uns schwärmerisch gemacht. Inflation, Krieg und Mangelwirtschaft sind Begriffe, die wir aus unserem aktiven Wortschatz verbannten. Das alles hielten wir für überwunden. Wir wiegten uns im Glauben, wir seien in einer Welt ohne Zielkonflikte angekommen. Alles ist möglich – gerade in der Politik. Niemand braucht mehr Entscheide zu fällen, die

auf Kosten der aufgegebenen Variante gehen. Es ist die Welt der «Politik durch Addition». Eine Welt des Sowohl-als-auch. Eine Welt ohne Grenzen.

Erhält die eine Interessengruppe eine Subvention, eine Regulierung, ein Monopolrecht, braucht der nächste Verband nicht lange zu

*Mit Goethes Worten  
in den Ohren:  
bonjour, Realität.*

betteln. Budgetäre Engpässe waren etwas von gestern – Überfluss war nun angesagt. Niemand brauchte mehr den Kompass zu stellen, um Wichtiges von Wünschbarem zu trennen. Die Effizienzfrage und mithin das Abwägen alternativer Ziele und Instrumente wurden belächelt. Es ging ums Absolute, das moralisch Richtige, jetzt, sofort, überall und universell.

Dieses Denken in der Traumwelt hat uns träge, verdriesslich und übermütig gemacht. Ausdruck dieses Denkens ist die Finanz- und Geldpolitik der letzten Jahre, in der sich die gesamte Mentalität der «Politik durch Addition» kristallisiert. Aber sie ist weltfremd – jede Massnahme hat ihren Preis. Und auch das Geld hat einen – er heisst Zins, und wer ihn leugnet, kassiert Inflation. Wir leben nicht im Überfluss,

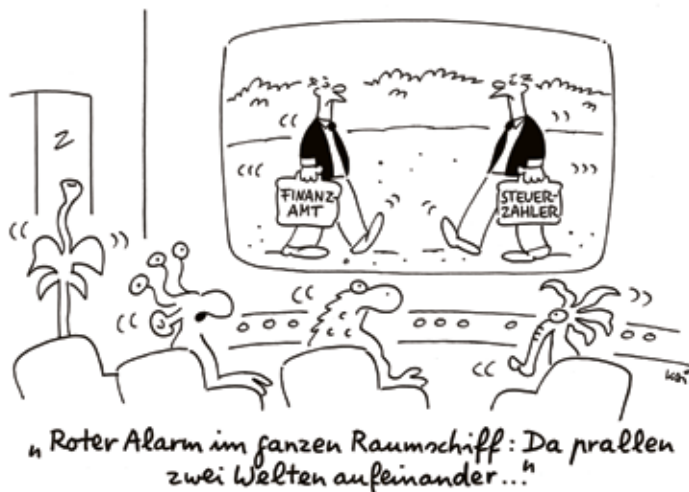
sondern unter Knappheitsbedingungen – auch im Jahre 2022.

Dass bei Grossereignissen wie der Finanz- und Corona-Krise der Staat mit Unterstützungsprogrammen die Wirtschaft vor dem Kollaps rettet und damit Massenarbeitslosigkeit verhindert, gehört zur Kernaufgabe der Konjunkturpolitik. Klar: Man kann dies effizienter oder weniger effizient machen. Aber das soll hier nicht der Punkt sein. Der Punkt ist: Nach der Krise muss die Gesellschaft wieder in die reale Welt der weitgehenden Selbstverantwortung zurück, ohne Dauerstimulus und ohne Vollversicherung aller Risiken.

## Moralische Schwärmereien

Langsam erwachen wir aus der Traumwelt der letzten Jahre und Jahrzehnte. Und das ist gut so. Die Traumwelt ohne Zielkonflikte ist nämlich nicht real, sondern abgehoben und widerspricht den fundamentalen Gesetzmässigkeiten der Ökonomie. Ein grundsätzliches Konzept in der Volkswirtschaft ist jenes der Opportunitätskosten. Jede politische Entscheidung hat ihre Kosten in der Aufgabe eines anderen Projekts und erfordert daher eine seriöse Abwägung der Vor- und Nachteile der relevanten Alternativen. Es gibt keinen «free lunch».

Das erfordert zunächst einen kühlen und vernünftigen Blick auf die Realität und verträgt keine moralischen Schwärmereien in absoluten Kategorien. Man nennt es das kluge Management von Zielkonflikten, von Dilemmata oder einfach das reale Leben, in dem dauernde Optimierungen vorgenommen werden: Die Zeit ist knapp, das Budget ist begrenzt, die Ressourcen sind endlich, und die Fähigkeiten bleiben beschränkt. Mit Goethes Worten in den Ohren: Adieu, Traumwelt – bonjour, Realität.



Christoph A. Schaltegger ist Direktor des Instituts für Schweizer Wirtschaftspolitik (IWP) an der Universität Luzern.

# Als Linke noch arbeiten wollten

Er war Gemeindepräsident, Oberrichter und sass im Vorstand der SP Baselland. Heute würde mein Grossvater Karl Matter seine Partei nicht wiedererkennen.

Thomas Matter

**N**och nie gab es in der Schweizer Geschichte so viele so gut ausgebaute Sozialwerke. Noch nie waren die Ausgaben für die soziale Wohlfahrt auch nur annähernd so hoch. Die Gründer unseres liberalen Bundesstaates von 1848 würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie mit ansehen müssten, was alles hierzulande der Eigenverantwortung entzogen und dem Staat zugewiesen worden ist. Noch nie wurde durch die Politik auch nur annähernd so viel Geld umverteilt. Und zwar nur in eine Richtung: von den Gutverdienenden zu den weniger gut Verdienenden.

Trotzdem waren das Gejammer und das Lamento der Gewerkschaften, der Sozialindustrie und der linken Parteien noch nie so laut und heftig wie heute – willig verstärkt durch Schlagzeilen in den privaten und erst recht in den gebührenfinanzierten Medien. Die Rede ist von Entsolidarisierung, neuer Armut und sogar von «sozialstaatlichem Rückbau». Dabei fällt mir auf: Je mehr Sozialwerke wir haben, desto mehr wird über soziale Ungleichheit und mangelnde soziale Gerechtigkeit geklagt. Ein kurzer Blick in die Vergangenheit zeigt, wie verfehlt diese selbstgerecht ausgestossenen Kampfpapieren sind.

## Sohn eines kleinen Bauern

Nehmen wir das Beispiel meines früh verstorbenen Grossvaters Karl Matter (1895–1957), den ich leider nicht mehr kennenlernen durfte. Er ist als Sohn eines kleinen Bauern im basellandschaftlichen Wittinsburg aufgewachsen und erlernte den heute längst ausgestorbenen Beruf eines «Posamenters». Er spezialisierte sich also – wie so viele in seinem Halbkanton – auf die kleinindustriell betriebene Weberei von Seidenbändern. Als Karl Matter seine Lehre begann, waren laut *Obligatorischem Fachblatt des Posamenterverbandes von Baselland* Arbeitstage von sechzehn bis achtzehn Stunden die Regel. Man arbeitete auch am Samstag, oftmals sogar sonntags.

Karl Matter hatte ein Minimum an Ferien und musste in der Freizeit auf dem Hof und am Posamenter-Webstuhl der Eltern aushelfen.



*Eigenverantwortung:*  
Unternehmer Matter, ca. 1950.

Zu seiner Zeit als *Büezer* in einer Sissacher Fabrik gab es noch keine AHV, keine Pensionskasse, keine Invalidenversicherung, keine Arbeitslosenversicherung, keine Ergänzungsleistungen, keine Sozialhilfe, keine Familienzulagen. Er kannte weder eine Mutterschaftsversicherung noch einen Vaterschaftsurlaub, kein verbilligtes Wohnen, keine obligatorische Krankenkasse und damit natürlich auch keine Krankenkassenprämienverbilligungen. Kinder-

*Als er seine Lehre begann, waren Arbeitstage von sechzehn bis achtzehn Stunden die Regel.*

tagesstätten waren ebenso unbekannt wie Kita-Verbilligungen oder Überbrückungsrenten für ältere entlassene Arbeitnehmer.

Das alles gibt es heute, gewissermassen als selbstverständliche Bestandteile unseres Sozialstaates. Und dennoch wird geklagt und gemurmelt, was das Zeug hält. Zu Zeiten meines Grossvaters hat man stattdessen in die Hände gespuckt und gearbeitet. Mein Grossvater Karl Matter machte sich selbständig und gründete in Gelterkinden eine kleine Weberei für Käsetücher

und Putzlappen. 1926 erfolgte der Umzug nach Sissach, wo er seine Weberei vergrösserte und Textilien sowie elastische Binden herstellte.

## Ein bisschen Respekt

Als Sozialdemokrat wirkte Karl Matter in der Schul- und Armenpflege und sass ab 1927 im Kantonsparlament, das er zuletzt auch präsidierte. 1942 wurde er Richter am kantonalen Strafgericht, zehn Jahre später Oberrichter, ein Amt, das er bis zu seinem Tod versah, genau wie das Gemeindepräsidium von Sissach seit 1948. Über viele Jahre amtierte Karl Matter auch als Präsident der örtlichen SP und des SP-Kantonalvorstandes.

Damals war er noch Mitglied einer Sozialdemokratie, die unter allen Umständen Arbeit mit sicheren Arbeitsplätzen und fairen Löhnen forderte. Heute verlangen die Rot-Grünen nur noch eines: möglichst wenig arbeiten, dafür möglichst viel Freizeit – und das auf Kosten der Allgemeinheit. Vor allem hat man zu Zeiten von Karl Matter nicht diejenigen angeklagt und fertiggemacht, die den Sozialstaat erst ermöglichten.

Heute betreffen allein von den Bundesausgaben 34,2 Prozent die soziale Wohlfahrt. Das Geld kommt aber nicht vom Staat, sondern von den Arbeitstätigen, vom Mittelstand und von den angeblich «bösen» Reichen. Wenn man einmal eine politische Vorlage berät, bei der auch diejenigen entlastet werden könnten, die all das bezahlen, dann schreien die Linken und die Gewerkschaften sofort auf und ergreifen das Referendum. Obwohl die weniger gut Verdienenden wegen dieser Vorlage keinen einzigen Franken weniger hätten.

Ein Danke oder wenigstens ein bisschen Respekt erwarten diejenigen, die den immer teureren Sozialstaat und die Umverteilung finanzieren, schon längst nicht mehr. Aber man muss sie auch nicht ständig diffamieren und kaputt machen.

Thomas Matter ist Unternehmer und Zürcher SVP-Nationalrat.

---

# Ein Insider rechnet mit dem Schweizer Fernsehen ab

Martin Hasler arbeitete viele Jahre für die SRG im Bundeshaus. Dann kam Covid-19. Der Video-Operator begann Fragen zu stellen. Die Journalisten wollten davon nichts wissen.

Stefan Millius

**E**in Lieferwagen macht halt vor dem Einfamilienhaus am Rand von Kehrsatz bei Bern. Martin Hasler nimmt die Pakete entgegen. Der Inhalt: eintausend Bücher, die zweite Auflage seines ersten Werks. Während er die Lieferung verstaut, kommen unentwegt Signaltöne aus der Richtung seines Computers. «Das sind neue Bestellungen, so geht das laufend», sagt Hasler, «die zweite Auflage wird morgen bereits wieder ausverkauft sein.» Für den 62-Jährigen heisst das: Rechnungen ausdrucken, Bücher verpacken. Er macht derzeit alles noch selbst, «ich habe ja nicht geahnt, dass ich so überflutet werde».

Rückblickend hat Hasler vieles nicht geahnt, was später Wirklichkeit werden sollte.

«Im Hexenkessel der Bundeshaus-Medien: Tagebuch eines Insiders» heisst das Buch im Eigenverlag, das gerade auf gutem Weg zum Bestseller ist. Es bietet Einblick in eine der wichtigsten Schweizer Institutionen, die SRG. Und es zeigt aus erster Hand, wie beim Schweizer Radio und Fernsehen mit Andersdenkenden umgegangen wird und wie die Redaktionen auf eine Einheitsdoktrin statt auf Meinungsvielfalt setzen.

## Anfang vom Ende

Der Mann, der seine Erlebnisse zu einem Buch verarbeitet hat, war von 1982 bis 2021 als Video-Operator für die SRG tätig. Sein Arbeitsplatz über viele Jahre: das Bundeshaus. Martin Hasler hat hier fast vierzig Jahre lang hautnah miterlebt, wie die News-Sendungen von SRF, RTS, RSI und RTR entstanden. Unzählige Pressekonferenzen und Interviews hat er begleitet.

Auch wenn er für die Technik zuständig war, hörte er stets gut zu. Die Arbeit der Journalisten interessierte ihn, sie faszinierte ihn.

Und schliesslich erschütterte sie ihn.

Im Herbst 2021 konnte er nicht mehr, stieg aus und schrieb das besagte Buch. Er versteht es nicht als Abrechnung. Es soll die Leute, die sich abends mit der «Tagesschau» ein Bild der Welt machen wollen, darüber informieren, wie die Nachrichten entstehen. Und es soll sie motivieren, sich ihr eigenes Bild zu machen.



*Die Antwort war Schweigen: Buchautor Hasler.*

Der Anfang vom Ende war der März 2020. Martin Hasler war gerade nach einer Reise an seinen Arbeitsplatz zurückgekehrt und umgehend Teil der Kaskade von Medienorientierungen rund um das Coronavirus. Was er dort hörte, kam ihm «kurios rein», wie er sich erinnert. Nie in fast vier Jahrzehnten habe er das Bedürfnis verspürt, sich in den journalistischen Bereich einzumischen. Aber als Daniel Koch, der damalige «Mister Corona» im Bundesamt für Gesundheit, ein düsteres Bild der Lage in den Intensivstationen zeichnete, konnte Hasler nicht mehr anders.

Koch habe von 280 Personen gesprochen, die derzeit beatmet werden müssten. «Aber er hat keine Vergleichszahlen genannt: Sind das alles Covid-19-Patienten? Wie viele Personen werden

in normalen Zeiten beatmet? Das muss man wissen, um die Zahl und damit die Gefahr beurteilen zu können. Aber niemand fragte danach.» Hasler verstand die Welt nicht mehr.

## Abhängig vom Bund

Während der laufenden Medienkonferenz schrieb er ein E-Mail an einen Journalisten von RTS, dem Fernsehen der Westschweiz. Dieser stellte Daniel Koch stellvertretend die simple Frage. Der BAG-Mann reagierte unwirsch und unterbrach ihn mit einer abwehrenden Geste und einem kurzen «Nein». Dann war es vorbei. Daniel Koch wollte oder konnte nichts sagen. Keiner hakte nach.

Plötzlich war für Martin Hasler alles anders. Der Video-Operator verrichtete seine Arbeit



weiter pflichtbewusst – aber er litt. Immer wieder schrieb er E-Mails an einen Vorgesetzten und meldete ihm seine Zweifel. Hasler war überzeugt, dass bei der SRG ein einseitiges Bild der Pandemie gezeichnet wurde. Massnahmenkritiker, andere Wissenschaftler: Sie wurden entweder totgeschwiegen oder diffamierend behandelt. Er wollte wissen, warum das so war, und er wollte eine Veränderung erreichen.

Schnell wurde ihm klar, dass er seiner Führungsetage und den Redaktionen damit lästigfiel. Man ignorierte ihn, wickelte seinen Fragen aus, dementierte seine Sicht der Dinge mit einem Einzeiler. Oder gab in einem Fall sogar zu, dass es so sei, aber nicht anders gehe. Im Buch heisst es dazu: «Der Vorgesetzte bestätigte meine Einschätzung, könne mir allerdings das Problem auch nicht abnehmen, da wir das Sprachrohr des Bundes seien. Er wies auf eine gewisse Machtstruktur durch die Abhängigkeit der SRG gegenüber dem Bund hin.

### *Unablässig versuchte er, «umstrittenen» Wissenschaftlern eine Stimme zu geben.*

Trotz der vielgelobten Pressefreiheit könnten wir halt doch höchstens einige kritische und ketzerische Fragen stellen. Wir seien eben nicht eigenständig, sondern in der Abhängigkeit des Bundes.»

Auch seine Gespräche mit Kollegen brachten nichts. Da und dort teilte ein Einzelner Haslers Einschätzung, war aber aus Angst um den Job nicht bereit, ebenfalls laut Kritik zu äussern. Der Techniker war allein auf weiter Flur, und das im grössten Medienunternehmen der Schweiz.

Immer deutlicher sei ihm auch bewusst geworden, dass das alles schon vor der Corona-Situation begonnen habe, so Hasler. «Menschen, denen Werterhaltung und Traditionen wichtig sind, die eine konservative Haltung haben, werden bei der SRG schon lange verächtlich gemacht.» Von der Beziehung zur EU, Themen über die Personenfreizügigkeit bis zur Gender-Frage: Der Standpunkt der Journalisten sei überall klar, und Gegenstimmen würden nicht ernst genommen.

Martin Hasler hat eine Meinung, war aber nie in einer Partei und hat sich auch nie politisch engagiert. Ihn habe es aus Prinzip gestört, dass der gebührenfinanzierte Sender stets nur gegen die rechte Seite geschossen habe. «Abstimmungssonntage waren für mich immer eine Qual», erinnert er sich. «Ich gehörte meist zu den Verlierern und habe erlebt, wie sich die SRG-Kollegen über das Resultat freuten und über die andere Seite lästerten.» Einmal habe er von seinem Bildkontrollpult aus in die feiernde Runde gefragt: «Gibt es hier allenfalls noch mehr Leute wie mich, die anders denken?»

Die Antwort war Schweigen.

In seiner Freizeit sammelte Hasler Informationen. Er las die Berichte von Wissenschaftlern, die von den Medien schon früh als «umstrittenen» abqualifiziert worden waren, wie Dr. Wolfgang Wodarg. Unablässig versuchte er, ihnen innerhalb der SRG eine Stimme zu geben, die Journalisten aufzufordern, sich mit ihren Thesen wenigstens auseinanderzusetzen. Ohne Chance. «Eine Kollegin sagte mir kurz angebunden: «Wodarg? Der ist längst in allen Teilen widerlegt.»»

#### «Menschen statt Hiobsbotschaften»

Für Hasler steht fest: Die SRG-Redaktionen verliessen sich blind auf die Ergebnisse der «Faktenchecker» und verzichteten auf eine eigene Überprüfung. «Es hiess immer: Wir berichten in Übereinstimmung mit der Wissenschaft und der Medizin», erinnert sich Hasler. «Aber sie haben nicht gemerkt, dass sie nur einer Seite zuhören, die sie als richtig definiert haben. Es herrschte Betriebsblindheit.»

Das werde auch so bleiben, ist der Buchautor überzeugt. Denn das System reinige sich laufend von selbst. Journalisten mit einer kritischen, nachfragenden Haltung würden es bei der SRG nicht aushalten, weil sie permanent am Rand stünden, «solche Leute würden nicht mal die Probezeit überstehen.»

Im Herbst 2021 ergriff Martin Hasler die Chance zur vorzeitigen Pensionierung. Kurz vor seinem Ausstieg schrieb er am 18. August 2021 die Frage an die Journalisten in sein Tagebuch, die ihn so lange umtrieb: «Warum, um alles in der Welt, müssen all diese dringend notwendigen Fragen von einem technischen Mitarbeiter gestellt werden? [...] Dass aber die allermeisten der oben aufgeführten Fragen in eurer Berichterstattung überhaupt gar nicht erst gestellt wurden, ist ein Armutszeugnis eines Journalismus, wie ich ihn in dieser Art bisher nicht gekannt hatte, eines Journalismus eben, wie er nur durch niederschwelligste, finanzielle Abhängigkeiten entstehen kann.»

Nun sitzt Hasler hinter dem Lenkrad eines Postautos und transportiert «Menschen statt Hiobsbotschaften», wie er es formuliert. In den freien Stunden verarbeitet er Buchbestellungen und plant die nächste Auflage. Bereits hat er ein halbes Dutzend Einladungen für Lesungen erhalten. Er sei noch nie auf einer Bühne gestanden, sagt Hasler, er verspüre auch nicht den Drang dazu, «aber wenn man mich anfragt, komme ich». Schon das Schreiben des Buchs sei eine Qual gewesen: «Ich bin kein Journalist, ich werkle lieber draussen im Garten. Monatelang am Computer zu sitzen, ist nicht mein Ding.»

Aber er konnte nicht anders.

**Martin Hasler:** Im Hexenkessel der Bundeshaus-Medien: Tagebuch eines Insiders. 344 S., Fr. 20.–. Zu bestellen unter martin-hasler.ch.

## GEGENREDE

### Ja zur AHV-Reform Brigitte Pfiffner

Ich beziehe mich auf den Artikel «Nein zur AHV-Reform» in der *Weltwoche* Nr. 29/22. Die Hauptthese von Autor Marcel Odermatt, Frauen der geburtenstarken Jahrgänge «1960 bis 1964» seien «mit erheblichen Nachteilen ins Erwachsenenleben gestartet» und durch die Reform benachteiligt, ist falsch. Richtig an dieser Feststellung ist nur der erste Teil: Die Frauenjahrgänge der sechziger Jahre haben wenig Zeit, sich auf das geplante, den Männern angepasste Referenzalter einzustellen. Aus diesem Grund sieht die Reform für mehrere dieser Jahrgänge lebenslange Erhöhungen der Renten vor. Diese Zuschläge sind je nach Rentenhöhe abgestuft. Wenig verdienende Frauen können überdies die Rente vorbeziehen ohne Kürzung (was Männer in der gleichen Situation benachteiligt). Diese soziale Abfederung – deren Umfang im Parlament lange umstritten war – ist richtig. Die Frauenjahrgänge 1961 bis 1969 sind im Reformvorschlag – verglichen mit der heutigen Rechtslage – bessergestellt.

Es ist richtig und naheliegend, dass bei einer Pensionierung mit 65 statt mit 64 ein Jahr weniger Rente ausgerichtet wird. Das ist jedoch nicht identisch mit der Aussage, dass die Renten tiefer werden beziehungsweise «gekürzt» werden. Keine Frau erhält eine tiefere Rente nach der Reform! Die von den Gewerkschaften behauptete Einbusse von rund 20 000 Franken ist eine über alle Frauen gerechnete hypothetische Grösse. Die «Berechnung» und die darauf fussende Kampagne der Gewerkschaften und – in deren braven Gefolge – von Links-Grün sind unredlich, da sie das irreführende Signal aussenden, die Renten würden gekürzt. Pikant ist in diesem Zusammenhang, dass Links-Grün beim letzten (gescheiterten) Reformversuch die Anpassung des Rentenalters der Frauen an dasjenige der Männer akzeptiert hatte.

Schliesslich kritisiert Marcel Odermatt die geplante Mehrwertsteuererhöhung, die sei «unsozial», weil sie alle gleich belaste. Unsozial ist die Mehrwertsteuer gerade nicht, weil sie auch die Rentnergeneration zur Kasse bittet.

**Brigitte Pfiffner,** Rechtsanwältin, war Präsidentin der sozialrechtlichen Abteilung am Bundesgericht. Sie ist Mitglied der Grünen Partei.

# Geerdeter Senkrechtläufer

Dani Arnolds bevorzugtes Arbeitsterrain sind überhängende Felswände. Der Urner Extrembergsteiger gilt weltweit als Bester seines Fachs.

Thomas Renggli

**F**ester Händedruck, klarer Blick, ein freundliches Lächeln. Dani Arnold verströmt Offenheit und Bodenhaftung – und er spricht jenen charmanten Urner Dialekt, der dem Gesprächspartner das Gefühl von permanenten Ferien in den Bergen vermittelt. Und so falsch ist der Eindruck nicht. «Die Berge, der grösste Spielplatz der Welt», steht auf seiner Website. Wobei «Spielplatz» in diesem Fall eine bare Untertreibung ist. Der 38-jährige Arnold gilt als weltbester Extrembergsteiger – mit dem Speedklettern als Spezialdisziplin. 2011 erlangte er weltweite Bekanntheit, als er Ueli Steck's Geschwindigkeitsrekord in der Eiger-nordwand pulverisierte und den berühmtesten Felsen in 2 Stunden und 28 Minuten durchstieg. Steck bezahlte seine Leidenschaft 2017 mit dem Leben. Arnold sagt zur Gefahr bei seinem Beruf pragmatisch: «Wenn in der Theorie nichts schiefgehen kann, gibt es keinen Grund, warum Extremsportler ihre Ziele nicht erreichen sollten. Ich hatte zweimal Glück, beide Male geriet ich auf Nebenschauplätzen in Gefahr. Dort, wo ich es nicht erwartet hätte.»

## 27 Minuten für 340 Meter Eis

Arnold wuchs im kleinen Ort Biel ob Bürglen im Schächental auf. Im Sommer ging er zu Fuss zur Schule, im Winter per Seilbahn. Sobald es richtig kalt wurde, ergriff er die Pickel seines Vaters und kletterte den gefrorenen Bach neben dem Haus hoch. Die Faszination für die gewaltigen Eisformationen ist geblieben – und hat ihm 2014 einen weiteren spektakulären Rekord beschert. In 27 Minuten durchkletterte er in Kandersteg «Crack Baby», den berühmtesten Eisfall der Schweiz. 340 Meter senkrecht abfallendes Eis. Da bleibt kein Raum für Fehler. Der kleinste Misstritt oder Fehlgriff hätte fatal enden können. Denn Arnold klettert ungesichert.

Das Risikomanagement ist der Schlüssel zum Erfolg – und faktisch auch zum Überleben. Vor unnötigem Druck schützt sich Arnold. So hat er seinen Job als Bergführer bewusst nicht aufgegeben: «Ich will bei Extremprojekten frei entscheiden können. Unter Leistungsdruck würde ich Grenzen überschreiten, statt recht-



«Richtig, richtig Glück»: Speedkletterer Arnold.

zeitig umzukehren.» Dies tut er in vier von zehn Fällen. Manchmal reicht ein ungutes Gefühl.

So nah der Tod bei seinem Beruf auch ist, blendet Arnold dieses dunkle Gefühl aus.

*«Wenn man ein bisschen auf das Naturproblem aufmerksam machen will, muss man raus.»*

Er denke nicht darüber nach, wie viele seiner Kollegen schon abgestürzt seien. In seiner Karriere habe er erst zweimal «richtig, richtig Glück» gehabt – und dies war nicht beim Free Solo (dem ungesicherten Alleinklettern). Dabei sei man so gut vorbereitet und konzentriert, dass die Gefahr, dass etwas schiefgeht, recht klein sei. Ist da auch der Wunsch Vater des Gedankens? Gegenüber der Tageszeitung *Der Bund* sagte Arnold: «Klar gibt es Todesfälle. Aber die gibt es auch bei der konventionellen Bergsteigerei – und da sind es nicht wenige.»

Arnold hat seine Leidenschaft schon längst zum Beruf gemacht. Als Mitglied des «Mammut

Pro Team» konnte er sich eine solide wirtschaftliche Basis schaffen. Trotzdem hinterliess die Pandemie auch bei ihm Spuren: «Einen Teil meines Einkommens generiere ich mit Vorträgen. Mit dem Lockdown gab es einen Knall. Da fehlten mir auf einen *Chlapf* 30 000 bis 40 000 Franken.»

## «Abendessen in drei Schichten»

Doch davon lässt sich der Urner nicht unterkriegen. Derzeit ist er dabei, kommende Projekte zu finanzieren. Woran er denkt, mag er nicht sagen. Es gilt in der Szene als schlechtes Omen, wenn man vor getaner Arbeit über Pläne spricht. So gross seine Liebe zu den Bergen auch ist, so sehr gibt ihm die Entwicklung (mit Massentourismus und Klimawandel) zu denken. Vor einigen Wochen sei er auf der Turiner Seite des Mont Blanc gewesen und habe eine dreifach gefüllte Hütte vorgefunden: «Es gab Abendessen in drei Schichten.»

Zu Hause zu bleiben, sei aber nie das richtige Rezept: «Wenn man ein bisschen auf das Naturproblem aufmerksam machen will, muss man raus. Wenn man merkt, dass die Gletscher schmelzen und schon um sechs Uhr morgens Steinschlag einsetzt, realisiert man, dass vieles nicht mehr ist wie früher.» Arnold liefert ein Beispiel aus Asien: «Nehmen wir den Karakorum, ein Gebirge in Südasien. Mittlerweile haben wir dort die Nullgradgrenze auf 6000 Metern. Touren, die wir früher im August machten, müssen wir nun schon im Juni absolvieren. Wenn man dies selber erlebt, wächst das Verständnis für die Natur.»

Dani Arnold ist ein Mann, der sich Gedanken macht. Als er das letzte Mal am Göschenalp-Stausee unterwegs gewesen sei, habe er PET-Flaschen eingesammelt. Das sei ein symbolischer Akt gewesen, aber letztlich könne man auch im Kleinen etwas beitragen und Verantwortung übernehmen. Es ist eine Aussage, die durchaus als Metapher auf das Leben von Dani Arnold verstanden werden kann. Der Urner trägt die Verantwortung für sein eigenes Tun und geht konsequent seinen Weg. Und er ist bereit, dafür den höchstmöglichen Preis zu bezahlen.

# Für einmal nicht giessen

Wer das Beziehungsgleichgewicht wiederherstellen möchte, sollte diesen Kniff beherrschen.



Zu den grossen Mysterien der weiblichen Psyche zählt, dass Frauen das eine sagen, aber das andere denken. Besonders in Konfliktsituationen lässt sich ein bestimmtes, widersprüchliches Verhaltensmuster beobachten. Die Sachlage: Streit mit dem Partner, man wirft sich gegenseitig Beleidigungen an den Kopf, beide beharren auf ihrer Position. Dabei ist es nicht unüblich, dass Frauen nach dem Ausbreiten ihres letzten Vorwurfs aus dem Zimmer stampfen und sich in ein anderes zurückziehen.

Die unterschiedliche Erwartungshaltung der Geschlechter ist nun frappant. Männer sind in dem Moment, genauso wie die Frauen, genervt, wütend, zweifelnd – je nach Heftigkeit und Grund des Streits. Was erwarten sie in der Situation von der Partnerin? Erst mal gar nichts. Das Ding ist für sie vorerst vom Tisch. «Bin ich zu weit gegangen?», fragen sie sich eventuell schon, vielleicht hat sie ja geweint. Ansonsten denkt der Mann: «Beruhigen wir uns, dann kommt das schon wieder gut. Man muss auch nicht immer alles zu Tode bereden – wir haben ja nun alles gesagt.»

Ganz anders Frauen. Sie pflanzen dem Partner eine Erwartung ins Vorgärtchen, grösser als jeder Mammutbaum. Sie tun zwar so, als wäre er das Letzte, das sie jetzt sehen wollen. Aber insgeheim erwarten sie, dass er ihnen nachgeht und zerknirscht bekundet: «Ich habe es nicht so gemeint, ich verstehe dich, gebe dir recht.» Kurz: dass er alles wieder gutmacht. Die weibliche Psychologie funktioniert in Konfliktsituationen manchmal wie eine Blume, die dringend Wasser braucht: Sie hofft auf ein Zeichen als Beweis, dass sie ihm wichtig ist. Erst durch diese affirmative Wertschätzung fühlt sie sich wieder gut, denn für Frauen sind Bestätigung und das Gefühl von Sicherheit wesentlich.

Gewiss, der heutige Zeitgeist gibt vor, jedem Konflikt aus dem Weg zu gehen – und der Mann liegt sowieso immer falsch und die Frau richtig (wir wissen, dass dem nicht so ist). Ich rate hier auch nicht zu einem unanständigen Umgang miteinander und spreche nicht von Situationen, in denen ein Mann sich tatsächlich für sein Verhalten entschuldigen müsste; es geht um die üblichen Machtspielchen. Aber falls man überzeugt ist, nichts Unrechtes getan zu haben, lohnt sich dieser Trick: die bessere Hälfte einfach mal eine Zeitlang ignorieren. Abgesehen von einem gebrochenen Fingernagel, bringt eine Frau nichts so sehr aus dem seelischen Gleichgewicht, wie wenn er sie komplett ignoriert – in einer Situation, wo sie es nicht erwartet.

Sie sitzt jetzt also im anderen Zimmer, und was tut sie dort? Sie achtet auf seine Schritte. Spitzt die Ohren, versucht, durch die Wände hindurch seine Handlungen zu identifizieren: Was macht er jetzt? Er schaut doch nicht etwa fern? Für ihn ist also alles so normal, dass er in die Glotze schauen kann!? Er kocht sich etwas? Nicht im Ernst. Wir haben den grössten Zoff, und er denkt ans Fressen! Einer Frau bei Streitigkeiten vorübergehend die Aufmerksamkeit zu entziehen, kann etwas Positives für das Gleichgewicht in der Beziehung bewirken, denn nach einer Weile verlagert sie die Energie weg von den eigenen Gefühlen und hin zum Partner. Auf einmal wird er wieder wichtig, steht im Fokus: War das jetzt ein unfairer Vorwurf? Eigentlich kann er ja gar nichts dafür, das ... hätte ich doch vielleicht selbst...

Warum funktioniert es? Weil ignoriert zu werden, für eine Frau viel schlimmer ist als für einen Mann. Natürlich gibt es Ausnahmen, aber tendenziell bringen es Männer fertig, tage-

lang so weiterzumachen; alleine kochen, essen, schlafen, aufstehen, zur Arbeit gehen, ohne die geringste Konversation. Partnerschaftliche Distanzierung stellt für männliche Wesen ein kleineres Problem dar als für weibliche.

Übrigens: Falls der Mann ihr hinterhergeht und als Erstes die Versöhnung sucht – und das ist gewiss eine sinnvolle Strategie der Streitschlichtung –, schätzt es die Frau in den allermeisten Fällen. Für sie ist dann alles wieder gut, weil er damit zeigt, dass er seinen Fehler eingesehen hat. Das Heikle an dem Verfahren ist allerdings, und darüber muss man sich als Mann bewusst sein, dass es ein Schuldeingeständnis bedeutet. Auch wenn man es selbst nicht so wahrnimmt – für sie ist es das. Ausserdem, wenn das Einlenken für sie kontinuierlich funktioniert, läuft man Gefahr, dass sie sich selbst für fehlerlos hält, nichts an ihrem eigenen Verhalten zu ändern gedenkt oder aber die Taktik irgendwann bewusst als Instrument einsetzt.

Mit der Devise «Nett sein im richtigen Moment und in anderen standhaft bleiben» liegt man nie ganz falsch, behält seine individuelle Würde und wird nicht zum dresierten Mann – etwas, das in Beziehungen ja häufig passiert: Frauen und Männer zähmen sich gegenseitig, bis keine Reibungspunkte mehr übrig sind und sich in einer Beziehung die ganze Spannung entlädt.

Ganz grundsätzlich sollte man sich aber über den Unterschied, wenn sich Mann und Frau kennenlernen, keine Illusionen machen: Er hofft, dass sie immer so bleibt, wie sie jetzt ist. Sie denkt, sie kriegt ihn schon noch so hin, wie sie ihn braucht.

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter: @TamaraWernli

# Der Gotthelf-Versteher

Millionen strömten in den 1960er Jahren in die Kinos, um Franz Schnyders Filme zu sehen. Dann setzte sein Niedergang ein. Jetzt wird er wiederentdeckt.

Daniel Weber

W er ihm im hohen Alter erstmals begegnete, lernte einen *angry old man* kennen. Ich war unter den zwei Dutzend Besuchern einer Pressekonferenz, zu der Franz Schnyder im Mai 1988 in Burgdorf eingeladen hatte. Ein neues Filmprojekt wollte der 78-Jährige vorstellen, «Elsi, die seltsame Magd» nach einer Gotthelf-Novelle, das Drehbuch lag vor, die Finanzierung allerdings war nicht gesichert, weil der Bund den Film nicht fördern wollte.

Passend zum Anlass ging ein gewaltiges Gewitter über Burgdorf nieder, während Schnyder im Hotel «Stadthaus» gegen die Filmpolitik vom Leder zog, gegen die Behörden polterte und sich in einem halbstündigen Monolog mehr als einmal in seinen Anschuldigungen verhedderte. Ich schrieb dann in der NZZ nachsichtig von einem «Temperament, das nichts von seiner Streitbarkeit eingebüsst hat». Aber als junger Journalist verliess ich die Pressekonferenz wie viele Kollegen ratlos. Wie hatte es mit dem erfolgreichsten Regisseur der Schweiz so weit kommen können?

Das zeichnen Ursula Kähler und Raff Fluri in ihrer akribisch recherchierten und hervorragend dokumentierten Biografie nach: den

Aufstieg und Niedergang des «Regisseurs der Nation», einer Figur von markigem Zuschnitt, die das Normalmass sprengte.

Schnyders Weg zum Film führte, wie es üblich war in seiner Generation, über das Theater. 1910 wurde er in Burgdorf in eine Mittelsstandsfamilie geboren, die keine materiellen

*«Seit ich bewusst lebe, lehne ich mich gegen jegliche Bevormundung auf.»*

Nöte kannte. Während sein Zwillingbruder Felix Jura studierte und eine erfolgreiche Diplomatenkarriere einschlug, wollte Franz Schauspieler werden – was seine Eltern unterstützten. «Seit ich bewusst lebe, lehne ich mich gegen jegliche Bevormundung auf», schrieb er später, «so kam für mich ein bürgerlicher Beruf nicht in Frage.»

Die zweijährige Ausbildung an der Schauspielschule in Düsseldorf brach der Zwanzigjährige jedoch vorzeitig ab. Mehrmals war er verwirrt worden, weil er Auftritte einfach sausen liess. Nach einem Umweg über Berlin, wo er in derselben Klasse studierte wie Lilli Palmer,

landete er für sein erstes Engagement am Stadttheater in Mainz. Dass die Nationalsozialisten zunehmend auch das Kulturleben beeinflussten – jüdische Künstler verschwanden aus den Spielplänen –, schien Schnyder nicht zu stören. Er stand in Berlin, Breslau und Münster auf der Bühne, führte mit der Zeit Regie und war Gastregisseur an den Münchner Kammerspielen. 1936 wurde er auch in die Reichsfilmkammer aufgenommen – das Kino lockte ihn schon da. Später schrieb er über diese Zeit: «Die Theaterleute waren ja alle keine Nazis. Doch Opportunisten – dazu feige. Sie wollten doch gefeierte Stars sein – und da lässt man Gewissen Gewissen sein.»

## Schweizer Dialekt fürs Kino

1939 kehrte Schnyder in die Schweiz zurück und inszenierte fortan regelmässig am Schauspielhaus Zürich, in jenen Jahren ein Zufluchtsort für berühmte Flüchtlinge aus dem Deutschen Reich wie die Schauspielerin Therese Giehse und den Regisseur Leopold Lindtberg. Auf der Pfauenbühne wurde auch ein Stück zum Grosse Erfolg, das Franz Schnyders erster Film werden sollte: «Gilberte de Courgenay», ein Film, der unter der Doktrin der geistigen



Schnyder (l.) und Hannes Schmidhauser, bei Dreharbeiten zu «Uli der Knecht», (1954); «Heidi und Peter» (1954).



Anne-Marie Blanc bei Dreharbeiten, 1941; Filmpreis-Verleihung mit Liselotte Pulver in Zürich, 1965.



Landesverteidigung entstand. Damit machte die Schweiz auch kulturell gegen Faschismus und Kommunismus mobil. (1939 wurde die Pro Helvetia und deren Armeesektion Heer und Haus gegründet.) Die rührselige Geschichte um die Tochter eines jurassischen Beizers, die im Ersten Weltkrieg als «Soldatenmutter» zur Kultfigur wurde, war dazu perfekt geeignet.

Schnyder als Regisseur war nicht die erste Wahl des Produzenten Lazar Wechsler, dessen Praesens-Film die wichtigste Produktionsgesellschaft der Schweiz war. Wobei man einräumen muss, dass das Schweizer Filmschaffen jener Zeit sehr überschaubar war: Jährlich entstanden höchstens zehn Filme, manchmal auch nur zwei. 98 Prozent des Kinoangebots stammte aus Hollywood. Wechsler nahm sich vor, mit Spielfilmen im Schweizer Dialekt das Publikum ins Kino zu holen. «Füsilier Wipf» (1938), bei dem Leopold Lindtberg Regie führte, wurde ein Kassenschlager und bewies, dass das Kalkül aufging.

Franz Schnyder packte seine Chance, bei «Gilberte de Courgenay» Regie zu führen. Unterstützt wurde er von Lindtberg und dem erfahrenen Schnittmeister Hermann Haller, der den Filmneuling lobte: «Ich habe in meiner bisherigen Filmlaufbahn noch nie einen vom Theater kommenden Regisseur kennengelernt, der sich so rasch auf die filmischen Notwendigkeiten einstellen konnte und so schnell die Gesetze des Films und vor allem die Optik begriffen hat wie Franz Schnyder.»

Schnyers Erstling, der im April 1941 in die Kinos kam, wurde von den Kritikern wegen seiner «grundsauberen» Haltung mehrheitlich gelobt. Einer jedoch schrieb wutschnaubend einen Verriss: Max Frisch. Angesichts des «zerstörerischen Wahnsinns» des rings um die Schweiz stattfindenden «Weltkampfes» seien Würde und Wahrhaftigkeit die Forderung des Tages. «Man kitschelt und geschäftelt nicht neben Sterbebetten.» Schnyder konnte die-



«Jemand muss den Schweizer Film retten»: Franz Schnyder (1910–1993) bei Dreharbeiten, 1954.

ser Vorwurf egal sein. Er wollte den kommerziellen Erfolg. Und den hatte er: 1,8 Millionen Zuschauer sahen den Film im Kino (bei einer Gesamtbevölkerung von 4 Millionen) – doppelt so viele wie den erfolgreichsten Schweizer Film der neueren Zeit, Rolf Lyssys «Die Schweizermacher» (1978). Und eine der wichtigsten Qualitäten Schnyers zeigte sich schon in seinem ersten Film: die präzise Schauspielereführung. Anne-Marie Blanc wurde in der Rolle der Gilberte über Nacht zum Star.

### Expressive, dynamische Bildsprache

Einen heftigen Dämpfer erhielt Schnyers Karriere 1943 mit «Wilder Urlaub», der Geschichte eines desertierten Soldaten, der meint, seinen Feldweibel erschlagen zu haben. Der Film, der die Misstimmung bei der Truppe im Aktivdienst thematisierte, wurde vom Eidgenössischen Militärdepartement heftig kritisiert. Viel wichtiger aber war: Obwohl Schnyder für den Stoff eine expressive, dynamische Bildsprache fand, die sich an den amerikanischen Kriminalfilm anlehnte, wurde der Film im Kino ein Flop.

Das hatte Folgen für Schnyder. Zehn Jahre lang wurde ihm kein Spielfilm mehr anver-

traut, und sein bereits weit gediehenes Projekt «Der Landesverräter» liess Lazar Wechsler einstellen. Die Geschichte des Soldaten Ernst Schräml, der 1942 hingerichtet wurde, wäre wieder ein zeitkritischer Film geworden. Erst

*Mit «Gilberte de Courgenay» machte er die Schweiz gegen Faschismus und Kommunismus mobil.*

mehr als dreissig Jahre später entstand aus dem brisanten Vorfall der Dokumentarfilm «Die Erschiessung des Landesverräter Ernst S.» (1976) von Richard Dindo und Niklaus Meienberg.

Es gehört zu den Verdiensten der Biografie von Ursula Kähler und Raff Fluri, dass sie auch Schnyers weniger bekannte Zeit abseits vom Film minutiös rekonstruiert: seine Jahre als künstlerischer Direktor des Stadttheaters Basel und als künstlerischer Leiter der Migros-Klubhaus-Konzerte, zu dem ihn Gottlieb Duttweiler 1948 machte. In dieser Funktion erwies sich Schnyder als geschickter Kulturmanager, dem es gelang, international berühmte Musiker und Orchester für Tourneen in die Schweiz zu holen.

>>>



Die Gotthelf-Verfilmungen, die Schnyder berühmt machen sollten, waren nicht seine Idee. Der Produzent Oscar Düby hatte sich die Filmrechte an «Uli der Knecht» und «Uli der Pächter» beschafft und die Finanzierung gesichert. Den passenden Regisseur fand er im Emmentaler Franz Schnyder, der Gotthelfs Romane seit seiner Schulzeit kannte und verehrte. Im Volksschriftsteller aus Lützelfüh, der auch erzieherisch und moralisch belehrend wirken wollte, sah er einen Seelenverwandten.

«Uli der Knecht» (1954) erzählt, wie ein fauler Stallbursche auf den rechten Weg kommt, zuletzt zum selbständigen Bauer wird und die schöne Magd Vreneli heiratet. Das junge Paar besetzte Schnyder instinktsicher mit dem Filmneuling Hannes Schmidhauser und Liselotte Pulver, die davor zumeist in Komödien gespielt hatte. In den übrigen Rollen verliess er sich wie bei den meisten seiner Filme auf populäre Schauspieler: Heinrich Gretler, Emil Hegetschweiler, Alfred Rasser.

Dass Schnyder in seiner Regie «auf Artistik zugunsten der Einfachheit» verzichtete, zahlte sich aus: Mit 1,6 Millionen Kinobesuchern wurde «Uli der Knecht» ein Riesenerfolg. Übertroffen wurde er noch von der Fortsetzung,

### *Im Jahr der Revolte der 68er Bewegung wirkte er völlig aus der Zeit gefallen.*

«Uli der Pächter» (1955), in der Uli und Vreneli in wirtschaftliche Nöte und private Konflikte geraten, aus denen sie eine glückhafte Wendung befreit. Auch künstlerisch war der zweite «Uli»-Film gelungener. Die Dramaturgie war komplexer, die Inszenierung präziser, die Bildsprache entschlossener, die Technik raffinierter.

### **Schmerzlicher Flop mit «Der 10. Mai»**

Der 45-jährige Franz Schnyder war auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn; er war der erfolgreichste Regisseur der Schweiz. Bis 1964 drehte er vier weitere Gotthelf-Verfilmungen, den ersten Schweizer Spielfilm in Farbe, «Heidi und Peter», vor allem aber seinen ambitioniertesten Film, «Der 10. Mai». Umso schmerzlicher war es für ihn, dass er damit das Publikum nicht erreichte. Am 10. Mai 1940 begann der Westfeldzug der deutschen Wehrmacht, auf den der Bundesrat mit der Generalmobilmachung reagierte. Schnyders Episodenfilm zeigt den Schock der Bevölkerung, die Flucht von Städten in die Innerschweiz, Egoismus, Misstrauen und die Bereitschaft zur Denunziation.

Schnyders Versuch der Vergangenheitsbewältigung zeichnet das Bild von verunsicherten Schweizern, die auf Fremde kalt und abweisend reagieren. «Meine Generation hat das Thema Asylpolitik während des Zweiten Weltkriegs nicht verarbeitet, sondern ver-

drängt», sagte er. Die Kritiker bescheinigten dem Film Realismus und Wahrhaftigkeit, aber Schnyder hielt später einmal fest: «Bei uns kann ein guter Film nicht nur nach seinen künstlerischen Qualitäten beurteilt werden. Bei uns ist ein Film dann gut, wenn er auch das Publikum mobilisiert.»

### **«Spiegel unseres Schweizertums»**

1964 gelang Schnyder mit «Geld und Geist» seine erfolgreichste Gotthelf-Verfilmung überhaupt – 2,5 Millionen Kinoeintritte –, aber da hatte der Generationenwechsel im Schweizer Film schon begonnen. Alain Tanner und Claude Goretta in der Westschweiz, in der Deutschschweiz die Dokumentarfilmer Alexander J. Seiler, Fredi M. Murer und Kurt Gloor standen für ein neues Filmschaffen. Schnyder dagegen verkörperte für die Jungen «Papapap Kino», den veralteten, volkstümlichen Heimatfilm. Dass er sich, wie die jungen Regisseure, auch unbequemen Themen zugewandt hatte, wurde ausgeblendet. Und der Vorwurf, er habe das Bauerntum nostalgisch idealisiert, griff zu kurz. Seine besten Gotthelf-Filme zeigen keine heile Welt, sie haben poetische Kraft, sind voller Konflikte und Abgründe.

Schnyder wurde zum Lieblingsfeind der jungen Filmschaffenden, und er liess seinerseits keine Gelegenheit aus, über sie und die Politik der Filmförderung herzuziehen. «Jemand muss den Schweizer Film retten. Ich habe eine Mission zu erfüllen. Wir brauchen Schweizer Filme, sie sind ein Spiegel unseres Schweizertums. Aber was tut man für uns? Wir haben ein Filmgesetz, das den Schweizer Film zum Verkümmern bringt. Ich drehe Filme, die Erfolg haben: Das sollen mir die anderen gefälligst einmal nachmachen, die nur von Kunst reden.»

Sein letzter Film, der in der Tat misslungene «Die sechs Kummer-Buben», den er gleichzeitig als TV-Serie drehte, wurde regelrecht zerfetzt – im Jahr der Revolte der 68er Bewegung wirkte er völlig aus der Zeit gefallen. Schnyder, der schon während der Dreharbeiten zu viel trank, Aufputsch- und Beruhigungstabletten schluckte, geriet in eine schwere Krise und zog sich aus der Öffentlichkeit zurück. Er lebte nun in seinem Elternhaus in Burgdorf. 1965 waren die Eltern gestorben, und zwei seiner engsten

Freunde hatten Selbstmord begangen: sein langjähriger Drehbuchautor Richard Schweizer und Max Hauffer, einer seiner Lieblingschauspieler.

Um Franz Schnyder wurde es einsam. Er verbohrtete sich in ein neues Projekt, das zunehmend wahnhaftige Züge annahm: «Johann Heinrich Pestalozzi: Legende vom Leben und Sterben eines Propheten» sollte die Schweiz retten: vor der «Drogenpest», der Verdummung durchs

### *«Das sollen mir die anderen gefälligst einmal nachmachen, die nur von Kunst reden.»*

Fernsehen, vor dem drohenden Untergang. Er glaubte an eine mögliche Koproduktion mit Hollywood, wollte jedoch auch mit Russland und Japan verhandeln. Aber er scheiterte schon an der Schweizer Filmförderung. Das Projekt vermöge «in keiner Weise zu überzeugen», hiess es in der von Bundesrat Tschudi unterschriebenen Absage. «Der Entwicklung des modernen Filmschaffens wird nicht Rechnung getragen.» Schnyders bitterer Groll wuchs. «Ich habe einen Anwalt betraut, die Frage der «Menschenrechte» zu prüfen. Denn es geht wohl kaum an, dass eine Regierung mich mit allen Mitteln hindert, über den grössten Schweizer einen Film zu drehen», schrieb er 1978.

### **Telegramm an George W. Bush**

Einmal lebte er noch auf, als der junge Filmemacher Christoph Kühn 1984 den versöhnlichen Dokumentarfilm «FRS: Das Kino der Nation» über ihn und mit ihm drehte. Danach häuften sich die Anzeichen seiner Altersdemenz. Er wollte ihn Lützelfüh Filmstudios bauen und forderte vom Kanton Bern, der seine Filme ausgebeutet habe, «fünf bis sieben tausend Milliarden Dollar». Weil er in seiner Villa weit über seine Verhältnisse lebte, unter anderem Bilder kaufte, die er nicht bezahlen konnte, wurde er 1991 bevormundet.

Nachdem Schnyder in Burgdorf eine Galeristin mit der Pistole bedroht hatte, wurde er in die Psychiatrische Klinik Münsingen zwangseingewiesen. Auf einem Zettel in seinem Nachlass fand man den Entwurf eines Telegramms an den amerikanischen Präsidenten George W. Bush, einen letzten Hilferuf: «Please send Military Police, sey want to kill me stop. FRS.» Am 8. Februar 1993 starb Franz Schnyder in Münsingen, drei Monate nach seinem Zwillingbruder Felix. «Ausser Liselotte Pulver, Hannes Schmidhauser und Stephanie Glaser», schreiben Kähler und Fluri in ihrer Biografie, «gaben ihm keine Film- und Theatergrössen die letzte Ehre.»

Ursula Kähler, Raff Fluri:  
Franz Schnyder – Regisseur der Nation.  
Hier und Jetzt. 288 S., Fr. 43.90



# BRIEF AUS LIMA

Alex Baur



**H**itler ist ein super Kerl. Der Steinmetz aus den Anden hat beim Umbau meines Hauses tadellose Arbeit geleistet. Andere weniger. Jesus, der Klempner, hat ein fürchterliches Chaos hinterlassen. Doch ich will nicht klagen. Was den Handwerkern hier in Peru an Theorie und Disziplin fehlt, kompensieren sie mit Einfallsreichtum.

Gemessen an der peruanischen Politik, ist meine Baustelle ein Hort der Ordnung. Ein Skandal jagt den nächsten. *Presidente* Pedro Castillo, ein orthodoxer Kommunist, durch eine verworrene politische Konstellation vor einem Jahr ins Amt geschwemmt, hat bisher über fünfzig Minister verheizt. Selbst für Peru ein Rekord.

Die gute Nachricht: Die Verfassung und die Institutionen, die das rechtsliberale Fujimori-Regime in den 1990er Jahren von Grund auf reformierte, sind so stabil, dass sie selbst einem Bruchpiloten wie Castillo standhalten. Seine Regierung ist derart mit sich selbst beschäftigt, dass sie bislang keinen grösseren Schaden anrichten konnte. Man kann Castillo – einem Dorfschullehrer mit zweifelhaftem Diplom, der in Wahrheit sein Leben lang als Berufsgewerkschafter agitierte – bestenfalls zubilligen, dass er eher die Folge denn die Ursache einer politischen Dauerkrise ist.

Was in der Welt draussen passiert, interessiert die Menschen hier nur marginal. Vom Krieg in der Ukraine hört man so gut wie nichts. Die Nachrichten drehen sich fast ausschliesslich um nationale Themen. Was nicht heisst, dass die internationale Krise das Land verschont. Im Gegenteil. Auch hier sind die Preise für Brennstoff und vor allem für Dünger und Nahrungsmittel nach dem Russland-

Embargo förmlich explodiert. Für ein Land, in dem rund ein Drittel der Bevölkerung in bitterer Armut lebt, ist das eine veritable Katastrophe.

Schon die Corona-Massnahmen haben die Armutsquote, die zuvor bei 18 Prozent lag, praktisch verdoppelt. Monatelang hatte die Regierung das öffentliche Leben stillgelegt. Die staatlichen Schulen blieben während zweier Jahre faktisch geschlossen. Um eine Hungerrevolte zu verhindern, wurden die Pensionskassen auf-

*Vom Krieg in der Ukraine hört man so gut wie nichts. Was nicht heisst, dass die Krise das Land verschont.*

gelöst. Das drastische Seuchenregime war nicht nur wirkungslos gegen das Virus – gemäss offiziellen Zahlen hat Peru die weltweit höchste Covid-Todesrate zu beklagen –, es führte das Land auch an den Rand des Ruins.

Dass der totale Zusammenbruch Peru bislang erspart blieb, hat vor allem einen Grund: Rund zwei Drittel der Wirtschaftsleistung werden über den sogenannten informellen Sektor abgewickelt und entziehen sich jeder staatlichen Kontrolle. Das Schlimmste wurde vermieden, weil sich die meisten Menschen um die Gesetze füttern. Wo der Staat versagt, sichert die Mafia die Grundversorgung.

Die Schattenwirtschaft ist flexibel und zäh, aber wenig effizient und erst recht nicht nachhaltig. Wer sich nicht um Arbeits-, Umwelt- oder Sicherheitsauflagen zu kümmern braucht, kann zwar schnell reagieren. Doch wo die staatliche Eigentumsgarantie und der Rechtsschutz fehlen, wird nur sehr kurzfristig investiert und mit hohen Gewinnmargen kalkuliert. Das Risiko, auf der freien Wildbahn über Nacht alles zu

verlieren, hat einen hohen Preis. Es gilt das Gesetz des Stärkeren.

Nach zwei Jahrzehnten Sozialismus war Peru 1990 faktisch bankrott. Die Armutsquote lag bei weit über 50 Prozent, die jährliche Inflation bei über 5000 Prozent. Eher der Not denn einer Ideologie gehorchend, privatisierte die gewählte Regierung Fujimori damals die maroden Staatsbetriebe und unterzog die Wirtschaft einer radikalen Deregulierung nach neoliberalen Rezepten. Im Fall von Peru übertraf der Erfolg alle Erwartungen. Vor allem die unteren Schichten profitierten.

Der Rückgang der Armut in den letzten dreissig Jahren ist derart augenfällig, dass ihn nicht einmal die Linken ernsthaft bestreiten. Doch gerade wegen dieses Erfolgs hassen sie Alberto Fujimori so abgrundtief: Er hat ihre Ziele erreicht, indem er das Gegenteil von dem machte, was sie predigen. Nicht mit Theorien, sondern mit Fakten. Eine grössere Demütigung ist kaum vorstellbar.

Ähnlich wie Pinochet in Chile spaltet der *fujimorismo* Peru in zwei unversöhnliche Lager und hat das Land in eine politische Dauerkrise gestürzt. Seit zwei Jahrzehnten versucht die Linke nichts anderes, als jede Reform zu sabotieren und zu annullieren, die irgendwie nach Fujimori riecht. Bislang erfolglos. Die katastrophalen Folgen der Covid-Massnahmen und des Russland-Embargos geben den Sozialisten nun unverhofft Auftrieb. Vielleicht führt die menschengemachte Krise aber auch zu einer heilsamen Ernüchterung. *On verra*. Die Hoffnung stirbt zuletzt.

Alex Baur, langjähriger *Weltwoche*-Reporter, lebt seit diesem Frühling in Peru.

---

# Urvertrauen in den Schöpfer

Ob nach einem Schicksalsschlag, bei geschäftlichen Problemen oder einfach im Alltag: Die basellandschaftliche Uhren-Unternehmerin Elisabeth Schirmer findet Halt bei Gott.

Michael Baumann

Viele Wege führen zu Gott, kaum einer ist gleich wie der andere. Die 64-jährige Elisabeth Schirmer hatte ihr Erweckungserlebnis am Tag ihrer Konfirmation. Die Verwaltungsrätin des familieneigenen Uhrwerkherstellers Ronda in Lausen BL und ehemalige Bankratspräsidentin der Basellandschaftlichen Kantonalbank hatte als Jugendliche nicht viel mit Religion und Kirche am Hut. Zwar war Elisabeth Schirmers Mutter gläubig und hatte ihr Leben nach der Bibel ausgerichtet, die Tochter aber war in keinem christlichen Jugendverein aktiv, sondern mehr dem Reitsport zugetan und gewann 1976 sogar die Junioren-Schweizer-Meisterschaften im Springreiten.

## Glauben Körper, Geist und Seele

Im Alter von sechzehn Jahren hatte sie dann eine Krise, und als sie an der Konfirmation vor dem Pfarrer stand, sandte sie ein Stossgebet zum Himmel. «Ich wollte als freiheitsliebender Mensch keinen einschränkenden Spruch für meinen weiteren Lebensweg erhalten», erinnert sie sich zurück. Unabhängigkeit und Selbständigkeit waren ihr immer schon wichtig und ein grosser Teil ihrer Identität. Und tatsächlich: Der Pfarrer hatte eine Textstelle aus dem Brief des Apostels Paulus an die Philipper für die Konfirmandin parat, in dem sie sich sofort fand: «Freuet euch in dem Herrn allewege! Und abermals sage ich: Freuet euch!»

Dieser Moment war für Elisabeth Schirmer wie eine persönliche Berührung. «Und es war für mich der Startschuss, verbindlich mit Gott zu leben, ohne deshalb aber ein besserer Mensch zu sein», sagt sie. Seither bildet die Beziehung zu Gott die Basis, auf der die dreifache Mutter ihr Leben aufgebaut hat. Diese Verbindung beschreibt sie als Freundschaftsbeziehung, in der Vertrauen und Ehrlichkeit zentrale Werte seien. «Ich darf auch Fehler machen, was sehr wichtig ist.» Denn Gnade, Vergebung und Neuanfang gehören genauso zu der Art Glauben, den die Wirtschaftswissenschaftlerin lebt. Die Gottesbeziehung ist für sie aber nicht einfach eine Theorie wie die Religion oder eine Institution



Eine gesunde Portion Egoismus: Ökonomin Schirmer.

wie die Kirche. Ihr geht es darum, im Glauben Körper, Geist und Seele zusammenzubringen. Das beinhaltet für sie, die die protestantische Staatskirche und eine Freikirche besucht, eine gesunde Portion Egoismus. «Nur wenn ich inneren Frieden habe, bin ich auch bereit für die Aufgaben im Leben», davon ist sie überzeugt.

Seit 44 Jahren lebt Elisabeth Schirmer nach ihrem Lebenskonzept, das sie «3B» nennt: *Belong, Believe* und *Behave*. Dabei geht es um Zugehörigkeit und Heimat, um Glauben und Werte sowie um aktives Gestalten. Die Unternehmerin bezeichnet das Konzept auch als System der logischen Ebenen, auf denen sie sich

*«Nur wenn ich inneren Frieden habe, bin ich auch bereit für die Aufgaben im Leben.»*

immer wieder findet, wenn sie sich mit einem Problem konfrontiert sieht, sei es privat oder im Unternehmen. «Das eigentliche Kraftfeld erlebe ich im Sein vor Gott, und erst anschliessend

kommt die Aktivität», führt sie aus. Zu ihrem Alltag gehört auch das Lesen der Bibel – in der Regel nur kurze Abschnitte auf Papier oder in einer App, über die sie nachdenkt und die sie auf sich wirken lässt. «Daraus schöpfe ich eine unglaubliche Kraft.» Elisabeth Schirmer betet aber nicht etwa standardisiert zur immergleichen Zeit am Tag oder an einem bestimmten Ort, sondern ist im Gespräch mit Gott. «Das kann überall sein – auch im Auto oder vor einer schwierigen Sitzung.»

## Missionieren ist nicht ihre Sache

Dieser starke Glauben kam ihr auch 1985 zugute: Als ihr Vater und Firmenpatron William Mosset überraschend starb, musste Elisabeth Schirmer zusammen mit ihrem Mann praktisch von einem Tag auf den anderen die Verantwortung für das Unternehmen und mehr als tausend Mitarbeitende in der Schweiz und in Asien übernehmen. Ronda stellt mechanische Uhrwerke und Quarzuhrwerke her und verkauft sie im Business-to-Business-Bereich an Kunden, die Markenuhren produzieren. Zwar



war Elisabeth Schirmer schon drei Jahre zuvor in die Firma eingetreten, auf diesen Schritt war sie trotzdem nicht vorbereitet gewesen. Drei Jahre später übernahm dann ihr um drei Jahre jüngerer Bruder die CEO-Position, nachdem er noch sein ETH-Studium abgeschlossen hatte. Von langer Hand geplant war dafür später die Stabübergabe an die dritte Generation: Seit 2018 leitet Elisabeth Schirmers Sohn Fabien das unabhängige Unternehmen.

Missionieren ist nicht die Sache von Elisabeth Schirmer. Vielmehr versucht sie ihren Glauben so zu leben, dass andere neugierig und aufmerksam werden. «Es kommt doch recht häufig vor, dass mich jemand fragt, woher ich meine Kraft nehme», erklärt sie. Ihre eigenen Erfahrungen und Begegnungen mit Gott hält sie seit 1996 schriftlich fest. Seither sind mehr als 220 sehr persönliche Einträge zusammengekommen. «Da schreibe ich nieder, wenn ich etwas Bewegendes mit Gott erlebe.» Ein Spruch von Martin Schleske, deutscher Geigenbauer und geistlicher Schriftsteller, zum Thema «Rahmen sprengen» leitete 2018 eine Loslösungsphase ein.

«Ich wusste sofort, dass dieser Satz für mich zentral sein würde», sagt Elisabeth Schirmer. Er lautet: «Zu wissen, dass mein Leben anders sein darf, als ich es mir wünsche, und zu wissen, dass Gott anders sein darf, als mein Glaube es ihm erlauben will, das ist die Verneinung meiner Seele vor Gott.» Da stellte sie fest: Loslassen ist angesagt. «Alle Menschen schleppen ihren Rucksack mit, den man hin und wieder leeren sollte.» Im Englischen werde zwischen *luggage*, das nötig sei, und *baggage*, das Ballast darstelle, unterschieden. Dieses Sinnbild gefalle ihr sehr gut. Und Loslassen habe auch mit Vergebung zu tun.

### Ewigkeitsperspektive

Die grösste Prüfung wartete am 28. Februar 2020 auf die Unternehmerin: Damals wurde sie von einem Schnupfen geplagt und hatte, als sie in der Küche stand, einen heftigen Reizhustenanfall. Sie musste derart stark husten, dass es eine Art Schlag auf den Rücken gab. «Dann bin ich zusammengebrochen, nichts ging mehr», schildert sie den dramatischen Moment im Rückblick. Sie



wurde zuerst ins nahegelegene Spital Liestal gebracht, dann ins Universitätsspital Basel. Doch nach einem MRI von eineinhalb Stunden Dauer herrschte grosse Ratlosigkeit über den Befund. «Die Schmerzen waren heftig, der Unterkörper war ohne Gefühl», sagt sie. Gleichzeitig habe sie aber eine innere Ruhe und Frieden gespürt und keine Angst gehabt. «Mein Gottvertrauen diente mir als Ruhestätte.»

Vor der Anästhesie ergriff sie die Hände der zwei operierenden Spinalchirurginnen, betete und stellte sich gewissermassen unter Gottes

### Ihren Glauben versucht sie so zu leben, dass andere neugierig und aufmerksam werden.

Schutz. «Jetzt war ich bereit für den Eingriff», beschreibt Elisabeth Schirmer ihren damaligen Zustand. Vier Fortsätze der Wirbelsäule wurden teilentfernt, das gestockte Blut aus dem Spinalkanal abgesaugt. Die Rekonvaleszenz zwang sie kurzfristig in den Rollstuhl und ins Paraplegikerzentrum Basel. Weil bei der OP zwei Nerven beschädigt wurden, sind gewisse neurologische Probleme geblieben. Heute sieht man ihr trotz irreversiblen Beweglichkeitseinschränkungen nichts mehr an. Nur joggen kann sie nicht mehr. Und sie ist frei von Schmerzmitteln.

In der schwierigen Phase ist das Verhältnis von Elisabeth Schirmer zu Gott noch intensiver geworden. Dabei habe sie fast nie nach dem Warum gefragt, nur nach dem Wozu – und die Erfahrung gemacht, dass die Wüste blühen könne. Auch die Ewigkeitsperspektive habe ihr geholfen. «Ich weiss mich von Gott geliebt», sagt sie voller Überzeugung. Ihre Lebensfreude drückt sie auch beim Malen aus und in ihrer Rolle als Grossmutter. Als Klammer für ihr ganzes Leben bezeichnet die 64-Jährige einen Spruch aus dem 5. Buch Mose: «Der Herr aber, der selbst vor euch hergeht, der wird mit dir sein und wird die Hand nicht abtun und dich nicht verlassen. Fürchte dich nicht und erschrick nicht!» «Das Wissen, dass jemand über mir steht, gibt mir Ruhe und Gelassenheit.» Wie man Glauben und Unternehmertum verbinden kann, bringt sie Interessierten in Vorträgen näher. An einem Anlass des Forums christlicher Führungskräfte referiert sie zum Beispiel am 2. September in Winterthur über das Thema Social Entrepreneurship. «Doch alle Theorien sind nur so viel wert, wie sie in der Praxis taugen», sagt sie realistisch.

Die *Weltwoche* ist Medienpartnerin des Forums christlicher Führungskräfte, das am 2. September 2022 in Winterthur stattfindet. An dem Anlass wird Elisabeth Schirmer über soziales Unternehmertum sprechen. *Weltwoche*-Leser erhalten unter Angabe des Rabattcodes «FcF2022-Weltwoche» zehn Prozent Ermässigung auf die Teilnahmegebühr. christliches-forum.ch

## NACHRUF

### Judith Stamm (1934–2022)

Mit der inoffiziellen Bundesratskandidatin (1986) und Nationalratspräsidentin 1996/97 tritt die markanteste Politikerin der einstigen CVP von der irdischen Bühne ab. Was Theologe Küng für die Kirche war, wurde die dort bestgewählte Nationalrätin für die Luzerner Politik: die «Öffnung» ihrer Partei bei Fast-Halbierung zugunsten von SVP und politisch Begrünten. «Beharrlich» und «unaufgereggt», wie sie auch die Gemeinnützige Gesellschaft führen sollte, vermochte die nie Eingemittete sich als «eigenwillig» durchzusetzen. Die Todesanzeige der «Mitte» bleibt ehrlich.

Stamm verdankte ihren Aufstieg weder dem Verbandskatholizismus, noch war sie, wie die erste höchste Schweizerin Elisabeth Blunsky-Steiner, Tochter eines Nationalrats. Nicht als Feministin, sondern als kriminologisch erfahrene Untersuchungsrichterin wurde sie Oberstleutnant des luzernischen Polizeikorps. Problemfelder wie Jugendkriminalität (Schutzalter) und Abtreibung sah die Juristin «lösungsorientiert», dank ihrer Doktorarbeit «Das sexuell geschädigte Kind in der Strafuntersuchung» erfahrungsbezogen. Deshalb wurde 1983 ihre Erstkandidatur in Bern von



«Lösungsorientiert»: Politikerin Stamm.

Konservativen um alt Bundesrichter Korner bekämpft.

Dass sie zusammen mit Rosmarie Dormann die Braven unter den Parteikollegen auf die Hinterbänke verwies, verdankte sie nicht bloss dem Zeitgeist. Die Leserin des aufgeklärten Entlebuchers Hugo Loetscher verfügte über einen kulturpolitischen Horizont. In Altdorfs Bibliothek bekannte sie sich zu Tell. Eine öffentliche Totenmesse hat die in der «Frauenfrage» Kompromisslose für sich aber nicht vorgesehen.

Pirmin Meier

# Wie Maître Mosimann den Gaumen der Queen eroberte

Das Geheimnis des Beizerbuben Anton Mosimann aus Nidau, der in den Koch-Olymp aufstieg und seit vierzig Jahren das britische Königshaus und die Weltprominenz verückt.

Urs Gehriger

*Le Bouveret*

**G**ood morning, Chef!», «Hello, Chef!», «How are you, Chef?». Ein Teppich der verbalen Ehrerbietung rollt aus, wenn Maître Mosimann die Kantine betritt. Die weissgeschürzten Schüler der César Ritz Colleges schauen mit Hochachtung am kleinen Mann empor, der sich flink einen Weg durch die Tische bahnt. «Very fine.» Mosimann kostet aus einer Schüssel in der offenen Küche, gibt Zuspruch und Ratschlag. Wir befinden uns in Le Bouveret, dicht an der französischen Grenze. Der Blick öffnet sich über den östlichen Zipfel des Genfersees, nach Montreux und dem Schloss Chillon, wo sich einst Rousseau, Byron und Goethe von der Muse küssen liessen.

## Stoff für Hollywood

Diesseits des Ufers atmet die Poesie der Kulinariik. Hierher ist Anton Mosimann zurückgekehrt nach einem erfüllten Leben, um sich ein Denkmal zu setzen. Auf vier Stöcken entfaltet sich die «Mosimann Collection». Ein Panoptikum voller Artefakte aus einer schier unglaublichen Karriere, die sich über sechs Jahrzehnte, 42 Länder und 82 Städte erstreckt. Mosimanns Vita – vom einfachen Beizerbuben aus Nidau zum Palastkoch im Buckingham Palace – ist Stoff für Hollywood.



*Poesie der Kulinariik:* Philipp, Anton und Mark Mosimann am Cartier Queen's Cup, Juni 2016;

Hunderte Namen von gekrönten Häuptern, Staatschefs und Celebrities zieren ein gigantisches Tableau am Eingang. «Darauf bin ich besonders stolz», erzählt Anton Mosimann, 75, eine unkomplizierte Frohnatur, die sofort das Duzis anbietet.

«Meine Mutter sagte, ich sei auf dem Küchenboden geboren – das stimmte fast», gab er einst zu Protokoll, als ob sein Leben von Geburt an vorbestimmt gewesen sei. Mosimann hatte eine kurze Kindheit. Früh wurde er eingespannt im elterlichen Restaurant, dem «Grütli» in Nidau im Berner Seeland.

Inmitten rauchender und zechender Gäste wuchs er in der Gaststube auf, wo geprahlt und getratscht wurde, wo derbe Witze die Runde machten und manch einer seine Sorgen im Alkohol ertränkte. Die Klientel kam aus der Arbeiterschicht. Einfache Leute waren es, die hier ihr zweites Zuhause fanden. Wenn ein Sträfling aus dem nahen Gefängnis ausgebüxt war, ging die Polizei immer zuerst im

«Grütli» vorbei. Weil sie wusste, dass dort jeder, der knapp bei Kasse war, von Mosimann eine warme Mahlzeit umsonst bekam.

Anton Mosimann würde seine Herkunft nie vergessen. Er zeigt sich bis heute dankbar, dass er die Welt von unten kennenlernte. Aber für den jungen Teenager stand bald fest: Er

*Ein flinker und schlauer Bursche war er. Vermehrte sein Sackgeld mit Chüngel-Zucht.*

wollte hinaus in die weite Welt. Ein flinker und schlauer Bursche war er. Vermehrte sein Sackgeld mit Chüngel-Zucht. Schaffte als jüngster Kochlehrling die Meisterprüfung – ein Rekord, den er bis heute innehat.

Nach der Lehre in Twann kochte er in den besten «Palace»-Hotels der Schweiz, in Montreux, Luzern, Gstaad. Mit Talent und Fleiss katalpultierte sich Mosimann ins Shangri-La der

Hotellerie: Mit bloss 28 Jahren wurde er zum Maitre Chef des Cuisines des «Dorchester»-Hotels in London ernannt. Holte sich zwei Michelin-Sterne für den Luxustempel. Und kochte für vier Generationen im britischen Königshaus.

### Roastbeef für Elizabeth Taylor

Auf dem Gipfel der Kochkunst angekommen, war er sich nie zu schade, sich persönlich um das Wohl seiner Gäste zu kümmern, selbst wenn ihre Wünsche noch so ausgefallen waren. Eines Nachts, Mitte der 1980er Jahre, klingelte bei Mosimann zu Hause das Telefon. «Es war kurz nach Mitternacht, und ich lag im

mann den nächtlichen Spezialservice nie und schickte ihm Blumen, als er 2004 mit dem «Order of the British Empire» ausgezeichnet wurde. Im Museum ist der Akt auf Urkunde und Bild zu bewundern. Feierlich hängt die Queen Mosimann den Orden ans Revers. Mit Elizabeth II. verbindet Mosimann eine besonders enge Bekanntschaft. «Sie hat einen fröhlichen Humor», schwärmt er. Anlässlich ihres 80. Geburtstags richtete er gleich mehrere Dinner für die Jubilarin aus. Beim vierten Rencontre meinte die Queen: «Oh, not you again!», und lachte herzlich.

Mit jedem Mahl drang Anton tiefer in den königlichen Hof ein. Und da Liebe bekannt-

mann von der japanischen und italienischen Küche, die er auf seinen Wanderjahren schätzen gelernt hatte.

Die «Cuisine naturelle» ist Mosimanns Markenzeichen. «Alles Einfache ist schön. Alles Schöne ist einfach», lautet die dazu passende Weisheit aus Mosimanns Lebensphilosophie. Es war seine leichte Speise, mit der er den Buckingham Palace eroberte. Die Königinmutter höchstpersönlich öffnete ihm die Pforten zu ihrem Reich. Als regelmässiger Gast im «Dorchester» war sie begeistert vom neuen Zeitalter, das Mosimann dort eingeläutet hatte. Sie schickte ihren Hofkoch aus, er solle beim Schweizer das Rezept ausfindig machen.

Bald machte der Name «Mosimann» die Runde in Londons etablierten Kreisen.

Eines Tages erhielt er einen Anruf von 10 Downing Street. Ein Aufgebot von Margaret That-

### *Lange vor Jamie Oliver hat Mosimann in der britischen Küche das moderne Zeitalter eingeläutet.*

cher. Es stand ein Staatsbesuch von François Mitterrand an. Offenbar löste die Visite des französischen Feinschmeckers eine kleine Regierungskrise aus. «Thatcher dachte, ihre Köche seien nicht gut genug, also rief ihr Büro mich an», erzählt Mosimann. Er zauberte Mitterrands Lieblingsgericht, Kalbssteak, auf den Teller.

### «Mosimann's Club»

Später traf er Thatcher auf einem Bankett wieder. «Anton, das war ein fantastisches Essen, das du gekocht hast», lobte Thatcher, «aber viel zu teuer!», meinte die «Eiserne Lady» mit einem Lächeln. «Das war typisch für die Tochter eines Lebensmittelhändlers, die in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen war.» Dennoch blieb Thatcher Mosimann treu. Und alle folgenden britischen Premierminister bis Boris Johnson ebenso.

Fast sein ganzes Berufsleben lang hatte er auf dem Hotel-Olymp gekocht, als sich 1988 bei Mosimann die Lust auf einen Wechsel bemerkbar machte. «Das «Dorchester» war wie ein Opernhaus, aber nach zwölf Jahren Oper hatte ich unbändige Lust auf Kammermusik.» Er verliess das Top-Hotel, gab die Sterne auf und machte sich selbständig. In Belgravia, unweit vom Buckingham Palace, kaufte er eine kleine gotische Kirche. Das ehemalige Gotteshaus wurde zum Ausgangspunkt, der Mosimanns Karriere in neue Sphären katapultierte. Wer Rang und Namen hatte, kehrte in «Mosimann's Club» ein.

Eine Galerie mit Schwarzweissfotos im Treppenhaus des Museums legt Zeugnis ab von der illustren Klientele. Von Bill Clinton über Boris Jelzin, Donald Trump bis Joe



mit Königin Elizabeth II. im Buckingham Palace, 2007; mit dem Prinzen von Wales, 2004.

Bett», erinnert er sich. Da sei eine Dame, die nach einem Menü begehre, meldete der Nachtportier des «Dorchester». Er stellte durch. Am Apparat war Elizabeth Taylor, damals gerade zum siebten Mal geschieden und hungrig nach allem, besonders nach Mosimanns Cuisine. «Roastbeef und Kartoffelpüree» wollte sie haben, gab sie zu verstehen.

### «Rennen ohne Ende»

Mosimann kletterte aus dem Bett. Um drei Uhr früh rollte er mit seinem Servierwagen in der Harlequin Suite ein und schnitt vor glänzenden Augen das Roastbeef an. «Darf ich sonst noch einen Wunsch erfüllen?», erkundigte er sich. «Frühstück», erwiderte die Taylor mit einem Augenzwinkern. «Aber keine Sorge, ich werde lange ausschlafen.»

«Einen Kunden zufriedenzustellen, ist ein Rennen ohne Ende», lautet eine seiner Berufsweisheiten, die seinen anhaltenden Erfolg erklären. Die Hollywood-Diva vergass Mosi-

lich durch den Magen geht, war es für den Meisterkoch ein Leichtes, Ihre Exzellenzen für sich zu gewinnen. Lady Diana eroberte er mit seinem Risotto. Charles mit Lammfleisch. Achtzig Briefe bekunden die Wertschätzung des Prinzen für den Schweizer Palastkoch. Die Hälfte davon handgeschrieben. Nach einem Dinner im Prager Schloss unter erschwerten Bedingungen lobpreiste Charles: «Sie sind ein absoluter Held, ich verneige mich vor Ihnen.»

Lange vor Jamie Oliver hat Mosimann in der britischen Küche das moderne Zeitalter eingeläutet. Bald kannte das halbe Land das Gesicht des pfliffigen Schweizers, des Pioniers unter den TV-Köchen. Von nun an war es vorbei mit verkochtem Gemüse und opulenten Saucen, die auf dem Magen liegen wie ein Sack Zement. Vor laufender Kamera der BBC demonstrierte Chef Anton seine Spezialität «Cuisine naturelle», die auf Butter, Rahm, Öl, Fett sowie Alkohol verzichtet. Inspiriert zur «gesunden und ehrlichen Kost» wurde Mosi-

Biden, von Mick Jagger bis zu Elton John und einer Armada von Fotomodells, Filmstars und Sängerinnen – Anton Mosimann bezauberte mit seiner Kochkunst die Weltprominenz. Kylie Minogue war so begeistert, dass sie ihm die goldene Single «I Should Be So Lucky» widmete.

Mosimann spricht stets von «Glück», das ihm vergönnt gewesen sei. Glück, seine Gäste glücklich machen zu dürfen. «Kein Lohn ist schöner als ein verzücktes Lächeln eines zufriedenen Gastes.» Wenn der Gaumen köstlich umworben ist und reichlich Alkohol fliesst, ist manch ein Gast geneigt, die Etikette fallenzulassen. Gasthöfe und Gourmettempel sind Arenen für Klatsch und Intrigen. Die Presse lauert wollüstig darauf, besonders wenn Mitglieder des Königshauses involviert sind.

So wurde berichtet, dass Meghan Markle und die Queen wegen Eiern aneinandergeraten seien. Die angehende Herzogin Meghan von Sussex habe sicherstellen wollen, dass ihr Hochzeitsmenü eine makrobiotische Option für besonders diätbewusste Gäste enthielt. «[Meghan] wurde sehr wütend, als sie das Gefühl hatte, dass sie Ei in einem Gericht schmecken konnte, obwohl ihr versichert wurde, dass da kein Ei drin sei», so die Hof-Korrespondentin der *Vanity Fair*. Da sei der Queen der Kragen geplatzt. Sie habe «Vegan Meghan» beiseitegenommen und ihr zu verstehen gegeben, dass sie sich nicht in die Kunst der Küche einmischen solle.

#### «Sie vertraut mir»

Er könne sich nicht an einen solchen Vorfall erinnern, sagt Mosimann lächelnd. Mit Sicherheit hat er viel mitbekommen, was unter Promis und Royals hinter den Kulissen ablief. Doch nie hat er der gefräßigen Pressemeute einen Happen zugeworfen. Wohl deshalb ist die Queen Mosimanns treuste Klientin. Anders als gekrönte Häupter in der Geschichte schickt Elizabeth II. keinen Vorkoster aus, wenn Mosimann das Essen zubereitet. «Sie vertraut mir», sagt er.

Mit seiner Diskretion, Bescheidenheit und seinem positiven Naturell ist Mosimann ein erstklassiger Botschafter der Schweiz. «Lass dir das Heute nie vom Gestern verderben», lautet eine weitere seiner Lebensweisheiten. Dabei hatte er als Kind genug Elend erlebt, um in tiefe Depression zu fallen. Beide Eltern

waren vom Alkohol abhängig. Die Mutter wurde aggressiv nach ein paar Gläsern Wein, der Vater gesellig, bisweilen melancholisch. Anton war gerade siebenjährig, als der Vater

### *Man müsse ein Flair für die Gäste haben und selbst unerklärte Wünsche von deren Lippen lesen.*

nach einem Ehestreit erklärte, er habe mit dem Leben abgeschlossen, und mit einer Flinte in den Stall marschierte. Kurz darauf fiel ein Schuss. Er ging in die Luft ab. Mosimann hat

nie darüber gesprochen. Die Anekdote findet sich in seinem Buch «Life is a circus».

«Ich bin eine Frohnatur», sagt er. «Aber natürlich bin ich auch sensibel.» Man müsse ein Flair für die Gäste haben, die Fähigkeit entwickeln, selbst unerklärte Wünsche von deren Lippen zu lesen. «Sonst ist das Gastgewerbe nichts für dich.»

Letzten Dezember hängte der Lieblingschef der Queen seine Kochmütze an den Nagel. Nach sechs Jahrzehnten in den Küchen der Blaublüter, Schönen und Mächtigen übergab er offiziell an seine Söhne Philipp, 46, und Mark, 44. Sie führen «Mosimann's Club» weiter und spannen das Mosimann-Netzwerk immer weiter um die Welt. So stellen sie bei vielen globalen Grossanlässen das Catering. Das Raclette auf dem Dach des Schweizer Pavillons war der Geheimtipp unter Gästen der Expo 2020 in Dubai. Derzeit laufen bei der Mosimann-Crew die Vorbereitungen für die Fussball-WM in Katar auf Hochtouren.

Aber so ganz weg ist Maître Mosimann nicht. Regelmässig ruft jemand an, um Rat einzuholen. Und der Altmeister ist stets bereit, Auskunft zu geben. «Nein» ist ein Wort, das sich in Mosimanns Vokabular nicht findet. «Go for it», lehrt er die Schüler der César Ritz Colleges.

#### Machermentalität

Im Museum neben der Schulküche können sie bestaunen, wohin diese Machermentalität führen kann. Über fünfzig Goldmedaillen zieren die Ausstellung, alle in Plastik eingeschweisst und wie tibetische Gebetsmühlen in Plexiglaskuben übereinander aufgereiht.

Bald wird eine weitere «Auszeichnung» Mosimanns Leben krönen: die goldene Hochzeit mit Frau Kathrin, seiner treusten Gefährtin, mit der er Küche, Bett und Sportwagen teilt, die ihn auf der längsten Rallye der Welt begleitet hat, von Peking nach Paris, auf der so manche Ehe zu Brüche ging. «Nächsten April ist es fünfzig Jahre her, dass wir Hochzeit feierten», sagt Mosimann. Es war an einem Freitag, dem 13. «Meinem Glückstag.»



*Botschafter der Schweiz:* mit Ursula Andress, 2004.



*«Mein Glückstag»:* mit Ehefrau Kathrin, 2006.

«Anton Mosimann – Life is a circus», Reinhardt Friedrich, 450 S., Fr. 39.90.

The Mosimann Collection, Le Bouveret, mosimanncollection.com

# Sternstunde des Kunstschaffens

Am Kultursommer in Semmering bin ich Stefan Zweigs Novelle «Der Zwang» wiederbegegnet. Sie ist wie für unsere Zeit geschrieben. Auch sonst ist das Festival ein Ereignis.

Alexander Grau

*Semmering*  
**E**s ist heiss am Semmering. Die Strassen glühen, die Dächer sowieso. Nur die bewaldeten Berge, der Wolfsbergkogel im Norden und der Sonnwendstein im Süden, versprechen Kühle. Es ist Kultursommer in Semmering. Von Juli bis September bietet der Kurort mit der grossen Vergangenheit wöchentlich von Donnerstag bis Sonntag ein umfangreiches Kulturprogramm: Lesungen, Konzerte, Theater. Man hat namhafte Künstler im Programm: Burgschauspieler, Stars der Klassikszene, renommierte Solisten. Klaus Maria Brandauer liest hier und Senta Berger.

Semmering verdankt seine Bedeutung der habsburgischen Südbahn, mit der die bessere Wiener Gesellschaft nach Triest ans Meer fuhr. Oder eben an den Semmering, wo ab 1882 das palastartige «Südbahnhotel» eröffnete und später das Hotel «Panhans». Bald verkehrte hier nicht nur die ökonomische Oberschicht, sondern auch die Kulturszene Wiens: Arthur Schnitzler, Stefan Zweig, Oskar Kokoschka, Karl Kraus oder Adolf Loos.

Gegenüber dem Hotel «Panhans» hat man für die Saison 2022 des Kultursommers einen Pavillon errichtet, entworfen von dem Wiener Architekturbüro Mostlikely Architecture. Der minimalistische Holzbau bildet einen spannungsreichen Kontrast zur Jugendstilfassade des Grandhotels und fügt sich zugleich harmonisch in die umgebenden Wälder.

## Frei von biederem Pathos

Es ist Freitagabend. Der Schatten des gewaltigen Grandhotels nimmt der Hitze etwas ihre Schärfe. Doch auch noch zu dieser Stunde liegt die heisse Luft schwer über dem Tal. Zielsicher steuern die Menschen den Ausschank des Kulturpavillons an, wo eiskalte Schaumweine aus Österreich serviert werden. Im Holzpavillon selbst finden fast 360 Menschen Platz. Ein grosses Panoramafenster bietet einen unwirklichen Ausblick auf die umliegenden Berge. Die Temperaturen und die Holzwände wecken Assoziationen an eine Sauna. Umso beeindruckender



*Sog des scheinbar Unvermeidlichen:*  
Zweig-Rezitatoren Birgit Minichmayr.

ist dann das, was Tenor Michael Schade in der folgenden guten Stunde leistet: eine moderne, expressive, unverkitschte Version der «Schönen Müllerin» von Schubert, frei von biederem Pathos, kraftvoll und schlank, am Klavier begleitet von Florian Krumpöck, renommierter

## *Die Werte des Westens bestehen nicht im moralistischen Zwang, für das angeblich Gute zu sterben.*

Pianist und zugleich Intendant des Festivals. Nach der Vorführung sieht man Schade, erschöpft und erfüllt vom Geleisteten, an das Geländer des Pavillons gelehnt Erfrischung an der frischen Luft suchen.

Die Nacht bringt ein wenig Abkühlung. Der Vormittag bietet sich an für einen Spaziergang hinüber zum grossartigen «Südbahnhotel». Bis letztes Jahr fanden dort die Veranstaltungen des Kultursommers statt. Dann gab es Konflikte zwischen den Beteiligten. Das Festival zog ins Hotel «Panhans», das «Südbahnhotel», ein atemberaubender Hotelpalast weitgehend im Originalzustand des Fin de Siècle, geht eigene veranstalterische Wege. Doch allein ein Spazier-

gang durch die gewaltigen Hallen und Säle lohnt. Man wähnt sich in einer Zeitkapsel und meint, gleich müsse Arthur Schnitzler durch die Tür schreiten.

## «Wirrnis der Worte»

Die Lesung am Samstagnachmittag widmet sich einem anderen häufigen Gast in Semmering: Stefan Zweig. Birgit Minichmayrs Lesung seiner Novelle «Der Zwang» wird zum eindringlichen Höhepunkt des Wochenendes. In seinem 1918 verfassten Text schildert Zweig einen jungen deutschen Kunstmaler, der vor dem Ersten Weltkrieg in die Schweiz geflüchtet ist. Dort erreicht ihn schliesslich doch der Stellungsbefehl. In der Minute, in der er das verhängnisvolle Schreiben in Händen hält, beginnen sein Freiheitsverlangen, sein Selbstbehauptungswille und sein Pazifismus zu bröckeln. Er fühlt sich einer geradezu kafkaesken Behörde gegenüber, einem allmächtigen Staat und seinen kriegerischen Ideologen, denen er selbst aus der sicheren Schweiz psychisch nichts entgegenzusetzen hat.

Anders seine Frau. Sie mahnt wieder und wieder, nicht Sklave unter Sklaven zu werden: «Man darf sich opfern für die eigene Idee, nicht für den Wahn anderer.» Und: «Frei will ich dich, frei, wie es einem Menschen geziemt, nicht als Kanonenfutter.» Doch all ihr Reden nützt nichts. Erst als er, schon an der Grenze, einen verwundeten französischen Kriegsgefangenen sieht, gewinnt er die Kraft, sich dem Sog des scheinbar Unvermeidlichen zu entziehen. Er kehrt zu seiner Frau zurück, «erlöst von der Wirrnis der Worte und der Menschen Gesetz».

Die Werte des Westens, die viele soeben in der Ukraine mit Waffengewalt verteidigen wollen, bestehen in Autonomie, in Individualität und friedlicher Zivilisiertheit und nicht im moralistischen Zwang, für das angeblich Gute zu sterben. Wenn Kunst es schafft, daran zu erinnern, kann sie mehr nicht leisten. Beim Kultursommer Semmering leistet sie es.

Weiterführende Informationen:  
[kultursommer-semmering.at](http://kultursommer-semmering.at)

## Sozialer Frieden

Nr. 28 – «Die Schweiz platzt aus allen Nähten»  
Marcel Odermatt über Zuwanderung

Zwar gibt es weder eine direkte Staatshaftung noch eine direkte Staatsgarantie für den Wohlstand und die Zufriedenheit der Bürger einer Nation. Mit beidem verträgt sich jedoch eine überdurchschnittlich hohe Zuwanderung schlecht. Mehr denn je steht darum die Politik in der Verantwortung. Sie hat mit geeigneten Massnahmen dafür zu sorgen, dass durch ein ungebremstes Bevölkerungswachstum der innere Zusammenhalt unserer Gesellschaft und damit der soziale Frieden hierzulande nicht aus den Fugen gerät. Ansonsten eine wachsende Unzufriedenheit und ein sich mindern- der Wohlstand für uns alle garantiert sind.  
*Max Knöpfel, Pfäffikon ZH*

## Primitive Rassenhetze

Nr. 29 – «Wofür wir kämpfen»  
Iryna Banakh über den ukrainischen Widerstand

Es ist lobenswert, wenn die *Weltwoche* kontroverse Meinungen publiziert und verschiedene Seiten im Ukraine-Konflikt zu Wort kommen lässt. Sogar eine auf Emotionen beruhende *Chropfleerete* wie die von Frau Iryna Banakh hat möglicherweise einen Wert, denn sie zeigt, was jene Ukrainerinnen und Ukrainer denken und fühlen, die nicht in der Lage sind, die historischen Entwicklungen zu erfassen, und die Propaganda aus Kiew für die unumstössliche Wahrheit halten. Die Darstellung der gelernten Mathematikerin Banakh ist eine Ansammlung von üblen Manipulationen. Da wird kolpor- tiert, die Russen ermordeten Kinder und liessen dann verlauten: «Schade, dass es so wenig Tote

gab.» Als Quelle dieses Zitats gibt die Autorin «die Propagandamedien und die sozialen Medien» an. Ebenso gut könnte die Autorin schreiben: Irgendjemand hat das irgendwo gesagt. Ich habe im Übrigen meine Zweifel, ob die *Weltwoche* sich nicht strafbar macht, wenn sie primitiver Rassenhetze wie der folgenden Verbreitung verschafft: «Russland ist ein Staat von schweigenden Sklaven, die seit Jahrzehnten mit Propaganda im Fernsehen gefüttert werden und jedes Mal für Putin stimmen.»  
*Helmut Scheben, Zürich*

## Waisenvater Pestalozzi

Nr. 29 – «Angst-Sog im Pestalozzi-Kalender»  
Daniela Niederberger über den Pestalozzi-Kalender

Verwilderte Bettlerkinder und Kriegswaisen hat Pestalozzi 1798 in Stans aufgenommen, und es ist nur legitim, dass eine Schüleragenda, die seinen Namen trägt, auch 224 Jahre später nicht eine idyllische Heidi-Schweiz spiegelt, sondern sich den Problemen zuwendet, mit denen heutige junge Menschen konfrontiert sind. In einer Zeit, in der eine Plakataktion gegen Jugendselbstmord nötig ist, in der die Jugendpsychiatrie kaum mehr Termine frei hat und Tausende minderjähriger Waisen bei uns Zu- flucht suchen, kann es gewiss nicht falsch sein, den jungen Menschen aufzuzeigen, was zu tun ist, wenn sie diskreditiert, ausgegrenzt oder ohne Perspektive sind. Ja, auch wenn sie von Angst getrieben sind, finden die Jugendlichen Antworten und Rat in der Pestalozzi-Schüler- agenda «Kindheit». Auf das «Unbelastete», das die Rezensentin darin vermisst, treffen sie ja in Überfülle auf Tiktok, Youtube oder Netflix.  
*Charles Linsmayer, Herausgeber  
der Pestalozzi-Schüleragenda, Zürich*

## Konfuses Lernen

Nr. 29 – «Notruf aus dem Klassenzimmer»  
Régis Ecklin über das Schulwesen

Der Lehrplan 21 wurde vom Volk durch- gewinkt, weil man keine Ahnung hatte, was eigentlich dahintersteckt. Nun ist es offen- sichtlich: Die Vorstellungen der Verfasser sind untauglich, und damit sinkt das Niveau unse- res einst guten Schulsystems. Es muss etwas geschehen. Die Wiedereinführung von Klein- klassen ist vordringlich, und der Unterricht mit einer Lehrperson als klarer Führung hat das konfuse «selbständige Lernen» der Kinder abzulösen. Jetzt fehlen nur noch Politiker oder Volksinitiativen, die sich energisch der Sache annehmen.  
*Hans-Peter Köhli, Zürich*

## Korrigenda

Nr. 29 – «Gebrauchsanleitung für den Verstand»  
Steven Pinker über Rationalität

Beim Text des Harvard-Psychologieprofessors und Bestsellerautors Steven Pinker fehlte leider der Hinweis auf die deutsche Übersetzung. Die korrekte bibliografische Angabe lautet: «Steven Pinker. Mehr Rationalität. Eine Anleitung zum besseren Gebrauch des Verstandes. S.-Fischer- Verlag, 2021. 432 S., Fr. 39.90. Aus dem Eng- lischen von Martina Wiese.» Wir bitten um Entschuldigung.  
*Die Redaktion*

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.  
E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



Uwe Seeler (1936–2022)  
David Trimble (1944–2022)



«Uns Uwe»: Stürmerheld Seeler, Hamburg, 1972.

Als ich letzten Freitag vom Tod von Uwe Seeler vernahm, hat mich diese Nachricht tief getroffen. Der charismatische Hamburger war für mich zeitlebens immer ein Gradmesser und ein Vorbild. Und wir besaßen nicht zu unterschätzende Gemeinsamkeiten. Wir waren praktisch gleich alt und gleich gross – und wir trugen beide die Nummer 9 auf dem Rücken. Wobei ich hier der Fairness halber sagen muss: Uwe auf deutlich höherem Niveau als ich beim FC Visp.

Im Verlauf meiner Fifa-Tätigkeit habe ich Uwe immer wieder gesehen – das letzte Mal vor rund fünfzehn Jahren, als Raphael Wicky beim Hamburger SV spielte. Seeler und der HSV: Das war eine Beziehung für die Ewigkeit. Dabei hatte der Stürmer 1961 ein Angebot von Inter Mailand über 1,2 Millionen Mark erhalten. Damals eine horrend Summe. Er lehnte ab. Später sagt er dazu: «Inter war das Nonplusultra in Europa. Aber ich habe mich für die Sicherheit in meinem Beruf entschieden. So bin ich aufgewachsen, so bin ich gestrickt. Mehr als ein Steak am Tag, hat mein Vater immer gesagt, kannst du auch nicht essen.» 90 000 Euro im Jahr, das war sein höchstes Gehalt beim HSV. Inklusive Treueprämie.

Seeler, geboren 1936 kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, war der Stürmerheld, der gefürchtete Kopfballspieler, der dem Klub über neunzehn Jahre und fast 500 Bundesligaspiele die Treue hielt. Er war in der Saison 1963/64 der erste Torschützenkönig der Bundesliga, deutscher Meister und Pokalsieger, stand

1966 im legendären WM-Final gegen England, wurde dreimal Fussballer des Jahres. Er war Ehrenspielführer des Deutschen Fussball-Bundes und Ehrenbürger von Hamburg. Nur der WM-Titel blieb ihm verwehrt.

Vor allem war er «Uns Uwe» – ein Mann, der sich nie verstellte, immer die Bodenhaftung wahrte und die Treue lebte. Ich lernte ihn als Menschen mit Schalk und Charme kennen. Um einen Spruch war er nie verlegen. Auch konnte er herzlich über sich selber lachen. Allüren und Skandale dagegen lagen ihm fern.

Dies betraf auch sein Privatleben. 63 Jahre war er mit Ilka verheiratet. Und er hätte sich nie vorstellen können, den HSV zu verlassen. Dass er im Spätherbst seiner Karriere ein Spiel mit dem irischen Verein Cork City absolvierte, war ein Versehen. Seeler ging davon aus, dass es sich um ein Benefizspiel handelte.

Mit über achtzig wurden seine Schritte kürzer. Seeler hat sogar Spiele seines HSV im Volksparkstadion verpasst, im März 2017 musste ihm ein bösartiger Tumor am Rücken entfernt werden, er trug einen Herzschrittmacher, 2020 erlitt er einen Hüftbruch. Man müsse sich «keine Sorgen machen», sagte er immer. Unbedingt wollte er noch erleben, wie sein HSV wieder in die Bundesliga aufsteigt. Der Wunsch blieb ihm verwehrt.

Am 21. Juli 2022 endete das Spiel des Lebens für Uwe Seeler. Ich traure um einen grossen Fussballer – und eine noch grössere Persönlichkeit. Ruhe in Frieden, lieber Uwe! *Sepp Blatter*

Der nordirische Jurist und Friedensnobelpreisträger David Trimble war zeit seines Lebens ein überzeugter Vorkämpfer der Loyalisten. Diese politische Bewegung versteht die Provinz Nordirland als festen Teil des Vereinigten Königreichs und lehnt einen Anschluss an die Republik Irland ab. Trimble erkannte aber, dass Loyalisten und irische Nationalisten aufeinander angewiesen sind. Denn die bürgerkriegsähnliche Konfrontation zwischen den beiden Bevölkerungsteilen in den 1970er Jahren, den *Troubles*, führte in eine Sackgasse.

David Trimble wuchs in einer loyalistischen Beamtenfamilie auf und galt in jungen Jahren als ein Falke. Er marschierte in den *Orange Order parades* mit, deren sommerliche Märsche den historischen Anspruch der Loyalisten auf die politische Führungsrolle in Nordirland bekräftigten. Seine harte Haltung machte ihn in den 1990er Jahren zu einem glaubwürdigen Vertreter der Loyalisten in den Friedensverhandlungen mit den Nationalisten. Diese Verständigung führte 1998 zum Karfreitagsabkommen oder «Belfast Agreement», wie Trimble den Vertrag lieber nannte. Denn das Wort Karfreitag hatte für ihn einen religiösen Beigeschmack, wie er mir in einem langen Gespräch bei einem Besuch in der Schweiz erklärte.

Trimble war stets für die strikte Trennung zwischen Religion und Politik. «Sobald der Glaube die Politik mitbestimmt, sind Übereinkommen aussichtslos», sagte er. Für seine Annäherung an die Nationalisten erhielt er mit seinem Verhandlungspartner John Hume den Friedensnobelpreis. In der Folge blieb Trimble seinen politischen Überzeugungen treu als ein konservativer Politiker, der auf die Macht des gegenseitigen Vertrauens setzte.

*Rolf Hürzeler*



Macht des Vertrauens: Loyalist Trimble.

# Der Euro stark wie die Mark

Deutschlands Schicksal in der Währungsunion ist seit langem klar.



Der Euro ist ein Steilpass in das nächste Jahrhundert», mit diesem Spruch machte der Fussballer Berti Vogts 1998 in hoheitlichem Auftrag Stimmung für den Übergang zur Gemeinschaftswährung. 25 Jahre später ist klar, es war ein Fehlpass. Die Europäische Zentralbank (EZB) kann den Wert des Euro nicht so erhalten, wie es die deutsche Regierung, die EU-Führung und Euro-Turbos seinerzeit versprochen haben. Und jetzt wütet die Inflation.

Wie ist es so weit gekommen? Was machten die Tausenden von EZB-Ökonomen und Verwaltungsleuten am Frankfurter Bürositz und bei den nationalen Notenbank-Satelliten? Hat man das nicht kommen sehen?

Doch, schon vor dem Start. «Wächst bei der WWU die Inflationsgefahr?», lautete die brisante Frage 1997 in einer Broschüre, mit welcher der deutsche Finanzminister Theo Waigel damals eine Propagandakampagne durchzog, um den Deutschen die Teilnahme an der europäischen Wirtschafts- und Währungsunion (WWU) 1999 schmackhaft zu machen. In der Broschüre griff man Fragen auf, wie sie damals kritische Ökonomen und Leute mit gesundem Menschenverstand gestellt hatten. Und die offiziellen Antworten sollten den Widerstand entkräften.

Was war also die Antwort auf die Inflationsfrage? Sie tönt herzig: «Die EZB ist verpflichtet, zunächst und vor allem die Preise stabil zu halten. Alle anderen Ziele müssen hinter dieser Aufgabe zurückstehen.» Die Realität heute: Die Inflation beträgt fast 9 Prozent, und für die EZB-Führung um die französische Präsidentin und Politikerin Christine Lagarde ist das Hauptziel der Zusammenhalt der Euro-Zone.

Fixiert hatte dieses Ziel 2012 der italienische EZB-Präsident Mario Draghi, als er in die Welt hinausrief, die Bank werde alles unternehmen, um den Euro zu erhalten, was immer auch an Gelddrucken nötig sei. Und was kommt nach dem Zusammenhalt? Klimaschutz mit Green New Deal, Nachhaltigkeitssteuerung, dann Corona-Hilfe, dann soziale Inklusion, Genderkorrektheit – dann erst Inflation beziehungsweise Geldwert, da schaute man bis jüngst einfach zu.

Weitere Fragen von 1997: «Wie politisch beziehungsweise unabhängig ist denn die EZB?» Antwort der Regierung: «Die zukünftige EZB wird von Weisungen politischer Instanzen unabhängig sein.» Realität heute: Im Führungsgremium EZB-Rat haben die unsoliden Staaten die Stimmenmehrheit, sie profitieren durch Quersubventionen, Schuldenvergemeinschaftung, Lastenausgleich von den Soliden. Club Med, Lagarde moderiert.

Weiteres aus der Reklameschrift von 1997: «Für die Stabilität der Euro-Währung steht die unabhängige Europäische Zentralbank gerade. Sie kann auch nicht durch eine laxen Haushaltspolitik anderer WWU-Teilnehmer unterlaufen werden.» In Griechenland und Italien krümmt man sich vor Lachen. Weiter: «In die Endstufe der WWU treten nur stabilitätsbewusste Mitgliedsstaaten ein.» Und: «In der Endstufe der WWU sind der Schuldenmacherei wirksame Riegel vorgeschoben.» Realität: Die Staatsverschuldung wuchs im Euro-Zonen-Durchschnitt von 66 Prozent des Bruttoinlandsprodukts im Jahr 2000 auf jüngst fast 90 Prozent.

Kurz: Alle wichtigen Fragen wurden schon 1997 gestellt und beantwortet. Warum ging denn

alles so schief? Die Fragen wurden politisch eben nicht ernsthaft diskutiert, nur als Show. Es entschied das Parlament der Profis, mit Fraktionszwang, uniform pro Euro. Am Volk vorbei.

Oder hatte die Propaganda doch recht? Die Broschüre von 1997 trug den Titel: «Der Euro stark wie die Mark». Stimmt. Die D-Mark war 1977 einen Schweizer Franken wert. Parität. Und 2022 ist der Euro einen Schweizer Franken wert, Parität. Gleich. Der Haken dabei: Die Deutschen zahlten 1999 für einen Euro fast zwei D-Mark.

## Robert Habeck nicht im Krieg

Der deutsche Wirtschafts- und Energieminister Robert Habeck äussert sich verbittert über das russische Spiel mit dem Erdgas. «Nach eigener Willkür» entscheide Gazprom, wie viel Gas durch die Pipelines nach Deutschland fliesse. Das sei eine «Farce», ein perfides Spiel, das sei Vertragsbruch. Das ist eine gute Nachricht für jene, die im Konflikt mit Russland eine Deeskalation suchen, die Verhandlungen mit Geben und Nehmen anstreben und vom heutigen zerstörerischen Kurs abkommen wollen.

Moment, warum soll das in Richtung Deeskalation deuten, wenn Habeck total sauer und geladen ist? Das heisst doch Aggression?

Nein, wenn sich Habeck über willkürliche Spiele und Vertragsbruch ärgert, dann sieht er sich selber offenbar in einem Rahmen, der durch vertragliche Abkommen, ordentliche kaufmännische Gebräuche, rechtliche Spielregeln, Zivilisation geprägt ist – das ist eine Friedenswelt und nicht der Krieg, in dem Waffengewalt und Sanktionen herrschen.



---

# TOD IN PARIS

## Adieu, Jacqueline

---



«Heimat, Liebe, Leben und Sterben»: Jacqueline Jencquel (1943–2022).

# Ich kämpfe um dein Leben und du um deinen Tod

Meine geniale Freundin Jacqueline war Frankreichs bekannteste Sterbehilfe-Aktivistin. Im Frühling traf ich sie in Paris ein letztes Mal.

Matthias Matussek

Paris  
Jacquelines Nachricht traf ein, als die grossen Frühjahrsorkane übers Land fegten und jede Menge Lärm und Unsinn veranstalteten, besonders hier oben an der Ostsee. Sie deckten Häuser ab, entwurzelten Bäume, sie heulten durch die Fensterritzen, als sei da eine Horde betrunkenen Riesen unterwegs. Bei uns hoben sie mutwillig eine zentnerschwere Glasplatte vom Terrassentisch, um diese in tausend Stücke zu zerschmettern, und den schweren Sessel schmissen sie in die Hecke zum Nachbarn.

Die Welt war aus den Fugen, sowieso.

Jacqueline schrieb auf Instagram: «Hallo Matthias, schreibst du noch über wichtige Themen, über Heimat, Liebe, Leben und Sterben? Hättest du nicht Lust, ein Buch mit mir zu schreiben? Fragen und Antworten? Du fragst, ich antworte – oder umgekehrt. Wäre auch interessant. Denk drüber nach. Kuss. Jack, der Wolf.»

Ich war zunächst überrascht. Dann schockiert. Dann nachdenklich. Klar, schreibe ich noch «über wichtige Themen», und der Tod ist sicher das wichtigste. Für Plato hiess Philosophieren Sterben lernen. Und mir rückt der Tod näher. Wenn es eine Sicherheit in diesen verwirbelten Zeiten gibt, dann ist es die,

zu sterben. Nur die Todesstunde ist uns unbekannt. Die bestimmen die Natur und durch sie unser Schöpfer.

Allerdings rütteln die Wirbelstürme der Zeit auch am Gebälk letzter Gewissheiten. Sie fegen alle Konserven aus den Regalen. Ich hatte bisher über den Zerfall der Familie geschrieben, dann über den der Nation und unserer Idee von ihr, dann über den des Glaubens, der nur noch als belächelter Spuk vorkommt.

## Beatles-Jahrzehnt

In der nächsten Nachricht wird Jacqueline konkreter. Freitodbegleitung ist ihr zentrales Thema. Und nun wollte sie sich selber aus dem

*Wir waren die Peter-Pan-Generation, die nie erwachsen werden musste – und nun müssen wir sterben.*

Leben verabschieden, im April, in ein paar Tagen sei sie nicht mehr da. «Verreist», wie sie schrieb. Sie wolle selbstbestimmt gehen, erhobenen Hauptes, «avec panache», wie es Cyrano de Bergerac am Ende tut.

Jacqueline ist Sterbehilfe-Aktivistin, engagiert in der «World Federation of Right to Die Societies» und Generalsekretärin der französischen «Association pour le Droit de Mourir dans la Dignité». Nationale Bekanntheit erlangte sie, als sie in einem TV-Interview einen Termin für ihren eigenen Freitod setzte. Und dieses Rendez-vous mit dem Tod dann entschlossen – nicht wahrnahm.

Es ist schwer, zu sterben, wenn man nicht gerade unter unerträglichen Schmerzen leidet. Alma Mahler-Werfel hat geschrien, als ihre Stunde nahte, sie hat sich an den Arm der Tochter gekrallt. Und wer könnte je Tolstois «Tod des Iwan Iljitsch» aus dem Kopf kriegen, der drei Tage und Nächte mit dem Tod ringt und Haus und Gesinde mit seinem Brüllen verstört?

In Jacquelines Fall kam ihr das blühende Leben in die Quere, in Form eines Briefes, in dem ihr ihre Schwiegertochter die freudige Nachricht von ihrer Schwangerschaft meldete.

Wenigstens die Geburt ihres Enkels wollte sie noch abwarten.

Ansonsten ist der Suizid ihr Lebensinhalt, über Jahre hinweg, zunehmend mehr, bis er sie ganz erfüllte. Sie ist Star der Sterbeszene, eine führende Solistin in unserer Kultur des Todes, eine Prominente in diesem schwarzen Maskenball. Oft interviewt. Oft in Magazinen vertreten. Für die westschweizerische Tageszeitung *Le Temps* schreibt sie einen Blog.

Sie gehört wie ich zur Boomer-Generation. Wir sind zehn Jahre auseinander. Sie ist unter den Ersten, die in dieses Generationenabteil eingestiegen sind, ich gehöre zu den Letzten. Unsere prägende Dekade war das Beatles-Jahrzehnt. Ihres begann mit fünfzehnjährigen Mädchen, die sich in den Konzerten der Fab Four hysterisch in den Orgasmus schrien zu «She Loves You», ich stieg zu «Sgt Peppers» und den LSD-Songs in das Generationenabteil ein.

Gemeinsam waren uns die Sorglosigkeit und der grenzenlose Genuss in einer Gesellschaft ohne Krieg. Wir waren die Peter-Pan-Generation, die nie erwachsen werden musste – und nun müssen wir sterben, was für eine Ungeheuerlichkeit, da wir doch ein Leben lang jung und schön waren. Männer in meinem Alter treiben Yoga und binden sich die langen, grauen Haare zu einem Pferdeschwanz zusammen.

Sie sehen trotzdem alt aus.

Camus beginnt seinen «Sisyphus»-Essay mit den Worten «Es gibt nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem: den Selbstmord.»

Jacquelines Aufforderung liess mich erneut an jene dunklen Stunden denken, in denen ich beschloss, einzuschlafen, um nie wieder aufzuwachen. Ich war Anfang zwanzig, und meine Freundin hatte mich verlassen. Ich hatte mehrere Handvoll Valium geschluckt und mit einem Liter Wodka heruntergespült. Ich lag auf einer Schaumstoffmatratze in einer noch nicht eingerichteten Hinterhauswohnung nach einem Umzug aus München nach Berlin. Es war Winter, und die Wohnung hatte nur einen Kachelofen, der ebenfalls kalt war.

Ein paar Häuser weiter brachte David Bowie seinen Heroinentzug hinter sich und produzierte



Grenzenloser Genuss:  
Jacqueline, Autor Matussek.



«Es gibt nur ein wirklich ernstes philosophisches Problem»: Jacqueline in ihrer Wohnung im 7. Arrondissement.

mit «Heroes» sein vielleicht bestes Album. Das waren die siebziger Jahre für mich. Kalt und dunkel und schmerzhaft. Hippie war ausgeträumt, Blumen waren verwelkt, nur noch Terroristen und Schwärze und Hoffnungslosigkeit.

Doch statt zu sterben, wachte ich zwei Tage später wieder auf – 90 Prozent aller Selbstmordversuche scheitern. Meine Zigarette war mir wohl aus der Hand gefallen und hatte sich in die Schaumstoffmatratze gebrannt und diese mit meiner Achselhöhle verschmolzen. Noch heute erinnert mich eine Narbe daran. Eine Freundin stöberte mich auf und brachte mich zu einem Arzt. Und danach in eine Entzugsklinik.

Wäre mein Suizid erfolgreich gewesen, hätte ich die grosse Liebe meines Lebens nie kennengelernt und das Glück, einen Sohn zu haben, auf den ich so stolz bin. Auch hätte ich mich um ein erfülltes, reiches, abenteuerliches Leben als Journalist gebracht.

Mein Selbstmord hätte Konsequenzen gehabt für viele Menschen. Meinen Sohn hätte es nie gegeben. Auch seine künftigen Kinder nicht. Auch deren Kinder nicht, unter denen ganz sicher ein künftiger Nobelpreisträger mit bahnbrechenden Forschungen gewesen wäre, die das Leben der Menschheit entscheidend zum Guten gewendet hätten.

Das Leben meiner Frau wäre anders verlaufen.

Mein Selbstmord hätte die Herzen meiner Eltern gebrochen.

Nun, da ich auf die siebzig zugehe – «das Leben aber währet siebzig Jahre, und wenn es hochkommt, so sind es achtzig Jahre [...]» – wird der Gedanke an den Tod zum ständigen Begleiter, ein Basso continuo, der meine Weltwahrnehmung unterfüttert. Wir sind in ein Dorf an der Ostsee gezogen, ich lebe nur einen Steinwurf von einem Friedhof, den ich zum angrenzenden Bürger-Park überquere. Grabsteine gehören nun zu meinem Gesichtskreis, meinem Lebensradius.

Jacqueline ist zehn Jahre älter. Möglicherweise trifft es attraktive Frauen härter, wenn sie erleben müssen, dass sie verblühen, als es bei Männern der Fall ist. Natürlich schenken Schönheit und begehrliche Blicke ein ständiges Wellness-Bad an Aufmerksamkeit. Verfall ist einfach nicht vorgesehen, und nichts ist gnadenloser als der Blick einer Frau im Spiegel auf sich selbst.

Berühmt jenes Interview, das Maximilian Schell einst mit Marlene Dietrich in ihrer Wohnung in Paris führte: Sie sprach durch eine angelehnte Tür, und Schell durfte nichts als diese Tür filmen. Die Göttin verhielt sich rollen-



*Kühle Beiläufigkeit:* Abschiedsbotschaft für die Familie.

gerecht, ein stärkeres Bildertabu hat auch der alttestamentarische Gott der Juden nicht verfügt.

### Wir sind Homo Deus

In der ersten Botschaft Jacquelines zum Thema spricht sich der Überdruß einer einst schönen Frau, einer hedonistischen Französin, aus:

«Es ist lästig, alt zu sein. Leben ist eben, die guten Dinge des Lebens zu geniessen. Essen zum Beispiel. Heute kann ich kaum etwas essen, ohne Bauchweh zu haben: weder Früchte noch scharfe Gerichte. Sobald ich Wein trinke, bekomme ich Kopfschmerzen. Ich habe eine Haut wie ein Krokodil. Ich ficke nicht mehr. Ich mag mich nicht mehr nackt zeigen. Keine Lust auf einen Alten mit dickem Bauch, der ihn nicht mehr hochkriegt. Stösst mich ab. Wozu mit jemandem das Bett teilen, wenn man nicht mehr fickt? Ich würde Liebe mit einem jüngeren Mann schon

*«Es ist lästig, alt zu sein.  
Ich habe eine Haut wie ein  
Krokodil. Ich ficke nicht mehr.»*

gerne haben. Die wollen wiederum nichts mit einer Alten wie mir, ausser wenn sie von mir ausgehalten werden. Ich habe nur noch schöne Augen. Wenn ein junger Mann ihn für mich hochkriegt, dann tut er es aus finanziellen Gründen. Leider bin ich jetzt pleite. Ich habe mein Leben aber aus vollen Zügen genossen.»

Also weg damit?

Ich hatte Jacqueline während meiner Jahre als Lateinamerika-Korrespondent kennengelernt, in Venezuela, wo sie mit ihrem Mann Jürgen, dem sympathischen Hamburger Generalvertreter einer französischen Weltfirma, ein luxuriöses Anwesen in den bewaldeten Hügeln über Caracas bewohnte.

Damals galt mein Interesse ihrem Mann, denn ich schrieb über einen bürgerlichen Aufstand gegen die boliviarische Revolutionsmisswirtschaft des Operettenputschisten Hugo Chávez. Ich blieb mit den beiden in Kontakt, auch nachdem sie sich, zu meiner Überraschung, getrennt hatten, denn sie schienen wunderbar zu harmonieren.

Eingangs habe ich den Orkan erwähnt, der hier oben an der Küste Schaden anrichtete.

Der viel grössere Orkan ist seelischer und kultureller Natur.

Er zerreisst nicht nur Ehen, sondern das ganze soziale Gewebe.

Er bläst unserer geburtenstarken Boomer-Generation das Dach weg. Und Jacqueline gehört dazu. Sie schwärmt von der Libertinage der 68er in Paris.

Heute haben wir uns offenbar gegen das Überleben entschieden, die sinkenden Geburtenraten sprechen Bände. Die Taue unserer Lebenszelte reissen. Die Suizidrate von Kindern ist um 400 Prozent in die Höhe geschossen. Die jugendliche sogenannte Last Generation rechnet fest mit dem baldigen Klimatod. Mit 10 000 Fällen pro Jahr ist der Suizid noch vor Verkehrsunfällen, Drogen oder Mord die häufigste Todesart. Nach einer Meldung in der FAZ ist die Zukunftserwartung bei uns im Lande so pessimistisch wie seit dem Zweiten Weltkrieg nicht mehr.

Zunehmend fühlen wir uns ausgeliefert und schwach, was in unseren stolzen Selbstbeschreibungen eigentlich nicht vorkommen darf.

Denn wir sind Homo Deus, dem eigentlich alles gelingen sollte. Wir machen das Klima. Wir erzeugen Leben im Reagenzglas, wir sorgen durch frühzeitige genetische Selektion dafür, dass in unserem «Menschenpark» keine Erbschäden weitergetragen werden, und mit der Gerätemedizin ist es uns gelungen, auch unser Lebensende hinauszuschieben.

Oder auch ist es seit neuestem gesetzlich erlaubt, unseren Todeszeitpunkt selbständig zu bestimmen und dafür die benötigte Hilfe einzufordern.

Die Schweiz ist berühmt für ihre liberale Freitodpraxis. Sie ist dafür so berühmt wie für ihre Toblerone. Wer möchte, kann in die Schweiz fahren und sich für viel Geld nach einigen Vorgesprächen umbringen lassen. Tatsächlich ist «Going to Switzerland» mittlerweile die Umschreibung für Selbstmord. Auch Jacqueline hat eine Vertrauensärztin in der Schweiz, die ihr helfen würde. Ein psychologisches Gutachten bescheinigt ihr in ihrem Todeswunsch geistige Gesundheit.

Doch auch in Deutschland wurde das Verbot der Sterbehilfe gekippt. Ich bin dagegen. Jacqueline wirft mir Dogmatismus vor. Ja, ich halte Dogmen für wichtig. Sie sind, wie mein Idol Chesterton ausführte, der Schutz einer Wahrheit, die unter Beschuss geraten ist. Dass die Natur Mann und Frau hervorbringt, ist ein Dogma. Auch dass die Menschenwürde unantastbar ist. Zunehmend werden wir zu Herren über Leben und Tod.

Unsere Lebensdauer hat sich verlängert, doch sind wir nie vorbereitet auf das Ende. Als mein väterlicher Freund Hellmuth Karasek, dieser geniessende und alle anderen an seinem Lebensgenuss teilnehmenden Prachtmensch, ein paar Tage vor seinem Tod noch einmal seinen Freund Jürgen Flimm empfing, rief er: «Jürgen, ich sterbe.»

Und er klang, wie Flimm berichtete – überrascht.

Für einen wie Hellmuth wäre ein freiwilliger Abschied vom Leben nicht in Frage gekommen, es bot ihm einfach zu viel.

Für uns Christen kommt der Selbstmord nicht in Frage, er fällt unter das fünfte Gebot, das da lautet: «Du sollst nicht töten.» Auch Selbstmord ist Mord. Selbstmord ist ein Tabu. Uns ist das Leben vom Schöpfer geschenkt; es wäre undenkbar, es ihm vor die Füße zu werfen.

Jacqueline sieht es anders. Sie verklärt ihren Freitod zur Heldentat.

Aber ist dieser Tod wirklich frei?

### Suche nach Ruhm

Jacqueline suchte den Streit der Ideen, in unserem Fall einen Streit auf Leben und Tod.

Ihrer Meinung nach soll der Suizid keine letzte verzweifelte Tat als Ausweg aus einer unerträglichen Qual sein, sondern der klare, selbstbestimmte Abschluss eines reichen Lebens. In ihrem Blog zitiert sie Henry de Montherlant (der sich im Alter von 77 Jahren durch einen Schuss

in den Hals das Leben nahm) mit den Worten: «Das Leben hat nur einen Sinn: glücklich zu sein. Wenn das Leben nicht gleichbedeutend mit Glück ist, kann man auch nicht leben.»

Natürlich protestiere ich da, denn das ist wohl die dümmste Devise, die ich je gehört habe. Jeder, der nicht glücklich ist, sollte sich umbringen?

Blaise Pascal, der sein Leben lang mit quälenden Kopfschmerzen zubrachte, hätte weder die Rechenmaschine erfinden noch seine «Pensées» zu Papier bringen können, diese kurzen geistreichen Notizen auf Zetteln, die zu einem

*Jeder, der nicht glücklich ist,  
sollte sich umbringen?  
Das ist wohl die dümmste Devise.*

längeren Essay nicht reichten, denn dazu war unter diesen dröhnenden Schmerzen die Konzentration nicht aufzubringen.

Auch der tragische Nietzsche, der das Wort «Freitod» prägte, brachte sich nicht um, sondern versank in der dunklen Nacht des Wahns. Sein philosophisches Vorbild Schopenhauer hielt das Leben für ein Pendeln zwischen Schmerz und Langeweile, eine Last, die jederzeit abgeworfen werden könne. Umgebracht hat er sich nicht. Im Gegenteil, man konnte ihn noch im hohen Alter mit seinem geliebten Pudel im «Frankfurter Hof» dem Schweinebraten zusprechen sehen.

Mehr noch: Mit seinen späten Notizen, die er «Senilia» nannte, beschrieb er das Altern als Lebenskunst, ja als Zeit der Ernte, der Erfüllung der Existenz. Der Alte genügt sich selbst, ohne die Ablenkungen durch die «Fleischeslust» oder die Suche nach Ruhm, nach der *fama mundi*, er ist am Ende «der geworden, der er ist». Wobei ich glaube, dass sich seine späte Gelassenheit durchaus der Genugtuung verdankt, dass sich die Welt, von der er sich lange verkannt fühlte, vor ihm

und seinem Werk schliesslich verneigte. «Die Komödie meines Ruhms», wie er sie nannte, sie gefiel ihm. Er war prominent geworden.

Doch noch einmal: Glück als Sinn des Lebens? Zu unseren heutigen Bestrebungen, den Schmerz vollständig aus der Welt zu schaffen, bemerkt der französische Philosoph Louis Lavelle: «Wer sich die Fähigkeit zu leiden nimmt, nimmt sich auch die Fähigkeit zur Freude.»

Wer von uns ist nicht durch Phasen der Dunkelheit gegangen? Und da spreche ich aus dem Schlaraffenland unserer Komfortgesellschaft heraus, in der die Depression zur Volkskrankheit wurde. Wie sieht es dagegen mit dem Lebensglück der minderjährigen Minenarbeiter in Peru aus oder der Hungernden im brasilianischen Maranhão oder der Obdachlosen in den Tunneln New Yorks, denen ich auf meinen Reportagen begegnet bin, und wie mit dem meiner wundervollen Freunde, die in Liebe ein autistisches Kind grossziehen und bisweilen durchaus schwere Zeiten durchgemacht haben?

Alle weg, weil sie nicht glücklich sind?

### Philosophen der Lebensmüdigkeit

Gilbert Chesterton, der katholische Genussmensch, nach Ernst Bloch («Das Prinzip Hoffnung») einer der klügsten Menschen, die je gelebt haben, antwortete auf die morbiden Philosophen der Lebensmüdigkeit und ihre Gefolgschaft aus Salonästheten: «Ich habe einem von ihnen angeboten, ihn auf der Stelle zu erschiessen. Er hat abgelehnt.»

Seine Haltung war klar: «Selbstmord ist nicht nur eine Sünde, er ist die Sünde selbst. [ . . . ] Der Mensch, der einen anderen tötet, tötet nur einen; aber der Mensch, der sich selber tötet, tötet alle Menschen; was ihn betrifft, so löscht er das ganze Weltall aus.»

Das alles wollte ich Jacqueline zu bedenken geben, um nicht zu sagen: um die Ohren hauen. Ihre todessüchtige Romantik war mir schwer erträglich, weil ich darin eine grössere und gefährlichere Entgleisung zu erkennen glaube, nämlich die wachsende und alles verschlingende Kultur des Todes, zu der auch die von der grünen deutschen «Familien»-Ministerin geförderte Abtreibungsindustrie zählt.

In den Niederlanden ist das Recht auf assistierte Tötung auf Verlangen und auf Selbsttötung, das sich auf eine neunzigprozentige Zustimmung stützen kann, so weit gelockert, dass mittlerweile von aussen beurteilt werden darf, ob sich ein Leben noch lohnt. Schon 1981 titelte ein ehemaliger Kollege und Freund sarkastisch im *Spiegel*: «Freier Tod für freie Bürger». Vierhundert Mal Beihilfe zum Suizid und tausend Tötungen ohne Verlangen des Patienten in den Niederlanden, das ist die grausame Bilanz gemäss einem WDR-Feature von 2020. Mir fällt dazu nur der Ausruf des dement gewordenen Walter Jens ein, der in einem offenbar lichten Moment aufschreckte und rief: «Nicht totmachen.»



*Gnadenloser Blick in den Spiegel:  
Erinnerungsfotos.*

Noch stemmen sich Gesetzgeber in Deutschland, besonders aber in Frankreich gegen diesen Tabubruch. Allerdings: die Zeiten, sie sind nicht so. Sie stehen auf Sturm und Dambruch.

Mich kotzte unsere Selbstermächtigung an, schrieb ich Jacqueline, ich hielt es mit Reinhold Schneider, der kurz nach dem Zweiten Weltkrieg in einem Essay schrieb: «Der Selbstmord ist das sichere Zeichen der Verwirrung aller Ordnung, die Sünde, die Empörung selbst.»

Sie schrieb zurück: «Gefällt mir immer besser, ich habe gern intelligente Gegner.» Emojis für Küsschen und Herz.

### Typ Riese, aber gutmütig

Na denn. Spielen wir das Lied vom Tod, sagte ich mir, ich kämpfe um dein Leben und du um deinen Tod, mögen die besseren Argumente gewinnen. Sie hat mich beschworen, ein lustiges Buch zu schreiben. Ein lustiges Buch über den Suizid?

Also los. Stellen wir die Kombattanten vor.

Ich bin römisch-katholisch, sie hält die Gottesidee für Humbug.

Alter: Sie ist 78, ich bin zehn Jahre jünger.

Grösse: Ihre kann ich nur schätzen. Sie ist schmal, so um die 1,60 Meter gross, sie könnte ein zwölfjähriges Mädchen sein. Ich dagegen 1,85 Meter, gemessen an ihr: Typ Riese, aber gutmütig.

Kampfgewicht: Meines eindeutig zu viel, um die 110 Kilogramm, vor meiner dreiwöchigen Fastenzeit zu Ostern hin (derzeit 98 kg), sie vielleicht 45 Kilogramm.

In zehn Jahren bin ich so alt wie Jacqueline, wenn alles gutgeht. Im Austausch mit ihr strecke ich meine Fühler aus. Ich will, dass der Nebel, in dem ich herumstochere, sich mit ihrer Todesnähe, in der sie sich eingerichtet hat, ja in die sie sich regelrecht hinüberlehnt, lichtet. Wie ist es, 78 und in Nachbarschaft zum Tod zu sein?

«Ab einem bestimmten Alter», schreibt sie, «ist das Leben nicht mehr Leben, sondern pures Verlängern.»

Hier musste ich an meine Mutter denken. Sie genoss es trotz aller Gebrechen sehr, als Neunzigjährige noch einmal im Kreis ihrer

### *Hat Jacqueline recht? Hätte man ihr, meiner Mutter, diese restlichen zwei Jahre ersparen sollen?*

Söhne und Schwiegertöchter und Enkel zu feiern, ihren Geburtstag, dort draussen im Schlosshotel «Grunewald» mit dem angeschlossenen Park in der Sommersonne.

Ein langer Tag mit Essen und Trinken und Reden, der jüngere Professorenbruder, Spezialist für Erinnerungstechniken, hatte aus ihren Fotoalben den Film ihres Lebens gebastelt, sie genoss sich, auf ihren Stock gestützt wie eine weisshaarige Königin oder Sippenchefin, und zur Mittagsruhe lag sie klein und weiss auf einer grossen gepolsterten Gartenliege unter einer Eiche, ein aufgebahtes altes Mädchen, und hielt ihren Mittagsschlaf, und sie sah aus wie eine versöhnte Tote.

Hier werde ich unsicher. Warum nicht damit genug sein lassen? Wäre das nicht ein schöner Abschied gewesen, einer, von dem auch Jacqueline träumt, ein Dahinscheiden im Kreis ihrer Lieben?

Im Fall meiner Mutter entschied ihr Schöpfer anders, die beiden folgenden Jahre bis zu ihrem Tod, den sie herbeisehnte, waren markiert mit Stürzen und der Umbettung in ein Pflegezimmer, mit Depressionen, tatsächlich eine quälende Zielgerade.

Hat Jacqueline recht? Hätte man ihr, meiner Mutter, diese restlichen zwei Jahre ersparen sollen?

«Jeder Tag enthält das ganze Leben», schrieb der Religionsphilosoph Robert Spaemann.

Sie wollte nicht mehr in diesen letzten Jahren, das hat sie oft gesagt, aber sie hat mit bewundernswerter Langmut auf ihre Stunde gewartet, ihr Gesicht hellte sich auf, wann immer wir sie besuchten, und wer von uns fünf Söhnen hätte von aussen den Wert ihres Lebens bemessen wollen?

Als sie schliesslich spürte, dass es auf das Ende zuing, bereitete sie sich vor. Sie war todernst geworden, ihr sonst verbindliches Lächeln, das zu ihrem zweiten Gesicht geworden war in den Stürmen der Zeit, war gewichen, und etwas Prosaisches nahm Besitz von ihr.

Sie lag in ihrem Bett, ass kaum – und wartete. Meinem jüngeren Bruder, der ihr sagte, dass sie bestimmt in den Himmel komme, beschied sie trocken: «Woher willst 'n das wissen?»

Mir gestand sie, rund eine Woche vor ihrem Tod, sie habe «Angst vor dem Richter», ich konnte mir nicht vorstellen, was der gegen sie vorbringen könnte, gegen diesen katholischen Engel, der fünf Söhne grosszog und mit einem schwierigen Mann klarkam, der kochte, den Kindern vorlas, nachts Pullover strickte und Socken stopfte und bisweilen weinte vor Erschöpfung.

Wenn wir Berge bestiegen, kletterte sie mit, allerdings im geblühten Rock und mit Halbschuhen. Wenn wir unsere Radtouren machten bis in die Niederlande hinein, fuhr sie mit, allerdings hing an ihrem Lenker die Tasche mit den Stullen. Und bei alledem war sie schön wie Ingrid Bergman.

Jacqueline hat drei Söhne in die Welt gesetzt, sie ist vierfache Grossmutter, und natürlich ist sie stolz auf ihre Kinder, doch die scheinen nun keine Rolle mehr zu spielen, nicht in diesen Tagen, in denen sie sich vorbereitet, auf ihre Art.

Sie schickt mir eine Sprachnachricht mit einem Gedicht von Baudelaire, «L'invitation au voyage»: «[...] Mein Kind, meine Schwester, denk an die Verzückerung / Dorthin zu gehn [...] / Dort ist alles nur Ordnung und Schön-



*Eishauch der Einsamkeit:* im Jardin du Luxembourg (o.), auf dem Boulevard vor dem Café «Les Deux Magots».



heit, / Luxus, Ruhe und Wollust [...]» Sie spricht dieses Gedicht mit geradezu sehnsuchtsvoller Abschiedstrauer.

Ich habe nicht mehr viel Zeit für unser Buch mit ihr.

### Luxus und Ruhe

In Paris ist bereits der Frühling ausgebrochen. Da das Taxi vom Flughafen in die Innenstadt über eine Stunde benötigen würde, nehme ich die Bahn. Vororte, Fabrikgelände, Brachen, eine Schwarze, die zugestiegen ist und den Platz mir gegenüber eingenommen hat, weist mich nach einer Weile freundlich, ja mütterlich darauf hin, dass der Reissverschluss zur Aussenseite meines Rollkoffers offen steht.

Sie sieht müde aus, die Lider halb gesenkt, als habe sie eine Nachtschicht hinter sich. Sie trägt eine braune Kunstledertasche bei sich, für Einkäufe, womöglich wird sie ihren Kindern, ihrem Mann noch Essen auf den Tisch stellen. Und ich fahre zu einer mondänen Luxusfrau, die sich umbringen will, weil sie ihre Wohnung im noblen 7. Arrondissement nicht halten kann.

In Les Halles steige ich aus und trete hinaus in den Sonnenglanz der Boulevards, die von den fünfgeschossigen Mietpalästen aus napoleonischer Zeit gerahmt sind, und winke ein Taxi herbei, lasse mich in die Polster fallen und schaue von unten auf die Fassaden. Es ist dieser Trick, den keine Stadt so draufhat wie Paris: dich zu umarmen und gleichzeitig hochmütig auf dich herabzuschauen. So viel Schönheit. Das Seine-Ufer, die Tuileries, der Louvre, der Boulevard Saint-Michel, Saint-Germain, schliesslich die Rue du Bac.

Jacqueline steht schon auf der Strasse vor ihrer riesigen Haustür, sie steht klein und blass und blond im weissen T-Shirt in der hellen Sonne.

Sie tippt eine Zahlenreihe in das Schaltbrett neben dem riesigen hellblauen Tor, sie stemmt sich dagegen, ich helfe ihr, indem ich über sie hinwegreiche und es aufstosse. Es fällt ins Schloss, und dann: Stille. Wir betreten eine andere Welt. In der Mitte des Hofes steht ein exotischer Baum, der von einem peruanischen Hausmeister begossen wird.

Hier: nur Luxus und Ruhe wie in dem Gedicht von Baudelaire. Möglicherweise putzt die Schwarze aus der Vorortbahn in Häusern wie diesem. In royalistischen Zeiten lagen links und rechts Pferdeställe, längst sind sie zu mondänen Wohnlandschaften ausgebaut und zu ganz sicher unerschwinglichen Preisen vermietet oder verkauft.

Herrschaftliches Entrée, Parkett, rechts ein grosses Wohnzimmer, links die Schlafzimmern und die Küche. Ein Tisch in der Eingangshalle, darauf ausgebreitet Illustrierte und Architektur-Journale mit Berichten über ihren erfolgreichen



Lieblingslokal: im Quartier Saint-Germain-des-Prés.

jüngsten Sohn, Maximilian, der auf Bali lebt und zu dessen Klienten mittlerweile Hollywoodstars wie Richard Gere gehören.

Im Wohnzimmer ein niedriger Tisch aus Treibholz mit Büchern, akkurat ausgebreitet. Obenauf, als Blickfang für mich, eines mit dem Titel «Gott». Es handelt sich nicht um ein Gebetbuch, sondern um das jüngste Theaterstück

### *Herrschaftliches Entrée, Parkett, rechts ein grosses Wohnzimmer, links die Schlafzimmern und die Küche.*

von Ferdinand von Schirach, das die Frage der Sterbehilfe verhandelt. Ein Gerichts-drama. Und mit dem Instinkt eines Jesuitenschülers hat Schirach das Problem des Selbstmordes auf den metaphysischen Punkt gebracht: Gott.

«Ich habe Saft, Wodka, Wasser – was willst du?», fragt Jacqueline, nachdem sie mir mein Schlafzimmer und die Toilette gezeigt hat, «für Wodka ist es wahrscheinlich noch zu früh.»

«Ach, für Wodka ist es nie zu früh», witzelte ich und entscheide mich für Wasser, das bekannter-massen *wodka* heisst, Wässerchen.

«An die Arbeit!»

### Schlendern mit offenem Hemdkragen

Sie will reden, will ihre Geschichte erzählen, ihr Plädoyer halten, vielleicht eine Verteidigungsrede. Seit sie in den siebziger Jahren auf ein Buch über den Freitod gestossen ist, ist sie von der Idee des selbstbestimmten Lebensendes besessen. «Das Leben geniessen und sich dann verabschieden, so haben die Stoiker in der Antike gedacht.»

«Moment, wegen eines Buches bist du zur Selbstmord-Aktivistin geworden?»

Nein, natürlich nicht, der Grund dafür lag weit zurück in der Kindheit. Sie war sechs Jahre alt,

als ihre Mutter ihr vom schrecklichen Ende der Grossmutter erzählte. Die hatte Krebs und litt, und in Stalins Russland, wo die Familie lebte, gab es keine Schmerzmittel, so bat sie ihren Mann, sie zu töten. Er versuchte, seine geliebte Frau mit dem Kissen zu ersticken. Der Versuch misslang. Möglicherweise war die Kraft, die ihr im Überlebenswillen zuschoss, zu gross. Sie starb zwei Jahre später.

Was für eine Familiengeschichte: Der eine Grossvater arbeitete noch für den Zaren, der andere war überzeugter Kommunist. «Natürlich waren sie einander spinnefeind.» Jacqueline lächelt. «Mein Grossvater war Professor an der Moskauer Universität. Seine Frau liess ihn schwören, bevor sie starb, dass er mit der kleinen Galia Russland verlassen würde.»

Er setzte sich mit Jacquelines Mutter in einen Zug nach Wladiwostok, ihr Fluchtziel war China, über die Mandschurei. Sie hatten nichts bei sich ausser der Aktentasche, die ihr Vater trug, als ob er zur Arbeit führe, das Kind nur einen Schulranzen, um den Hals ein Foto seiner Mutter.

«Sie haben in einem Dreckloch, das sich Hotel nannte, zwei Wochen verbracht, bevor sie einen Schlepper fanden, der sie zu Fuss durch die Mandschurei führte. [...]» Als sie endlich angekommen waren, hat der Schlepper die ganze Gruppe an die Sowjets verraten. Nur nicht den Grossvater und seine Tochter. Während der acht Tage, die sie gingen, unterhielt sich der Grossvater mit dem Schlepper und erklärte ihm den Sternenhimmel.

«Meine Mutter hat mir ihre Wehmut weitergegeben. Ich habe niemals aus vollem Halse lachen können. Selbst als ich glücklich war, immer war da diese undefinierbare Traurigkeit, die mein Glück überschattet. Heute bin ich eher heiter, weil das Ende naht. Ich muss weder für mein Überleben kämpfen noch für das Überleben meiner Kinder.»

Tatsächlich macht mir Jacqueline in diesem Moment einen gelösten Eindruck. Sie scheint ihren Tod herbeizusehnen wie den Moment, in dem sie eine Last abschüttelt. Die Last des Lebens. Gleichzeitig scheint sie es zu geniessen, dieses Leben. Sie hat, auf meine Einladung hin, einen Tisch in ihrem Lieblingslokal reserviert im angrenzenden Viertel Saint-Germain und schlägt vor, auf dem Weg dorthin ihre Lieblingskirche Saint-Thomas-d'Aquin zu besuchen.

Wir gehen durch diesen Frühlingsabend, an dem die Stadt beginnt, ihr Tempo zu ändern: Sie schlendert, mit offenem Hemdkragen. Die blaue Stunde für Liebespaare. Wir beide müssen merkwürdig aussehen. Oder frivol. Ein grosser, kräftiger Mann mit einem zarten alten Fräulein



«Die Flamingo gibt es längst nicht mehr»: Rilke-Karussell im Jardin du Luxembourg.

an der Seite. Allerdings halten wir nicht Händchen, sondern rezitieren Gedichte. Jacqueline beginnt mit einem wehmütigen von Verlaine. Ich antworte mit den Verzückerungsrufen der «Sonette an Orpheus», um sie ins Leben zu reisen. «Da stieg ein Baum! O reine Übersteigung! O Orpheus singt! O hoher Baum im Ohr [...]» Sie nickt, lächelt.

In der Boutique Karl Lagerfeld wird an der Dekoration gearbeitet. Kioske mit Blumen sind geöffnet. Am Nordende eines runden Platzes die Kirche aus der Zeit des Absolutismus. War einst

### Schmale, mit Bast bespannte Kaffeehaus-Stühle. Jacqueline setzt sich. Woran mag sie denken?

ein Dominikanerkloster. Andachtsdunkel, Stühle statt Bänke. Dem Altar haben die Baumeister ein Proszenium mit einem gerafften marmornen Vorhang vorangesetzt, eine wahre Bühne für das Allerheiligste. Dahinter steigen Gesänge auf, offenbar findet eine Andacht hinter dem Hochaltar statt.

Schmale, mit Bast bespannte Kaffeehaus-Stühle. Jacqueline setzt sich und lauscht den Gesängen. Woran mag sie denken?

Lässt sie sich hinauftragen zu dem Strahlenkranz in der Kuppel über dem Altar mit den hebräischen Schriftzeichen für Jahwe, umrahmt von goldenen Putti, die sie wie ein goldener Mückenschwarm umgeben?

Ich bete ein Vaterunser, «dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auch auf Erden», wir machen uns auf den Weg.

Zartes Grün an den Bäumen, die Lichter der Cafés strahlen aufs Trottoir, vor dem «Deux Magots», in dem einst Hemingways Meute im «Fest fürs Leben» lärmte, sitzen entspannte Menschen hinter ihrem roten Aperol und plau-

dern. Der Glanz schimmert auf den Pflastern, zartgelb unter dem Lindgrün, die Place Saint-Germain-des-Prés sieht so herrlich aus wie in Woody Allens «Midnight in Paris», dieser grossen und beschwingten Geisterbeschwörung. Ist es nicht verrückt, das reale Paris mit seiner Kino-version zu loben?

### Geldleute und Models

Gegenüber der Kirche Saint-Germain-des-Prés, die nach dem Mönch Germanus benannt ist, liegt unser Restaurant «La Société». Erster Eindruck: Orpheus in der Unterwelt. Schwarze Stühle, Tropenholzparkett, schwarze Tische. Die Kellnerinnen der «Société» sind berühmt für ihre Schönheit. Sie tragen enge schwarze Röcke, schwarze Tops mit verrutschenden Trägerchen, und als mir eine schwarzlockige Schöne die Speisekarte reicht, bewundere ich die tätowierte Schlange, die sich auf ihrem nackten Arm in Richtung Hals windet.

Geldleute und Models an den Tischen, die Musik ist laut, ich erwarte, dass sich zum Aperitif das Parkett zur Seite zieht und den Blick freigibt auf eine rot blakende, glühende Hölle, auf schwitzende nackte Leiber und goldene Saxofone. Wir ertrinken in hämmernden Bässen und Schlagzeug, das Restaurant gilt als eine der angesagtesten Jazzbars in Paris. «Ich komme hier normalerweise mittags her», sagt Jacqueline entschuldigend, «die Musik ist sehr laut, nicht wahr?»

Jacquelines Stammplatz ist gleich hinter dem Eingang rechts, gegenüber der Garderobe. Von hier aus hat sie die ganze Lokalität im Blick, auf das Kommen und Gehen, das Schauspiel der Geselligkeit, ihr Platz ist einer für Einsame. Wir bestellen unsere Aperols und später die Jakobsmuscheln. Bei mir kommen noch ein Trüffelrisotto und ein Tatar dazu, ich esse gerne. Viel.

Bei dem Lärm ist Verständigung kaum möglich, deshalb sind wir erleichtert, als wir nach dem Essen das Restaurant verlassen können.

Wir schlendern zurück zur Rue du Bac, und in der Wohnung angekommen, erläutert sie mir einige der Fotos, die als Screensaver über ihren Bildschirm gleiten. Was für ein Sternenschweif des Lebensglücks, denn selbstverständlich werden nur die schönen Momente archiviert. Sie mit ihren Söhnen, ihren Enkeln, Paris-Impressionen, ihr Haus.

Sie macht einen erschöpften Eindruck, und ich ziehe mich zurück mit Ferdinand von Schirachs «Gott». Ihn mag sie eigentlich nicht. Sie hält ihn für einen Schwätzer, gleichzeitig trivial und geltungssüchtig mit seiner von ihm formulierten EU-Grundrechtecharta «Jeder Mensch», zum Beispiel dem auf eine einklagbare gesunde Umwelt oder dem, von Politikern nicht belogen zu werden.

«Aber dieses Buch ist gut.»

Es ist ein Theaterstück, ein grosser Erfolg auf deutschen Bühnen. In «Gott» führt von Schirach eine öffentliche Sitzung des Ethikrats auf. Verhandelt wird der Fall des lebensmüden Richard Gärtner, mit 78 Jahren genauso alt wie Jacqueline, der völlig gesund ist, aber sterben möchte und um ärztliche Hilfe bittet, sich zu töten. Er will Phenobarbital, ein Mittel, mit dem man Pferde einschläfert, jeder Tierarzt verfügt darüber.

Vertreten wird Gärtner von dem Anwalt Biegler, der den Fall seines Mandanten äusserst smart und beweglich vertritt, ein *courtroom*-Drama, in dem er glänzt, manchmal so selbstherrlich und provokant, dass der Vorsitzende ihn mehrmals zur Ordnung rufen muss.

Ohne Zweifel hat sich der Autor hier selbst porträtiert, und er argumentiert derart souverän, dass er in der anschliessenden Abstimmung durch das Publikum in der Regel mit 70 zu 30 Prozent Zustimmung rechnen kann. «Wir glauben», so argumentiert er in seinem Schlussplädoyer, «an alles Mögliche heutzutage, an Gott oder Buddha oder das Spaghettimonster», aber eines sei doch klar: «Wir können nie endgültig wissen, was richtig und was falsch ist.»

Zunächst stört mich die Gleichsetzung von Gott und Spaghettimonster gewaltig. Der Glaube an ein Spaghettimonster, meine ich, hätte wohl kaum Kunstwerke wie die Sixtinische Kapelle oder Mozarts «Requiem» oder überhaupt das mittelalterliche Bildungswesen hervorgebracht – und nicht diese unstillbare Sehnsucht nach dem, «was allen in die Kindheit schien und worin noch niemand war: Heimat», wie der Marxist Ernst Bloch sein «Prinzip Hoffnung» metaphysisch beschliesst.

Darüber hinaus aber und ganz besonders stört mich der Werte-Relativismus. Nach meinem Dafürhalten gibt es absolute Urteile. Zum Beispiel, dass Töten eine Sünde ist. Dass das Leben wertvoll ist. Dass die Würde des Menschen



unantastbar ist, eben weil wir alle Geschöpfe Gottes sind, ob weiss oder schwarz oder gelb, ob Mann oder Frau.

Wir sind soziale Wesen. Dem im Stück auftretenden Bischof gewährt Schirach ein sehr wichtiges Argument. Er sagt, dass es seit Urzeiten in der Natur des Menschen liege, dem Nächsten, also meist dem Familienangehörigen, nicht zum Tod zu verhelfen, sondern ihm in den Arm zu fallen, sollte er sich umzubringen versuchen, lange vor allen Gesetzen.

In einem Naturgesetz, das wie einige andere heute in Vergessenheit geraten ist.

Ich will der traurig-entschlossenen Jacqueline als fiktives Familienmitglied in den Arm fallen, wenn sie sich Gewalt antun will.

### Schleier aus Illusionen?

Am nächsten sonnigen Vormittag weckt mich der Lärm der benachbarten Schule, typisches Pausengerangel, Rufe und Geschubse und Gelächter, das Leben grüsst, die Jugend meldet sich zur Stelle. An diesem Morgen klingt es wie Musik, nicht zu vergessen, schliesslich war ich am Abend zuvor in der Unterwelt.

Jacqueline sitzt bei geöffneter Tür in ihrem Schlafzimmer mit angezogenen Beinen unter ihrer Bettdecke. «Komm ruhig rein, die Dusche ist dort hinten.»

«Wie hast du geschlafen?», frage ich.

«Gut.»

«Hast du geträumt?»

Sie schüttelt den Kopf. Aber sie lächelt.

Treff im Wohnzimmer, und sie hat gute Nachrichten. Ihr Vermieter hat ihr geschrieben, dass sie nun doch nicht, anders als zuvor angekündigt, zwei Monatsmieten im Voraus zu leisten habe.

«Das ist wunderbar», sagt sie mir im Wohnzimmer, «nun bin ich nicht gezwungen zu gehen. Wenn ich es tue, dann aus freiem Entschluss. Nicht wie ein Tier, das auf der Jagd von den Hunden in eine Ecke gehetzt wurde.» Dramatisches Bild.

«Ist doch prima, dann brauchst du dich doch gar nicht mehr umzubringen», sage ich so munter wie möglich, «lass uns frühstücken.»

Wir verlassen die Wohnung, in der trotz ihrer Schönheit in bedrückender Weise die Finsternis wächst, und treten hinaus in den Sonnenschein und finden unser Café in der nächsten Querstrasse. Croissants mit Schinken, O-Saft, die gekochten Eier sind exakt so weich, wie sie sein sollten, wie schön das Leben sein kann!

Beste Bedingungen, um ihr die fixe Idee zum Selbstmord auszureden. Schliesslich dient mein Besuch nicht nur einer Zeugenschaft, sondern auch einem Wettkampf. Zunächst das Leben einer Freundin zu retten. Und weiterhin die

Chefin eines bedeutenden Selbstmordbetriebs dadurch zu besiegen, dass sie dem Leben Vorrang vor dem Tod gibt.

«Wenn dir das Geld ausgeht, kannst du dich doch immer noch auf deine Kinder verlassen», sage ich über meinem Cappuccino.

«Kommt gar nicht in Frage, ich will ihnen nicht zur Last fallen.»

Das kommt heftig. Womöglich, denke ich mir, sind die islamischen Grossfamilien mit ihrer ganz selbstverständlichen Sorge füreinander doch humaner?

Wird unser Wert nur noch nach unserer Nützlichkeit bemessen? Dann hätte Peter Singer recht, der meint, ein ausgewachsenes Schwein habe einen grösseren Wert als ein menschliches Baby. Wenn Nützlichkeit das Kriterium für unser Lebensrecht wäre, dann hätten die Verfechter des Freitodes recht. Auch die Euthanasie-Aktivisten der Jahrhundert-

### *Croissants mit Schinken, O-Saft, gekochte Eier, wie schön das Leben sein kann!*

wende – darunter Roosevelt, Churchill, ja die *New York Times* – sprachen ungeniert über das «Ausmustern» von nicht nützlichen Geisteskranken, zum Beispiel durch Sterilisationen, sie sprachen von Rasse und Aufzucht und Eugenik.

Dass wir uns zu einer Gesellschaft entwickeln, in denen Menschen nur noch nach dem Grad ihrer Nützlichkeit bewertet werden, ist ein Albtraum.

Ich schlage einen Spaziergang vor. Die Tuilerien mit dem Louvre sind nicht weit, etwa so weit wie der Jardin du Luxembourg. Ich wähle den Letzteren, schon um Rilkes Flamingo zu bewundern, über die er so unvergleichlich gedichtet hat, besonders mit dem letzten und



«Heroismus»: Bar «Joséphine» im Hotel «Lutetia».

preziösesten aller Reime, in dem das «Imaginäre» auf die «Voliere» folgt, das muss ihm unser Durs Grünbein erst mal nachmachen.

«Die Flamingos gibt es längst nicht mehr», sagt Jacqueline. «Dafür aber einen Ententeich.» Nun, das Leben besteht aus Kompromissen. Wir machen uns auf den Weg.

Wie mag Jacqueline die Welt wahrnehmen, jetzt, da sie sich auf den Abschied vorbereitet? Was ist die Welt für sie? Ein Kunstgebilde, eine Täuschung, ein Schleier aus Illusionen? Wie ein Gedicht? Wir überqueren einen Boulevard und lassen uns mit den Passanten treiben, und mir fällt die Schlussstrophe von Franz Werfels «Ballade von Wahn und Tod» ein, auch eines der grossartigen Gedichte aus Kurt Pinthus' legendärer Expressionismus-Sammlung «Menschheitsdämmerung».

Im Strom der Passanten also diese Zeilen:

«Ich ging, wie Tote gehn,

Ein abgeschiedner Geist, verwaist und unge-sehn.

Ich schwebte fern und kühl durch Heimkehr und Gewühl,

Sah Kinder rennen und sah Bettler stehn.

Ein Buckliger hielt sich den Bauch, und eine Greisin schwang den Stock und schrie.

Leicht eine Dame lächelte. Ein Mädchen küsste sich die Hand [...]

Und ich verstand, was sie verband, und schritt durch ihre Alchimie.»

### Durch knospende Bäume

War das ihre Sicht der Dinge? Das Leben ein Traum? Ein unsichtbares Band zwischen den Menschen und sie davon ausgeschlossen?

Ich mag Werfel. Nicht zuletzt, weil er Brecht und andere Emigranten in Hollywood auf einer Party mit dem Bekenntnis schockierte, dass er sich hatte katholisch taufen lassen.

Jacqueline läuft rasch. Bis vor kurzem noch hatte sie einen Coach, der sie fit hielt, der mit ihr wanderte, Berge bestieg, der mit ihr verreiste und einen Gleitschirm-Tandemflug mit ihr unternahm, da war sie 76. «Wenn du das hinter dir hast, hast du keine Angst mehr vor dem Tod.» Zum ersten Mal spricht sie über diese Angst.

Noch blass die Gesichter in der Frühlingssonne im Jardin du Luxembourg, und gleich hinter dem Eingang rechts dreht sich Rilkes «Karussell» mit seinem Dach und seinem Schatten, grün gestrichen und mit bunten Pferden, «alle aus dem Land, das lange zögert, eh' es untergeht. Ein böser roter Löwe geht mit ihnen», jetzt stimmt Jacqueline mit ein: «und dann und wann ein weisser Elefant»; und ja, obwohl das Gedicht von 1906 stammt, den weissen Elefanten gibt es immer noch, und eine Fahrt kostet zwei Euro, und auf der Bank davor sitzt eine Mutter, die ihren Spröss-

ling im Blick hat, der selig aus einer roten Kutsche winkt.

Ein weisser Kiesweg führt an Kiosken vorbei, durch die knospenden Bäume weit hinten schiebt sich die Kuppel des Panthéon in den zartblauen Himmel. Rentnerpaare sitzen auf den Bänken. Mädchen auf gusseisernen Stühlen, sie halten ihre Gesichter in die Sonne oder beugen sich mit schneeweissen Hälsen über Schulhefte, und alles an diesem Tag jubelt Neuanfang und Leben – und Liebe.

Wir ziehen zwei freie Stühle zusammen, Jacqueline erzählt von der Liebe und damit von Verlusten. Ihren Coach Marco, einen Armenier, mit dem sie Italien bereist hat, nennt sie einen «Schuft». Sie hat ihn ausgehalten, und sie hat ihn gemocht; dass er verheiratet ist und zwei Kinder hat, hat sie beide nicht gestört – es war ein Arrangement. Aber wenn sie könnte, würde sie wieder mit ihrem Mann zusammen sein. «Er war so grosszügig, und ich war sicher manchmal schwer zu

### Ihr Held in diesen letzten Stunden in meiner Gegenwart ist Cyrano de Bergerac.

ertragen.» Da war die Affäre, die sie in Venezuela ausgelebt hatte, mit einem Botschaftsangeestellten, das verzeiht sie sich nicht.

Als ihr Mann sah, dass sie mit ihrer Eskapade die Familie zu sprengen drohte und die Kinder verstörte, sorgte er dafür, dass der verliebte Attaché versetzt wurde. Und zwar an die Botschaft in Teheran. Ich lache. «Strafe muss sein.»

Ihren ersten Ehemann nennt sie einen Missgriff, er ist im Rückblick nicht der Rede wert, ausser dass er der Vater ihres ältesten Sohnes ist. Der lebt in Paris, aber seit er mit dieser vernobten Marokkanerin verheiratet ist, gibt es kaum noch Kontakt.

Wie traurig das alles ist. Wie sehr sich das alles in einem Wort zusammenfassen lässt: Einsamkeit. Immer mehr Menschen auf diesem Planeten und, zumindest im Westen, immer mehr Einsame. In Grossbritannien gibt es mittlerweile ein Ministerium für Einsamkeit. Ich bin der festen Meinung, dass Jacquelines Lebenslicht im Eishauch der Einsamkeit flackert. Ihr Selbstmordwunsch ist Ausdruck extremer Verlassenheit. Und wie sie Gesellschaft geniesst und nicht vergisst, mir Tipps für Leben zu geben. «Abnehmen», befiehlt sie mir.

Unter einer Kastanie trainiert ein Boxer mit seinem Coach, er prügelt Haken auf dessen gepolsterte Handteller, links, rechts, links, rechts.

Auf dem Heimweg nehmen wir eine andere Route, weil mir Jacqueline einen Ort



«Last des Lebens»: in der Saint-Sulpice-Kirche.

zeigen will, der für sie in den letzten Jahren von Bedeutung war: das Hotel «Lutetia», das erste Jugendstilhotel in Paris mit seiner wunderschön schwingenden Fassade, die von Paul Belmondo, dem Vater des jüngst verstorbenen Kinostars, gestaltet wurde.

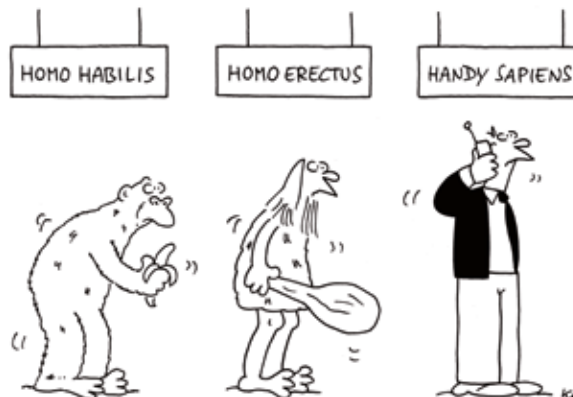
Nach der Okkupation durch die Deutschen 1940 hatte die SS hier ihr Hauptquartier aufgeschlagen, vorher diente es der Résistance als Treffpunkt.

Und in den letzten Jahren war es Treffpunkt für die zierliche Jacqueline, die mir sagt, dass sie Jüdin ist, und die hier in der Art-déco-Bar sass mit Blick auf eine glühende Batterie von Likörf Flaschen in Blau und Rot und Grün. «Beluga-Wodka» hiess ihr Rezept gegen die Einsamkeit.

#### «Blaue Schwelle Gottes»

Am nächsten Tag, dem meiner Abreise, nehmen wir ihre Abschiedsbotschaft für die Familie auf. Die kühle Beiläufigkeit, mit der sie die Worte spricht, steht in fast unerträglichem Kontrast zu deren Gewicht – sie gibt sich offenbar Mühe, erst gar keine Gefühle aufkommen zu lassen.

«Der Moment ist gekommen, ich muss nun gehen. Ich wollte euch nicht anrufen, weil ich euch und mir die Tränen ersparen wollte[...]



die Welt wird immer unsicherer; Max, du solltest tatsächlich versuchen, nach Costa Rica zu gehen [...] ich bin nun nicht mehr eure schützende und sorgende Mutter, sondern eine alte Frau, die selber beschützt werden muss, und ich möchte euch die Verantwortung ersparen, auf mich aufzupassen [...]

Sie spricht mit wundersamer Beherrschtheit: «[...] wenn ich meine Augen schliesse, werde ich an euch denken, ich trage euch in mir und in meiner Seele [...]» Dass sie, die Nüchterne, als letztes ihrer Worte tatsächlich Seele wählt, überraschte mich dann doch. Nicht, weil ich gezweifelt hätte, dass sie eine Seele hat, sondern weil sie es ausspricht.

Ihr Held in diesen letzten Stunden in meiner Gegenwart ist Cyrano de Bergerac, der von Gérard Depardieu gespielt wird in dem gleichnamigen Film. Die Sterbeszene hat es ihr angetan, sie führt sie

mir auf ihrem Handy vor, in ihr ist Depardieu zu Tode verwundet und bereit für einen letzten heroisch-poetischen Kampf. Ein letztes Mal hebt er den Degen gegen seine «alten Feinde [...] gegen die Falschheit, den Kompromiss, die Feigheit; und wenn ich die blaue Schwelle Gottes dort oben betrete, wische ich sie mit etwas wie einem makellosen Diamanten [...] mit meiner panache [...]» Mit ihrem Schneid also möchte sie ihren Schöpfer beeindrucken.

Das Taxi kommt. Unten auf der Strasse umarmen wir uns. Ihre zarten Wirbel unter meinen Händen. Sie hat tatsächlich schöne blaue Augen. Ich spüre ihre Entschlossenheit. Klein und immer kleiner werdend, winkt sie mir Lebewohl. Mir bricht das Herz.

An der Metro-Station Les Halles steige ich wieder in die Unterwelt, wo auch in Paris der Maskenzwang herrscht, und ich sehe, wie mir ganze Armeen von maskierten Männern auf den Rolltreppen und Laufbändern entgegenströmen. Die Maschinenmenschen der Zukunft.

Sie tragen alle Schwarz.

Wir telefonieren am nächsten Tag, sie verbittet sich meine Einmischung, am übernächsten nimmt sie nicht mehr ab. Ein Tag später erscheint auf der Website von *Le Temps* ihr letzter Blog, mit einer Art Manifest, einem Aufruf zur Freigabe des assistierten Selbstmordes. Sie wollte ihn losschicken, nachdem sie das Glas mit dem Natrium-Pentobarbital ausgetrunken hatte. Ihr Eintrag trägt die Uhrzeit «21 h 15».

Abertausende reagieren auf ihre letzte Botschaft, zustimmend und mit Bewunderung für ihren «Heroismus». Ihr Ehemann Jürgen spricht anerkennend über den «Mut meiner kleinen Jacqueline» und lädt mich auf einen Schnaps ein.

Ich habe verloren.

Aber hat sie gewonnen?

# LITERATUR UND KUNST

Herausgegeben von Daniel Weber

Ich bin froh, dass es  
zwischen den Menschen  
so ist wie immer, sie  
streiten sich, sie lieben sich,  
sie verzeihen einander.  
*Sylvie-Sophie Schindler,*  
Seite 92



*Phasen der Euphorie, des Gelingens und Phasen der Apathie, der gefühlten Ausweglosigkeit, der Sinnlosigkeit.*

**Wolfgang Paalen, Genie der Spezies, 1938** – Vor sechs Millionen Jahren im fernen Tschat began eine Geschichte ohne Happy End: jene des Menschen. Was auch immer er tun mag, wie sehr er sich noch moduliert, um der Unsterblichkeit näherzukommen, er wird sterben, aussterben. Nicht heute, nicht morgen, vielleicht am 24. September 2182, wenn der Asteroid Bennu der Erde sehr nahe kommt und eine Kollisionswahrscheinlichkeit bei 1 zu 2700 liegt, vielleicht schon früher, weil seine Gier grösser ist als seine Vernunft. Mit Sicherheit aber in fünf bis sieben Milliarden Jahren, wenn unsere Sonne sich aufbläht und uns verschlingt.

Es wird eine Geschichte sein wie das Leben von Wolfgang Paalen (1905–1959), eine, die stets unter bipolaren Störungen litt. Da waren Phasen der Euphorie, des Antriebes, des Gelingens, des fraglosen Optimismus, des Schöpfens, des Leichtsinns, und da waren Phasen der Apathie, der gefühlten Ausweglosigkeit, der Sinnlosigkeit. Nur selten, so scheint es in dieser Geschichte der Menschwerdung, war da Balance und Ausgewogenheit, waren Zeiten, in denen die Fähigkeit der Mässigung und das Genie des Menschen seinem Wahnsinn Paroli bieten konnten.

Paalen lebte lange in Schlössern, sorglos, er bereiste die Welt und ihre grossen Städte, eine rei-

che Sättigung war ihm selbstverständlich, der Boden, auf dem er durch das Leben schritt, war fruchtbar, lange, dann fiel die Welt auseinander. Börsencrash, Depression, Krieg, Massensterben, das Surreale wurde zum Realen. Paalen flüchtete nach Mexiko, wo der Krieg nicht mehr zu hören und zu sehen war. Er war nicht mehr reich, arm auch nicht, er war in Balance; er kreiste ausgewogen als kleines Genie seiner Art um sich selbst, schuf manchmal Schrott, oft aber Grosses und ab und an gar Grossartiges. Und dann, das ist die Geschichte des Menschen und der Menschheit, fiel er aus der Umlaufbahn, tiefer als sonst, endgültig, und erschoss sich. *Michael Bahnerth*

# Prinzessinnenfarbe

Erinnerungen an Julika.

Sylvie-Sophie Schindler

Ob ich wüsste, wo es zur Fasanenstrasse gehe, können Sie mir das sagen, junges Fräulein, so nennt er mich, als käme er aus einer anderen Zeit, aber er schwitzt, wie alle schwitzen in diesen Tagen, und ich nicke und deute, und ich habe Durst. Die Sonne scheint, so als wolle sie den Himmel nie mehr verlassen, doch ich brauche keine Nacht mehr; ich trage sie seit drei Monaten und einundzwanzig Tagen in mir.

Die Getränkeflaschen hinter der Glasscheibe sind sortiert, sie stehen in der Külschränkkälte, in Reih und Glied, daneben liegen Schokoriegel, gegenüber Zeitschriften, alles hat seinen Platz, aber es gibt kein Regal, um mich einzuordnen, und vielleicht sieht mich die kaugummikauende Frau hinter der Kasse deshalb so leidenschaftslos an. Mir gefällt ihr grellgrüner Lidschatten.

Ich greife nach einer Tüte Gummibärchen, ein Euro neunundsiebzig, Julika liebte Gummibärchen, aber nur die gelben, weil die, wie sie sagte, aus Gold seien, das sei die Farbe für Prinzessinnen; und Julika liebte den Schnee und das Sterntalermädchen, und wenn ich mit ihr unterwegs war, entdeckte sie auf dem Boden oft Haarspangen, die andere Mädchen verloren hatten. Die U-Bahn kommt, als ich die Treppen hinuntergehe, sie ist fast leer. Ein alter Mann



sitzt über mehrere Plastiktüten gebeugt, es scheint, als schliefe er.

Sie stapfte in mein Leben. Sie, die sonst rennt, rast, klettert, springt, hüpf, tanzt, wirbelt, konnte sich kaum bewegen in dem Anorak und der Schneehose, die wattierten Arme standen von ihrem Oberkörper ab, und dadurch sah sie aus wie die Menschen, die Kinder oft zeichnen, deren Arme wie seitlich angeklebt wirken. Ihre Mütze, ich glaube, sie war rosa

mit glitzernden Sternen, ragte bis zur Nasenwurzel. Ich beugte mich zu ihr herunter, um ihr besser in die Augen schauen zu können. Grüne Augen. Kullergrün. Mir schien, als hätte sie schon mehr gesehen als ich, uns trennten dreiunddreissig Jahre.

Hallo, sagte ich, ich bin die Marie. Weiss ich, antwortete sie. Ihr war anzumerken, dass sie überlegte, was sie von mir halten sollte. Bestimmt runzelte sie unter der Mütze die Stirn. Guck mal, sagte sie nach einer Weile, guck, sie lächelte, ich hab Handschuhe mit Blumen.

## Was macht eigentlich der Gott?

Eine Frau und ein Mann. Sie brüllt, er auch. Als ich an ihnen vorbeigehe, wirft sie ihre Handtasche auf den Boden, und ich bin froh, dass es zwischen den Menschen so ist wie immer, sie streiten sich, sie lieben sich, sie verzeihen einander. Die Fussgängerampel schaltet auf Grün, immer noch keine Wolke am Himmel, keine einzige.

Was macht eigentlich der Gott, fragte Julika eines Abends, als wir nach ihrer Schlafanzug-hose suchten. Weil ich auf ein Gespräch über Gott nicht vorbereitet war, antwortete ich ihr so, wie meine Oma mir immer geantwortet hatte. Der Gott liebt die Menschen, sagte ich. Mich auch, fragte sie. Dich auch, sagte ich. Julika sah mich forschend an. Dann wühlte sie weiter zwischen den Kissen.

Die Friedhofsmauer ist mit Efeu berankt. Und wenn er weiter wuchern würde und wuchern, wäre es irgendwann wie bei Dornröschen, und nach hundert Jahren wacht Dorn-



Erst durch Julika erkannte ich, dass ich

röschen wieder auf; Julika nicht, obwohl ich immer noch weiss, wie sie atmet, und wenn sie ganz nahe an mein Ohr kam, wurde es davon warm. Das Tor ist golden, die Farbe für Prinzessinnen, ich könnte durchgehen wie der Mann mit der Aktentasche und die Frau, die sich

*Mir schien, als hätte sie schon mehr gesehen als ich, uns trennten dreiunddreissig Jahre.*

bunte Tücher ins Haar gebunden hat, doch ich steuere wie immer das Café an, das sich schräg gegenüber befindet; einen Espresso bitte. Ich rühre den Zucker um, eine Wespe krabbelt über den Tisch, noch eine Apfelschorle bitte. Die Apfelschorle ist für Julika. Sie ist noch kalt, als die Kellnerin sie bringt, und warm, als ich sie austrinke.

Um welche Serie handelt es sich hier?



Die fliegenden Ärzte: Jungköpfe



*vorher nie geliebt hatte.*

Die Furche zwischen den Augenbrauen hatte etwas Erwachsenen. In ihr scheint sich so viel Ernst angesammelt zu haben, als wäre Julika nicht fünf, sondern fünfzig Jahre alt. Auf ihre grossen Fragen geben die Erwachsenen meist nur kleine Antworten. Ich weiss, wie es sich anfühlt, ein solches Mädchen zu sein.

Wieder und wieder vergleiche ich meine Trauer mit Gregors Trauer, und ich bin mir nicht sicher, ob ich überhaupt trauern darf. Gregor ist Julikas Vater. Ich bin nicht Julikas Mutter. Meine Zeit mit Julika dauerte so lange wie meine Zeit mit Gregor. Elfeinhalb Monate. In den Wochen nach der Trennung dachte ich kaum mehr an Gregor. Julika war die, die ich vermisste. Ich räumte, es war ein Sonntag, gerade den Geschirrspüler aus und hielt die blaue Müllschale in der Hand, als ich ans Telefon ging, und es war Gregor, auch wenn ich seine Stimme kaum erkannte. Er weinte.

Wenn es ganz still ist, in mir und in der Wohnung, höre ich immer noch Julikas schnelle Schritte, mit denen sie, kaum hatte sie Schuhe und Jacke ausgezogen, von der Haustür in die Küche lief, um herauszufinden, ob ich Apfelschorle für sie gekauft hatte. Apfelschorle ist golden, die Farbe für Prinzessinnen.

Bitte entschuldigen Sie. Ich schaue auf den Plüschfrosch, der auf meinem Tisch gelandet ist, dann in das Gesicht einer Frau, die viele Sommersprossen hat und mich an meine Klassenlehrerin in der Grundschule erinnert. In ihrem Arm hält sie ein Mädchen, das blonde Haare hat, goldene Haare, Julika-Haare. Die Frau greift nach dem Frosch und hält ihn dem Mädchen hin, das sofort danach fasst und ihn an sein Gesicht drückt. Die Kaffeemaschine röchelt, ich winke der Kellnerin, die mich nicht sieht. Die Frau lächelt und sagt etwas, aber ich höre nicht zu. Ich will über die Julika-Haare

streicheln, aber greife nach meiner Handtasche. Als ich das Portemonnaie herausziehen will, raschelt die Tüte mit den Gummibärchen.

Die Treppe, die nach unten führte, schien kein Ende zu nehmen, und Julika konnte es gar nicht schnell genug gehen. Während sie lachend Stufe um Stufe nahm, hatte ich Angst, zum ersten Mal Angst, Julika, die ich bisher aus irgendeinem Grund für unverletzbar gehalten hatte, könnte sich weh tun, könnte hinfallen, bluten, sich das Genick brechen, könnte aufhören zu atmen, und nichts mehr hatte Bedeutung, nur Julika und dass sie am Leben blieb. Wenige Sekunden später hatte ich sie eingeholt und fasste sie bei der Hand, und Julika merkte sofort, dass ich nicht die Marie war, die

*Während sie lachend Stufe um Stufe nahm, hatte ich Angst, zum ersten Mal Angst.*

ich sonst war, die Schaumbadschlachten macht und mit ihr abends auf der Matratze herumspringt, und sie sah mich an, als wolle sie sich über die Marie, die gerade neben ihr ging, lustig machen.

**Was soll denn passieren?**

Ich will nicht, dass dir etwas passiert, sagte ich und fühlte mich mit mir selbst fremd, als wären die Worte nicht meine Worte oder als wollte ich nicht wahrhaben, dass sie es sind, denn es bedeutete auch, alles andere wahrzuhaben, die Angst, den Schmerz, dass es Grenzen gibt. Julika schwieg drei, vier Stufen lang, dann murmelte sie, was soll denn passieren, lachte und riss sich von meiner Hand los.

Erst durch Julika erkannte ich, und es dauerte lange, bis ich das vor mir selbst eingestehen konnte, dass ich vorher nie geliebt hatte.

Ich überquere die Strasse, zurück vor die Friedhofsmauer, und schwitze, wie alle schwitzen, dann merke ich, es sind Tränen. Ich weiss nicht, warum ich es schaffe, aber ich schaffe es, ich gehe nicht, wie sonst, zurück zur U-Bahn, sondern durch das goldene Tor. Gregor hat mir aufgezeichnet, wo das Grab liegt, ich krame seine Skizze heraus. Die Hitze bedrängt mich, ich höre Julikas Stimme, ich schaue auf die dunkle Erde, sie passt nicht zum leuchtenden Julika-Haar. Ich will etwas streicheln und fasse nach einem Blütenblatt. Dann suche ich alle gelben Gummibärchen heraus und reihe sie auf dem Grabstein auf. Die Sonne bescheint sie, sie glänzen. Julika-Gold. Der Mann vor dem Nachbargrab winkt mit einer Giesskanne herüber.

*Weltwoche*-Mitarbeiterin Sylvie-Sophie Schindler hat mit dieser Erzählung den Walter-Kempowski-Literaturpreis gewonnen.

# Bücher, die wir lieben

Gute Lektüre hat in jeder Strandtasche Platz.  
Anregungen von *Weltwoche*-Mitarbeitern.

## Bis zum Ende kommen

**Annie Ernaux:** *Le jeune homme*.  
Gallimard. 37 S., Fr. 14.90

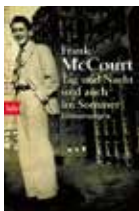


Es gibt viele Gründe, den neusten Roman von Annie Ernaux zu lesen. In Frankreich ist sie dabei, Michel Houellebecq, den die Frauen wegen seiner leichten Misogynie verschmähen, als Kultautor abzulösen. Die Ver-

filmung ihres Buches «Das Ereignis» über eine illegale Abtreibung in den sechziger Jahren wurde in Venedig preisgekrönt. Es finden sich darin Anspielungen auf eine Geschichte, die sie jetzt geschrieben hat: «Le jeune homme». Sie hatte einen zwanzig Jahre jüngeren Geliebten, einen Studenten aus bescheidensten Verhältnissen, der im Jahr ihrer Abtreibung geboren wurde. Die autobiografische Erzählung ist frei von jeglichem Narzissmus. «Wenn ich sie nicht aufschreibe, sind die Dinge nicht bis zu ihrem Ende gekommen, sie wurden nur gelebt», stellt die Autorin als Motto voran. Es gibt auch einen Grund, den französischen Sommer-Bestseller im Original zu lesen: «Das Ereignis» ist bei Suhrkamp im letzten Herbst zwanzig Jahre nach dem Original erschienen. *Jürg Altwegg*

## Wunderbar leicht

**Frank McCourt:** *Tag und Nacht und auch im Sommer*. Erinnerungen. BTB. 336 S., Fr. 16.90



Glücksfund vor drei Wochen im Regal für aussortierte Bücher einer Zürcher Badi: «Tag und Nacht und auch im Sommer», das letzte Buch des 2009 verstorbenen Frank McCourt. Den irisch-amerikanischen Autor

braucht man nach dem Welterfolg von «Die Asche meiner Mutter» nicht vorzustellen. In diesem Buch, dessen wenig einladender deutscher Titel im englischen Original schlicht «Teacher Man» heisst, erzählt McCourt von

seinem dreissigjährigen Ringen als Lehrer in New York, um hormonegeplagte, mit ihren Familien hadernde oder schlicht maulfaule Teenager für seinen Unterricht zu gewinnen. Er erzählt kurze, unvergessliche Geschichten über Heranwachsende, die, wenn sie denn einmal reden, zum Umarmen sind; manche Geschichten sind zum Heulen, andere von unbezahlbarer Komik. Über das Innenleben des Lehrers erfährt man relativ wenig, was manche deutsche Kritiker bemäkelten. Quatsch. Gerade wegen McCourts mangelnder pädagogischer Selbstausslotung kann man das wunderbar leicht zu lesende Buch nicht vor der letzten Seite weglegen. Und dann geht es einem nach.

*Beatrice Schlag*

## Kinderbuch als Kunst

**Jan Philipp Reemtsma, Nikolaus Heidelbach:** *Weg war das Ihmchen!* Kampa. 140 S., Fr. 29.90



Jan Philipp Reemtsma hat sich einen Namen als Sozial- und Literaturwissenschaftler, als Publizist und Mäzen gemacht. Vielen ist er als Opfer einer Entführung im Jahr 1996 bekannt. 2020 überraschte er als

Autor eines wunderbaren Kinderbuches. Die Einfälle sind überraschend und oft grotesk, die drei jungen Menschen Kurtpeter, Beinelars und die kleine Linse begegnen auf der Suche nach dem verschwundenen Ihmchen höllischen Gefahren in Tier- und Menschengestalt. Die Geschichte kann naiv-kindlich, aber auch als Suche nach dem wertvollsten Gut oder Sinn oder Gral gelesen werden. Grandios ist das Bild vom Gott in Frau Röllings Oberstübchen, der sich den Sorgen und Nöten der Menschen verschliesst und als Deus absconditus in deistischen Sphären schwebt. Die Sprache ist rhythmisch, geprägt von Wiederholungen und reich an kühnen Neologismen. Herausragend sind auch die Illustrationen von Nikolaus Heidelbach. Das ganze Buch hindurch bewahren sie einen einheitlichen Stil. *Kurt Steinmann*

## Umwerfend komisch

**Wolf Haas:** *Das Wetter vor 15 Jahren*.  
Hoffmann und Campe TB. 224 S., Fr. 21.90



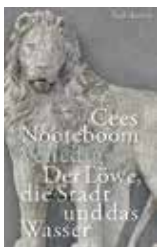
Wolf Haas kennt man vor allem als Krimiautor. Diesen Frühling hat er nach einer Pause von acht Jahren mit «Müll», dem neunten Brenner-Roman, seine Fans beglückt. Haas schreibt aber auch «normale» Romane, und einer der originellsten ist «Das Wetter vor 15 Jahren» (2007): Ein Buch als Interview zwischen einem Autor namens Wolf Haas und einer «Literaturbeilage». Darin gibt Haas über einen Roman Auskunft, den wir erst in diesem Interview nach und nach kennenlernen – und dabei fast vergessen, dass wir nicht die Geschichte selber lesen. Die Geschichte eines Mannes, der alle meteorologischen Daten in einem Dorf in den österreichischen Alpen an jedem Tag der letzten fünfzehn Jahre auswendig kann – und damit



Wettkönig bei «Wetten, dass...?» wird. In seiner Kindheit und Jugend ist er mit seinen Eltern jedes Jahr aus dem Ruhrpott dorthin in die Ferien gefahren. Seine Wetterobsession hat natürlich mit einer Liebesgeschichte zu tun – und einem Vorfall, der hier nicht verraten wird. Haas erzählt das alles umwerfend komisch und mit einer sprachlichen Virtuosität, die ihresgleichen sucht. *Daniel Weber*

## Venedig erkunden

**Cees Nooteboom:** Venedig – Der Löwe, die Stadt und das Wasser. Suhrkamp. 238 S., Fr. 22.90



Es ist seit langem eines der schönsten und kurzweiligsten Bücher, die ich gelesen habe: der Reisebericht des 88-jährigen niederländischen Schriftstellers Cees Nooteboom über Italiens rätselhafteste Stadt. Wer es einmal in die Hand genommen

hat, kann es nicht mehr weglegen. Nicht nur, weil es vollgepackt ist mit historischem, kunsthistorischem, geografischem, sozialgeschichtlichem Wissen über die Serenissima, sondern auch wegen des fast meditativen und gleichzeitig elektrisierend lebendigen Tons, in dem dieser Reisebericht vorgetragen wird. Nooteboom hat die Lagunenstadt über fünfzig Jahre lang besucht und jeden Winkel mit unersättlicher Neugierde erkundet. Er nimmt einen mit auf die Streifzüge durch die Stadt, die man nun plötzlich durch seine Augen sieht. In einer dramaturgisch genau richtigen, ebenso detailreichen wie unterhaltenden und geistreichen Mischung aus Wissen, Recherche, Beobachtung und anregendem Klatsch berichtet der Flaneur von seinen Exkursionen durch die sechs *sestieri* (historische Stadtteile) der «Durchlauchtigsten Republik des heiligen Markus» und ihrer absurden Kombination von Macht, Geld, Genie und grosser Kunst. Ein unwiderstehliches Buch über die Magie Venedigs – und im Übrigen eines der meisterhaftesten Bücher Nootebooms. *Pia Reinacher*

## Knisternde Spannung

**Emma Cline:** The Girls. Hanser. 352 S., Fr. 31.90



Die amerikanische Schriftstellerin Emma Cline landete 2015, damals 26-jährig, einen kleinen Hit. Cline verbindet die Morde um den Sektenführer Charles Manson mit einer Coming-of-Age-Geschichte des – fiktiven – Teenagers Evi, die sich der Manson-Family Ende der sechziger Jahre anschloss. Sie erzählt aus der Perspektive der erwachsenen Evi und bringt so die Gefühlslage von zwei Generationen auf den Punkt. Das Buch ist unheimlich gut formuliert und erzeugt durch den realen Bezug knisternde Spannung. Vor allem aber geht die Autorin der Frage nach, wie es kommt, dass anständige junge Frauen sich auf ein unheilvolles Hippie-Leben einlassen – und kommt zum Schluss: Sie wollen auf Teufel komm raus gesehen werden. «The Girls» ist Clines bisher einziger Roman. Leider. *Benjamin Bögli*

## Einem Mann verfallen

**Marica Bodrozic:** Das Gedächtnis der Libellen. BTB. 256 S., Fr. 14.90



Was tut einer, der liebt? Vielleicht das: Er stürzt sich ins Chaos, um dort zu einer Ordnung zu finden. Er lässt sich ein auf das rauschhafte, das dionysische Prinzip – nicht Dunkles, nicht Unwägbares scheuend, in der Hoffnung auf das Apollinische; dem Licht, der Klarheit zustrebend. Da unsere Welt, auch die literarische, so kalt geworden ist, wissen wir immer weniger von denen, die sich an die Leidenschaft ausliefern. Nadeshda hingegen macht von Anfang an kein Geheimnis daraus, dass sie eine «Herzgejagte» ist, einem Mann ganz und gar verfallen: «Ilja, Tag und Nacht.» Marica Bodrozics Protagonistin sucht gar nicht erst danach, sich irgendwo festzuhalten, gerade weil oder obwohl sie weiss: Diese Liebe hat keine Zukunft. Da schüttet eine ihr Herz aus, und es macht beim Lesen mitunter atemlos, wie radikal sie dabei vorgeht: Sie schont sich nicht, auch nicht in ihren Erinnerungen an die Kindheit und an den Krieg. Ein innerer Monolog, klug und komplex, der sich zu zarter Poesie verdichtet. Es tut gut, dieser Liebenden zu folgen. Denn allem voran liebt sie – die Sprache. *Sylvie-Sophie Schindler*

Fortsetzung auf Seite 96

## Engel verführen!

**Bertolt Brecht:** Gedichte über die Liebe.  
Bibliothek Suhrkamp. 256 S., Fr. 21.90



Wer diese Gedichte nicht kennt, was weiss der von Liebe, von Sex, von Gedichten? Nimmt man allein ein so heikles Thema wie die «Verführung von Engeln»: Nicht einmal Goethe hat darüber nachgedacht, kein Sex-Ratgeber

kennt, kein Ovid bedichtet, kein Kamasutra lehrt es. Nur Brecht, 1948 in Zürich, weiss: «Engel verführt man gar nicht oder schnell./Verzieh ihn einfach in den Hauseingang/Steck ihm die Zunge in den Mund und lang/Ihm untern Rock, bis er sich nass macht [...] /Ermahn ihn, dass er gut den Hintern schwenkt/Heiss ihn dir ruhig an die Hoden fassen/Sag ihm, er darf sich furchtlos fallen lassen/Dieweil er zwischen Erd und Himmel hängt –/Doch schau ihm nicht beim Ficken ins Gesicht/Und seine Flügel, Mensch, zerdrück sie nicht.» Ist das nicht pure Poesie? Ein zartes pornografisches Juwel? Sozusagen Rilke für alle? Jedenfalls verschlingt man dieses Vademecum der Wollust atemlos und inhaliert en passant dabei die fantastischsten «Geheimnisse des Liebeslebens, Ratschläge und Lehren». Am besten im Sommer, da so viele der rund 150 Sonette, Psalmen, Lieder und Balladen auf Meeren und Wiesen, unter Wolken und Apfelbäumen oder in so heissen Gegenden wie Surabaya, Mandalay oder Alabama spielen. Und am Ende ahnt man, wieso diesem kleinen, unsportlichen und ständig von Zigarren umnebelten Brecht die schönen, klugen Frauen bis zuletzt wie Pflaumen von den Bäumen zufielen... *Dagmar Just*

## Sinistrer Hitchcock

**Noël Simsolo, Dominique Hé:** Alfred Hitchcock.  
Splitter. 2 Bände, je 160 S., je Fr. 36.90



Man ist gerade bei den Dreharbeiten zu «To Catch a Thief» (1955), da nutzt Star Cary Grant die Gelegenheit, seinen sinistren Regisseur nach dessen Biografie zu fragen: «Stimmt es, dass Ihr Vater Sie mit sechs

Jahren in eine Polizeiwache schickte, um Sie zu bestrafen?» Und schon beginnt auf höchst amüsante Weise der Meister des Suspense in Form von zarten, liebevollen Bildern seine Vita als Comicstrip vor dem Leser zu entfalten. Dem Filminteressierten mag ja die Biografie bekannt sein; was er garantiert nicht kennt, ist die Art, wie der Zeichner Hé die Karriere in Bilder setzt, mit einer Ironie im Strich, die «Hitchs» Verhalten und Geschmack entspricht. Der erste Band beschränkt sich auf die britischen Jahre,

Hitchcocks Anfänge und seine ersten, höchst skurrilen Meisterwerke wie «The 39 Steps» und «The Lady Vanishes». Im zweiten Band geht es um seinen Ruhm in Hollywood und seine spektakulären Erfolge, von «The Birds» bis zum verwegenen «Psycho», und seine sadistische Neigung im Umgang mit Blondinen. Die Hintergründigkeit, mit der das grafisch umgesetzt wird, ist köstlich, aber immer voller Respekt dem Filmemacher gegenüber. Eine Biografie als Comic: ein toller Einfall und in jeder Hinsicht empfehlenswert. *Wolfram Knorr*

## Langsamer Abschied

**Giorgio Bassani:** Die Gärten der Finzi-Contini.  
Wagenbach TB. 320 S., Fr. 24.90



Manche Dinge verwehen wie Blätter, andere verschwinden mit einem lauten Knall. Die Finzi-Contini verwehten, lächelnd, sanft und traurig. 1938 erlässt Mussolini Rassengesetze, die Juden vom öffentlichen Leben

weitgehend ausschliessen, doch die Jüdische Gemeinde in Ferrara steht weiterhin treu zum Duce. Ausser die Finzi-Contini, die nur wenige mögen, weil sie wohlhabend sind und elitär, entrückt und abgeschottet in einem grossen Palazzo in einem noch grösseren Garten. Alle Familienmitglieder werden in deutschen Konzentrationslagern sterben. Das Buch wurde 1962 in Italien zum Bestseller. Bassani beschreibt in einer zaghaften Liebesgeschichte zwischen einem Erzähler und Micól, einer der eindringlichsten weiblichen Figuren der italienischen Literatur, das Ende des jüdischen Lebens in einer der grössten und ältesten jüdischen Gemeinden Italiens. Nicht als Bericht des Grauens, sondern als langsamen Abschied von Schönheit, als letzten, langen Sommer, bevor alles aufhört und für immer dunkel wird. Vielleicht haben wir heute mehr denn je eine intuitive Sensibilität für die Dinge, um die es in dem Buch geht. *Sarah Pines*

## Surreale Satire

**Sigismund Krzyzanowski:** Der Club der Buchstabenmörder. Dörlemann. 160 S., Fr. 34.90



Zu den schönsten Erlebnissen eines Lesers gehört es, einen Autor zu entdecken, den niemand kannte. Sigismund Krzyzanowski ereilte dieses Schicksal schon zu Lebzeiten – was ihm womöglich das Leben

rettete. Weil er nur für die Schublade und ein paar Freunde schrieb, entging er Stalins Zensoren. Gefallen hätten ihnen seine satirischen Werke nicht, die erst im postsowjetischen Russland wiederentdeckt wurden: In «Münch-







hausens Rückkehr» reist der Lügenbaron in Lenins junges Sowjetreich und entdeckt ein Land, über das nicht einmal er lügen kann. Die Autoren im «Club der Buchstabenmörder» sperren ihre Werke nicht in die Ideengefängnisse der Buchstaben, sondern erzählen sie. Krzyzanowski ist einer der originellsten russischen Dichter. Er verbindet das Surreale eines Herzmanovsky-Orlando mit der Satire eines Bulgakow und der Fantasie seines Lieblingsautors E. T. A. Hoffmann – abgeschmeckt mit einer Prise Kafka. Ein Lob dem Dörlemann-Verlag, dessen geschmackvolle Bändchen gut in jedes Reisegepäck passen. *Wolfgang Koydl*

## Tun, was man muss

**Ferdinand von Schirach:** Der Fall Collini. BTB. 208 S., Fr. 14.90

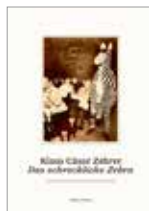


Endlich habe ich ein Buch von Ferdinand von Schirach gelesen: «Der Fall Collini». Es ist nach zwei Erzählbänden Schirachs drittes Buch und sein erster Roman, 2011 erschienen. Das Werk des heute 58-jährigen

Schriftstellers und Strafverteidigers beginnt mit dem brutalen Mord an einem freundlichen alten Herrn. Der Mörder, Fabrizio Collini, ein eben pensionierter Werkmeister, einst der Arbeit wegen aus Italien nach Deutschland gekommen, gilt wie sein Opfer, der reiche Industrielle Hans Meyer, als unbescholtener Bürger. Was hat ihn zur Tat bewogen? Der junge Pflichtverteidiger versucht zu verstehen, den Schlüssel zu finden, «der den Mord erklären und die Welt wieder ordnen würde». Die Wahrheiten, auf die er stößt, sind grausam, klären manches – und stellen Fragen. Nach Schuld. Strafe. Rache. Kann Unrecht wirklich verjähren, der geschundene Mensch ohne Antwort bleiben? Schirachs Sprache – er schreibt so, dass man geradezu körperlich mitempfindet – ist klar und schnörkellos; sein Text von so lebendiger Ehrlichkeit, dass es einem die Kehle zuschnürt, man sich über geschehenes Unrecht empört. So schreiben heisst: Verantwortung wahrnehmen. Fesselnd, vom ersten bis zum letzten Satz. *Angelika Maass*

## Fantasievolle Exkurse

**Klaus Cäsar Zehrer:** Das schreckliche Zebra. Diogenes. 256 S., Fr. 38.90

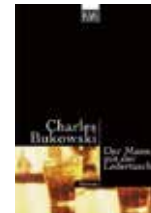


Die Fotografie zeigt eine ältere Dame mit einem Mann in einem Eisbärenkostüm am Strand. Etwas bieder gewiss, aber auch anrührend. In der Geschichte daneben steht zu lesen, dass sie sich in ihn ver-

liebt hat. Denn sie spürt, dass ein Mensch in der Verkleidung steckt, und sie kommen sich näher: «Dann küsste er die Trulla an ihrer geheimen Stelle.» Das ist eine der Geschichten in Klaus Cäsar Zehrer's Foto- und Literaturband «Das schreckliche Zebra». Der Schriftsteller hat zu 43 alten Fotografien mit Alltagsmotiven Texte geschrieben. Die meisten sind absurd, fast alle lustig. Die Bilder hat er auf Flohmärkten gesammelt als Momentaufnahmen der deutschen Nachkriegsgesellschaft. Nun mag es billig erscheinen, sich etwa über die Bilder betrunkenen Abendgesellschaften lustig zu machen. Klaus Cäsar Zehrer widersteht aber der Versuchung des Höhnischen, indem er zu fantasievollen Exkursen im Stil seines Vorbilds Robert Gernhardt ausholt. Der Band enthält übrigens 44 Fotografien. Zum letzten Bild einer Frau mit einer Katze dürfen sich die Leser selbst etwas einfallen lassen. *Rolf Hürzeler*

## Versoffen, verlebt

**Charles Bukowski:** Der Mann mit der Ledertasche. Kiepenheuer & Witsch TB. 208 S., Fr. 15.90



Vielleicht liegt es an meinem Wohnort, an Berlin, dass ich zum ersten Roman von Charles Bukowski griff, «Der Mann mit der Ledertasche», geschrieben 1971 und heute ein Klassiker. Bukowski, der genial-vulgäre

Trash-Poet: Bei ihm war ein Mann noch ein Mann, der zotig durch die Gegend stapft. Ein Saurier in Berlin. Einer Stadt, in der das Mannsein, wie sonst nirgends, zum Nachteil verkommen ist, weil es das biologische Geschlecht nicht mehr geben soll, nicht mehr geben darf. Viele Partys sind «genderneutral», tabu für «Cis-Männer», die einfach Mann sind. Absurde Berliner Realität. Was zur Frage führt, ob es den von Bukowski gezeichneten *bad boy* überhaupt noch gibt? Einen Typen wie die Hauptfigur Hank Chinaski. Einer, der irgendetwas macht, um Geld zu verdienen, etwa Post vertragen. Der aber sein Schicksal lieber in die Hände des Zufalls legt, bei Pferdewetten – wenn er nicht gerade zu betrunken ist. Versoffen, verraucht, verlebt – in Hank spiegelt Bukowski seine eigene Biografie. Hangelt sich von einer Liebschaft zur nächsten, von Frau zu Frau. Und ist trotzdem einsam, wäre da nicht seine Tochter, die er liebt. Es geht um diesen unangepassten Typen mit einem Hang zur Selbstzerstörung, extrem, aber eben auch extrem interessant. Das Buch kontrastiert die gendersensiblen Zeiten unterhaltsam, aber wirklichkeitsnah. Denn jeder kennt einen Hank. Es gibt sie sogar noch in Berlin. *Roman Zeller*

Fortsetzung auf Seite 98



## Reise zu sich selbst

**Rachel Joyce:** Die unwahrscheinliche Pilgerreise des Harold Fry. Fischer TB, 2014. 464 S., Fr. 19.90



Harold Fry führt ein Leben in der korsetthaften Enge einer britischen Vorstadtsiedlung mit akkurat getrimmten Rasenflächen und makellos gefegten Trottoirs – bis ihn eines Tages der Abschieds-

brief einer todkranken Arbeitskollegin aus seiner Erstarrung weckt. Worte waren noch nie Harolds Sache, und so beschliesst er, sich selbst auf den Weg zu machen. Zu Fuss. Von Englands Süden tausend Kilometer weit bis in jenes Hospiz, wo die Kranke ihre letzten Tage verbringt. Aus einem kurzen Weg zum Briefkasten wird eine Art Pilgerwanderung. Aus einer spontanen Eingebung wird eine Reise zu sich selbst. Aus dem pedantischen Schreibtischarbeiter Harold Fry, dessen Wünsche und Träume schon vor Jahren unter den inhaltsleeren Ritualen des Alltags erstickt sind, schält sich allmählich ein hellwacher, lebensfroher Mensch, der unbeirrt an dem festhält, was er als richtig empfindet. Und am Ende seiner Reise findet Harold weit mehr, als er zu finden

gehofft hatte. «Die Pilgerreise des Harold Fry» beginnt als Auseinandersetzung mit dem Tod, doch sie entwickelt sich zu einer Liebeserklärung an das Leben. Ein Buch, das Luft unter den Flügeln macht. *Veronika Straass*

## Augen und Herz

**Philippa Perry:** Das Buch, von dem du dir wünschst, deine Eltern hätten es gelesen. Ullstein, 2021. 304 S., Fr. 19.90



Das ist ein Buch, das einem die Augen und das Herz öffnet. Die langjährige Psychotherapeutin Philippa Perry hat es für Eltern geschrieben, aber eigentlich ist es für alle Beziehungen: Was hilft, was nicht? Bei Kindern hilft vieles nicht, was wir tun, im Gegenteil. Und doch tun wir es, nach einem anstrengenden Arbeitstag oder weil wir es so kennen aus unserer Kindheit. Hier sollten wir zuerst ansetzen, schreibt Perry. Wie wurden wir grossgezogen? Was ist beizubehalten, was nicht? Alle Eltern kennen es: Das Kind sollte genau jetzt etwas tun, die Zeit drängt, aber grosse Verweigerung und Gebrüll. Die Lösung ist überraschend und kontraintuitiv. Und was, wenn es schon zu Brüchen

in der Beziehung gekommen ist? Wiedergutmachen ist immer möglich, so das Fazit aus Perrys langjähriger Beobachtung. Eine Entschuldigung bedeutet manchmal so viel, auch bei Erwachsenen. Perry hat ein versöhnliches Buch geschrieben, in einer wunderbaren Sprache und mit guten Beispielen aus dem Alltag. Man will sofort allen davon erzählen und es weiterverschenken. *Daniela Niederberger*

## Wechselstimmung aus Lachen und Staunen

**Martin Mosebach:** Westend. Rowohlt, 2019. 896 S., Fr. 31.90



Als Martin Mosebachs fulminantes Familienepos «Westend» erschien, 1992, fiel es wie Blei in den Brunnenschacht, resonanzlos, weil die Feuilletons und das Publikum gerade die Popliteratur als ganz heissen Scheiss entdeckt hatten. Sie hatten sich damals um ein Mordsvergnügen gebracht, buchstäblich, denn Mosebach seziert das Personal der Frankfurter Nachkriegszeit mit herrlicher Boshaftigkeit: den Immobilienhai und Kunst sammelnden Wirtschaftswunder-



Spießler Eduard Has, seine schöne Tochter Lilly, die verlotterte blonde Versuchung Etelka, die elegante Ehefrau Dorothee, den minimalistischen Architekten Szépregyi, den Lumpensammler und Schrottkönig Kalkofen, die alten Jungfern des Familienbetriebs «Wwe. Labonté» und den jungen Alfred, der Lilly vergöttert, vergebens – oder nicht? «Manche Bücher brauchen Zeit», sagte Florian Illies, als der Roman in Frankfurt neu vorgestellt wurde, und Mosebach selber: «Der späte Ruhm ist der beste.» Man verschlingt diesen 900-Seiten-Roman mit all seiner sprachlichen Virtuosität, die an Thomas Mann und Heimito von Doderer erinnert, in einer Wechselstimmung aus Lachen und Staunen – ich habe es soeben selber ausprobiert. *Matthias Matussek*

## Menschliche Abgründe

**Truman Capote: Kaltblütig.**  
Kein & Aber TB, 2013. 544 S., Fr. 19.90



Falls Sie zu den Menschen zählen, die auch die 3495. Wiederholung von «Medical Detectives» aufgeregt mitverfolgen und sich über die Fernsehjahre hinweg Profiler-Skills angeeignet haben, die es Ihnen ermöglichen, jeden

Mordfall innerhalb der ersten 48 Stunden zu lösen, dann werden Sie diesen Klassiker verschlingen: Für Freunde von Literatur über die Psychologie des Verbrechens ist Truman Capotes «Kaltblütig» schmerzlich atemberaubend. In dem Tatsachenroman wird eine vierköpfige Familie auf brutale Weise getötet, die Täter werden kurze Zeit später gefasst. Capote recherchiert zu dem Verbrechen, führt Interviews mit dem gesamten Umfeld, mit der Polizei und auch mit den beiden verurteilten Mördern im Gefängnis. Seine jahrelange Aufarbeitung der Ereignisse, die er emotionslos aus mehreren Perspektiven erzählt – die der Familie, der Ermittler und der Täter –, ermöglicht eine präzise Rekonstruktion des Verbrechens. Truman Capotes Annäherung an das Böse legt die menschlichen Abgründe offen und bietet vielleicht eine Antwort auf die Frage: Kann man als Mörder geboren werden? *Tamara Wernli*

## Geschichte Russlands verstehen

**Manfred Alexander, Günther Stökl:**  
Russische Geschichte. Von den Anfängen bis zur Gegenwart. Kröner, 2009. 924 S., Fr. 49.90



Verstehen ist besser als nicht verstehen. Die «Russische Geschichte» stand jahrelang unbenutzt in meinem Bücherregal. Aus aktuellem Anlass begann ich darin zu lesen. Geschrieben noch während des

Kalten Kriegs zu Beginn der sechziger Jahre, gilt das Buch als Standardwerk. Es durchmisst elegant einen über tausendjährigen Zeitraum. Als Schweizer fällt es nicht leicht, sich in die Dimensionen dieses Gegenstands hineinzudenken, geschweige denn hineinzufühlen. Wir Kleinstaatler stehen mit einer qualifizierten Fassungslosigkeit vor Staaten wie Russland, die in jeder Hinsicht das schweizerische Mass überfordern. Das Buch vermittelt eine Ahnung von der wechsel-, leidens-, aber auch glanzvollen Geschichte dieses Imperiums, von dem wir nicht wissen, ob es überhaupt Bestand haben kann. Wir lernen, dass die autokratische Regierungsform in Russland zu allen Zeiten herrschte und dass die Russen durch Pioniergeist und enorme Anstrengungen nicht nur eine gigantische Landmasse bezwungen haben, sondern darüber hinaus auch allen Bedrohungen und Eroberungen schliesslich trotzten. Die Mongolen kamen, die Schweden, die Franzosen, die Deutschen. Die Russen sind geblieben. Das Wort «Rus», geschmiedet in Kiew, der Mutter aller russischen Städte – was nicht alles, aber vielleicht einiges sagt –, kommt übrigens aus dem Finnischen, «Ruotsi». So wurden die Ruderer und Händler bezeichnet, die wir Wikinger nennen. Sie haben im Mittelalter Rus-Land

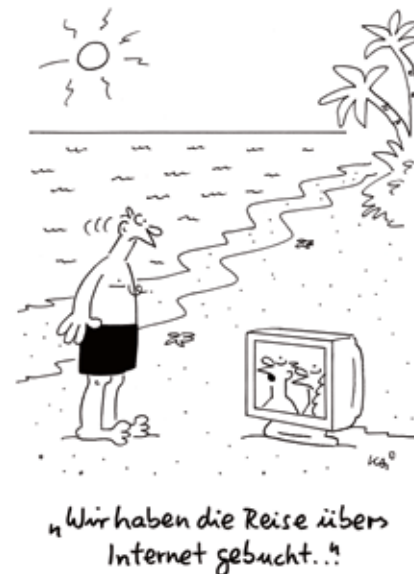
in der heutigen Ukraine gegründet, schufen ein europaweit respektiertes Reich, nahmen das griechisch-orthodoxe Christentum an, wurden von asiatischen Reiterhorden aufs brutalste unterjocht, sammelten sich neu in der Gegend um Moskau, um von dort aus ihre Idee eines «dritten Rom» in der Nachfolge der Cäsaren zu verwirklichen. Das letzte Kapitel dieser dramatischen, blutigen, oft grausamen, aber immer auch staunenswerten und mit kulturellen und militärischen Höchstleistungen gespickten Geschichte der russischen Zivilisation, *larger than life*, ist noch nicht geschrieben. *Roger Köppel*

## Skurril fesselnd

**Otessa Moshfegh: Mein Jahr der Ruhe und Entspannung.** Liebeskind, 2018. 320 S., Fr. 31.90



Die Eltern sind tot, das Bankkonto ist voll, und das Leben ist leer, als sich die 26-jährige namenlose Erzählerin im dritten Roman des US-Literaturstars Otessa Moshfegh mit einem Arsenal von Tabletten für ein Jahr schlafen legt. Pillen rein – ich bin dann mal weg. Eine Frau schläft. Das ist der Plot – trostlos, banal, ereignislos –, der sich als geradezu skurril fesselnd entpuppt. Eine junge, privilegierte New Yorkerin, der mit ihrem Elite-Universitätsabschluss, ihrem Aussehen und ihrem Geld die Welt zu Füßen liegen müsste, verweigert sich dieser komplett: «Süßer Schlaf! Nichts bereitete mir so viel Freude, schenkte mir so viel Freiheit und gab mir Macht.» Das Ziel? «Völlig zu verschwinden.» «Disappear here» (verschwinde hier), wie es in Bret Easton Elliss' Kultroman «Unter Null» immer wieder hiess. Seither war es nicht mehr so aufregend, jemandem beim Verschwinden zuzusehen. Falls Sie «Mein Jahr der Ruhe und Entspannung» verschlafen haben: Wachen Sie auf. Es lohnt sich. *Dominique Feusi*



# Hollywoods Masche und ihr Erfinder

August von Kotzebue, Zeitgenosse von Goethe und Schiller, hatte phänomenalen Erfolg als Bühnenautor. Der Vergessene ist mit seinen Melodramen der Begründer der TV-Unterhaltung.

Wolfram Knorr

August von Kotzebue: Menschenhass und Reue. Hofenberg. 104 S., Fr. 28.90

Ausser dem Dichternamen Schiller bewirkte bei uns noch derjenige von Goethe und Lessing unfehlbar ein leeres Haus.» Deprimierend die Erkenntnis von Friedrich Ludwig Schmidt (1772–1841), Schauspieler, Regisseur, zeitweise Leiter des Stadttheaters Magdeburg, der Lessings «Nathan der Weise» 1801 als Erster auf die Bühne gebracht hatte. Aber nicht mal dem Renommee half das. Was das Theater füllte, war das Rührstück «Blinde Liebe» von Kotzebue.

Viele Jahre später brachte Helmut Thoma, erster Chef des deutschen Privatsenders RTL, den Befund in seinem heiteren Zynismus auf den Punkt: «Im Seichten kann man nicht ertrinken.» Wohl wahr. Die Sitten mögen sich geändert haben, die Liebe nicht mehr blind machend, sondern voll nackter Sinnenfreuden sein, die Mentalität ist geblieben: Die Mehrheit will unterhalten werden, ohne komplizierte Welterklärungen, ohne Moralpredigten! Selbst Friedrich Ludwig Schmidt trat am liebsten als Baron Quelm in «Blinde Liebe» auf, ein eleganter Bruder Leichtfuß.

## Verteufelt bis heute

Das Publikum war entzückt, das Stück so selig machend wie heute die schönen und wie am Fließband produzierten Dramen der öffentlich-rechtlichen und privaten Sender: kuschelige Hospitalisierungen von der «Schwarzwaldklinik» über die «Praxis mit Seeblick» und all die anderen zahllosen heilstättischen Mullahden. Heimeliges von den «Drombuschs» über Traumschiffereien bis in die – «Um Himmels Willen» – kecken Nonnenklöster. Und «In aller Freundschaft» nimmt man mit «Hubert und Staller» und den «Rosenheim Cops» auch gern an fraglos-neckischen Krimi-Schelmereien teil.

Die DNA für den Bau solch herzerwärmender Zerstreuungssehnsüchte entschlüsselte mit hochprofessionellem Geschick ein Mann, der



Spöttische Haltung zur deutschen Romantik: «Kotzebues Tod», Aquatinta-Radierung von 1819.

bis heute deshalb verteufelt wird: August von Kotzebue (1761–1819). Die Bausteine finden sich in über 200 Stücken, für die Kotzebue zuweilen nur wenige Tage brauchte. Seine «Blinde Liebe» war kommerziell schon beachtlich, aber der absolute Megaseller wurde «Menschenhass und Reue». Mit der Uraufführung am 23. November 1788 in der estländischen Hauptstadt Reval (heute Tallinn) begann ein unglaublicher Siegeszug von Paris über London, Stockholm bis nach New York. Kaum ein Land, kaum ein Theater kam an der ehebrecherischen Eulalia vorbei, die nach bizarren Irrungen und Wirrungen zu ihrem Ehemann zurückfindet. Goethe reagierte auf das Phänomen während eines Gesprächs mit Kanzler Friedrich von Müller mit der prophetischen Erkenntnis: «Nach Verlauf von hundert Jahren wird sich's zeigen, dass mit Kotzebue eine Form geboren wurde.»

### Alle Register der Rührung

Und dieser Autor wurde (und wird es noch heute) systematisch in die Vergessenheit gedrängt. In Weimar, durchs «Vierergestirn» Goethe, Schiller, Wieland, Herder zur Stadt der Klassik in olympische Höhen befördert, kann es einem widerfahren, dass selbst ein Buchantiquar keine Ahnung hat, dass Kotzebue ein

*War er nicht sicher, wie das Stück ankam, schrieb er zwei Enden: ein glückliches und ein tragisches.*

gebürtiger Weimarer war und im Gegensatz zum Vierergestirn kein Zugereister. Kein Autor wurde so gründlich aus der deutschen Theater- und Literaturgeschichte gestrichen wie Kotzebue. «Die deutschen Kleinstädter», ab und zu noch gespielt, dürfte das einzige noch halbwegs bekannte Lustspiel von ihm sein.

Kotzebue wurde am 23. März 1819 von dem Theologiestudenten Karl Sand ermordet, mit der Begründung, er sei ein «ruchlosester Verführer, zum völligen Verderben unseres Volkes» und «von undeutscher Gesinnung». Der Berliner Theologieprofessor Wilhelm de Wette schrieb an Sands Mutter: «So wie die Tat geschehen ist durch diesen reinen frommen Jüngling, mit diesem Glauben, dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit.» Kotzebues Verbrechen war seine spöttische Haltung zur deutschen Romantik und zum Theater. Schillers Forderung, Theater habe eine moralische Anstalt zu sein, fand er zum Lachen. Das Publikum wolle unterhalten werden. Für die Geisteselite, zu deren Imperativ auch «Ent-rückung» gehörte, war der Mangel daran Beweis skrupelloser, niedriger Gesinnung.

Ernst Moritz Arndt nannte Kotzebue schlicht eine «deutsche Schmeißfliege», für Joseph von Eichendorff hat er die «ideale Menschlichkeit verraten», und Schiller tobte, weil Kotzebue

eine Praxis vorwegnahm, die heute in Hollywood üblich ist: das Test-Screening. War er nicht sicher, wie das Stück ankam, schrieb er zwei Enden: ein glückliches und ein tragisches. Einzig Ludwig van Beethoven fiel aus der Rolle. 1812 schrieb er an Kotzebue, er wünsche sich «eine Oper von Ihrem einzig dramatischen Genie zu besitzen» und ein bisschen «von Ihrem poetischen Geiste, das ich in meinen musikalischen Geist übertragen kann». Die Oper kam, leider, nie zustande. Goethe musste als Leiter des Weimarer Hoftheaters Kotzebue die Favoritenrolle im Spielplan einräumen. Er und Schiller waren, längst zur ewigen Haltbarkeit eingefroren, zum «klugen Kunstgreis» im «Dunstkreis» (Ludwig Börne) verschmolzen, die Theater füllte ein anderer.

Kotzebue fand das sakrale Getue des damals üblichen deklamatorischen Schauspielstils nicht mehr in die Zeit passend; er griff, ruck, zuck, zum normalen Konversationston und hängte seinen Konkurrenten August Wilhelm Iffland («Die Brautwahl») ab. Er zog alle Register der Rührung, Spannung, Komik, Sensation, liess das Publikum den tristen Alltag vergessen. Er liebte grosse Bühnenbilder – und die Masche, mit der Hollywood betört, war geboren. Vom Begründer dieser wirkungsmächtigen Dramaturgie will man nichts mehr wissen. Warum? Weil die schamlose Buhlerei um die Massengunst keinen Verursacher kennen kann? Weil Kotzebue ein schwarzer Fleck im idealtypischen deutschen Kosmos des «Bildungsbürgertums» ist, nicht in ihr Mentalitätsspektrum passt?

Bis ins erste Drittel des 19. Jahrhunderts beherrschte Kotzebue den internationalen Markt. Seine Rührstücke (Melodramen wurden seinerzeit so genannt) waren gefragt wie heute US-Serien. Kotzebue hatte nichts dagegen, wenn die Engländer seine Stücke mit Musik- und Tanz-einlagen aufmotzten und seine zuweilen langen Monologe kürzten. Kurios geriet der Fall um «Menschenhass und Reue» (im Englischen

«The Stranger») in New York. Um die puritanischen New Yorker nicht zu «verletzen», strich der Übersetzer Eulalias Ehebruch aus dem Stück. Als Impresario William Dunlap das las, war er fassungslos und fragte, wen Eulalia dann hassen

*Goethe und Schiller waren längst verschmolzen, die Theater füllte ein anderer.*

solle, wenn kein Ehebruch stattfindet. Worum solle es dann noch gehen? Die Streichung wurde zurückgenommen, das Stück ein Erfolg.

Dunlap brachte eine ganze Reihe von Kotzebues Stücken auf die Bühne. Ein besonders interessanter Fall war «Armut und Edelsinn» («Sighs; or, The Daughter») – und ein aktueller noch dazu. Unter dem Deckmantel «Armut» wird der «Edelsinn» eines potenziellen Ehepartners auf die Probe gestellt. Der Witz ist, dass Prüfer und Geprüfte nichts voneinander wissen. So entstehen Verwechslungen, die molièresche Züge tragen. Wie ewig aktuell der Plot ist, bewies die ARD zur Primetime mit der Ausstrahlung der Schmonzette «Zum Glück gibt's Schreiner»: Arrogante Anwältin verliebt sich in einen Handwerker. Kotzebue würde sich im Grabe herumdrehen, denn statt witzig zu sein, belehrte der Film.

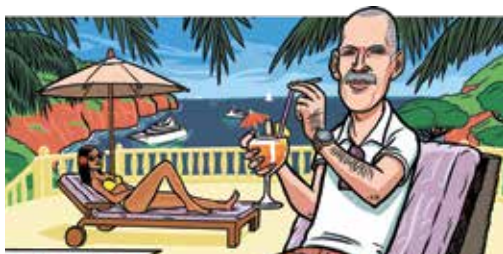
### Am Puls der Zeit

«Die beiden Klingsberg» (1801) handelt von einem siebzigjährigen Grafen, der seinem Sohn die Geliebte ausspannt, worauf der den Alten hintergeht. Da wetterleuchtet hollywoodsche Frackseligkeit am Horizont. «Der Rehbock oder die schuldlosen Schuldbewussten» (1815) diente Albert Lortzing als Libretto für seine komische Oper «Der Wildschütz» (1842). Kotzebue griff durchaus auch aktuelle Themen auf wie heute das Fernsehen («Die unheimliche Leichtigkeit der Revolution», 2021). «Indianer von England» (1789) handelt von der «edlen Wilden» Gurli, die von einer gammeligem britischen Handelsfamilie verschachert werden soll. Höhepunkt sind zwei Notare, die für denselben Auftraggeber arbeiten, ohne es voneinander zu wissen. In «Die Neger-skaven» (1796) geht's um Sklaverei, in «Kind der Liebe» (1790) ums soziale Elend. Aber immer tänzeln die Probleme auf der Oberfläche.

Der polyglotte, weitgereiste Tausendsassa Kotzebue, Liebling der Zarenfamilie, der als russischer Spion in die Bredouille geriet, auch mal kurz nach Sibirien verbannt und von den Liberalen verachtet wurde, war immer mit leichter Hand am Puls der Zeit. Was gerade Gesprächsstoff war, die Gemüter erregte, griff er hurtig auf und vermarktete es. Das Geschäft betrieb er allein, heute sind es grosse Showbiz-Konzerne. Und so offenbart sich's, «dass mit Kotzebue eine Form geboren» war. Wo Goethe recht hat, hat er recht.



# LEBEN HEUTE



## WUNDERBARE WELT

### Meine Alten

Mark van Huissing

Meine vergangene Woche war eine typische im Arbeitsleben eines leidlich erfolgreichen Professionals, eines Berufstätigen mit qualifizierter Ausbildung: Montag, Dienstag Geschäftsreise (nach Salzburg), Mittwoch bürolieren, macht ja keiner die Arbeit, wenn der Chef *on the road* ist in einem Einmannunternehmen, Donnerstag Meetings, Freitag Interview in Bern. So weit, so unauffällig. Bis auf eins – «Sag mir, wo die Blumen sind / Wo sind sie geblieben / Sag mir, wo die Blumen sind / Was ist geschehen?», sang die Dietrich 1962. Und 2022 fragt der MvH: «Sag mir wo die Alten sind / Wo sind sie geblieben / Was ist geschehen?»

Mit anderen Worten, mir ist wieder mal niemand begegnet in ungefähr meinem Alter, jedenfalls nicht unter geschäftlichen Begleitumständen. Die Ausnahme, die die Regel bestätigt, war eine Frau meines Jahrgangs (*give or take*, man fragt ja nicht), die nach dem Aussteigen im Salzburger Hauptbahnhof auch am Taxi stand ohne Taxis stand. Sie fragte, was mich in die Stadt führe (sie sei eine öffentlich Bedienstete, wie man Beamte in Österreich nennt) – erstaunlich und freundlich einerseits, andererseits sitzt man irgendwie im gleichen Boot, weshalb wohl die Ü-50-Solidarität reinkickte.

Was mich in die Stadt führte: die Firma Red Bull. Im «Base» genannten neuen Global Headquarter in Elsbethen, einem südlich gelegenen Vorort, wo früher eine Kaserne war, befinden sich über 500 Arbeitsplätze. Ich kam mir dort vor wie Robert De Niro im Film «The Intern», in dem er einen Siebzigjährigen spielt, der von der jungen Chefin eines E-Commerce-Modeunternehmens als Praktikant eingestellt wird (im Rahmen eines Gemeindeprojekts). Ein-

verstanden, Red Bull, Hersteller eines sogenannten Energiedrinks, ist so was wie *youth central*, die Jugendhauptstadt der Arbeitswelt. Dennoch erwartet man den einen Mitarbeiter im fortgeschrittenen Alter oder die andere reife Mitarbeiterin. Solche habe ich aber keine gesichtet. Die meisten waren *thirtysomethings*, Dreissig- bis 39-Jährige (man duzte sich und mich, zum Glück; ich bin 57).

Retour in Zürich war ich verabredet mit meinem neusten Auftraggeber, er ist 39. Und zum Wochenschluss befragte ich einen selbständigen Küchenchef sowie einen Gastronomen, die gemeinsam Pop-up-Bars plus Restaurants in Bern betreiben, beide sind 41.

Nochmals: «Sag mir, wo die Alten sind / Wo sind sie geblieben?» Ich weiss es nicht. Weshalb ich, wie oft, wenn ich nach Antworten suche, auf der Website des Bundesamts für Statistik (BfS) nachsah. Von den 57-Jährigen sind noch 90 Prozent der Männer und 82 Prozent der Frauen auf dem Arbeitsmarkt, wie man sagt (Zahlen 2018–2020). Was die BfS-Seite leider nicht mitteilt: Wo genau diese 57-Jährigen sich auf dem Arbeitsmarkt aufhalten. Oder verstecken. «Hallo, 57-Jährige; hallo, 57-Jähriger, hören Sie mich? Falls ja, identifizieren Sie sich bitte.»

Man neigt ja dazu, anzunehmen, ältere Menschen hätten auf dem Arbeitsmarkt höhere Positionen inne. Stimmt aus meiner Erfahrung aber nicht unbedingt. Sonst müsste ich öfter auf welche stossen – als Journalist, das heisst, als Ihr Kolumnist jedenfalls, besucht man im Normalfall nicht den Burger-Brater oder Hausdienst-Mit-

«Wie geht man  
mit dem age gap um?  
Gar nicht.»

arbeiter. Der Chef der zu Red Bull gehörenden Modemarke etwa war auch 41, mein erwähnter neuster Auftraggeber ist leitender Mitarbeiter eines grossen Medienunternehmens, mit 39.

Jetzt noch Hilfe für mittelalte Leserinnen und Leser (also wahrscheinlich die überwiegende Mehrheit): Wie geht man mit dem *age gap* um? Gar nicht. Das heisst, den Altersunterschied nicht mal ansprechen (ein Widerspruch am Fuss einer Kolumne darüber, schon klar). Sich keinesfalls gemeinmachen mit Jüngeren – ich habe einen Freund, er ist 69, und es fällt mir sehr auf die Nerven, wenn er jeweils sagt: «In unse-

rem Alter.» Ich weiss, nebenbei erwähnt, umfassend, wovon ich schreibe, meine Frau ist 41.

Zuflucht und Rat gibt's bei/von grossen Dichtern und Sängern: «Time waits for no man», die Zeit wartet auf niemanden, schrieb Chaucer schon im 14. Jahrhundert in seinen «Canterbury Tales». 600 Jahre später sang Jarvis Cocker in einem Pulp-Song «Help the aged / 'Cause one day you'll be older too», hilf den Alten, eines Tages wirst auch du älter sein.



## UNTEN DURCH

### Sie wollen kein Fondue

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno findet, die schönsten Schweizer seien die Bündner, aber nur die Männer. Die schönsten Schweizer Frauen seien nämlich die Schwyzerinnen. Wenn es nach Bruno ginge, dürften sich Bündner nur noch mit Schwyzerinnen paaren und umgekehrt. Daraus würde dann seiner Meinung nach eine ästhetische Eliterasse entstehen, die man an internationale Schönheitswettbewerbe schicken könnte, so wie wir uns ja auch mit Musterexemplaren von Appenzeller Käse und Rolex-Uhren erfolgreich an Wettbewerben in Schanghai und New York beteiligten.

Das Problem mit Brunos Theorie ist, dass sie zu helvetozentrisch ist. Nehmen wir mal an, wir schicken die in unseren Augen schönsten schwyzerisch-bündnerischen Kreuzungen nach New York an einen Schönheitswettbewerb – und dann bringen die aber nur den Trostpreis nach Hause (so einen kleinen Bären auf einem Plastiksockel, auf dem steht CONSOLATION PRICE – THANK YOU, SWISS BEAUTIES!). Dann denken wir natürlich: «Die Amis! Die haben doch wieder mal keine Ahnung, was schön ist!»

Ich habe mal in Amerika eine Werbesendung gesehen, in der ein Mann ein grosses, frisches Brot wie eine Ziehharmonika zusammendrückte, bis es in seinen Händen fast verschwand. Im Hintergrund sagte eine Frauenstimme: «Ja, so muss Brot sein!» Wenn ich als Schwyzer mit einer Bündnerin im Bett liege und wir uns so eine Werbesendung ansehen, lachen wir uns beide tot über die dämlichen Amerikaner, und danach zeugen wir ein wunderschönes Mischlingskind, in dessen Gesicht sich die fantastische Bergwelt des Bündnerlandes und die eleganten Millionärsvillen von Schwyz sozusagen die Hand reichen. Aber wenn wir das Kind später nach New York zum Wettbewerb schicken, geht es ihm eben wie knusprigem Brot: Die Amis mögen es nicht. In Schanghai würde es ihm sogar noch übler ergehen, denn die Chinesen essen überhaupt kein Brot. Die allerbesten Sandwiches, die es gibt, sind meiner Meinung nach die vom Flughafen Steiner. Aber für einen Chinesen ist so ein Sandwich dasselbe wie für uns Quallensalat aus der scharfen Dynastie.

Ja, und wer hat jetzt recht? Wie muss Brot sein? Und wo findet man die schönsten Männer und Frauen? Ganz einfach: Es geht um Zahlen. Einer überwältigenden Mehrheit von Menschen auf diesem Planeten bedeutet ein knuspriges, ofenfrisches *Püürli* gar nichts. Genaugenommen stehen nur die Schweizer, die Deutschen, die Österreicher und die Franzosen auf Brot mit Rinde. Ganz Asien, Afrika, Süd- und Nordamerika und Australien pfeift darauf. Und diesen Kontinenten leuchtet auch die Schönheit der Bündner und der Schwyzerinnen nicht ein. Klar, sie würden Bündner und Schwyzerinnen nicht von der Bettkante stossen, aber die Nacht mit ihnen haut sie eben auch nicht um.

«Wir Schweizer leben in einer immer kleiner werdenden Welt», sagte ich zu Bruno, «weil die anderen immer mehr werden und wir dementsprechend immer weniger. Wir schrumpfen zu einer winzigen Insel, bewohnt von kuriosen Ureinwohnern, die sich mit Fonduegäbelchen kratzen.» Alles, was wir hier in Mitteleuropa für ewig, schön und höchst bedeutend halten, ist in Wirklichkeit für immer mehr Menschen völlig unwichtig. «Das hast du schön gesagt», sagte Bruno, «aber ein Walliser Fondue zum Beispiel ist doch ein ewiger Wert, ich meine, das schmeckt doch allen Menschen.» Der arme Bruno! Ich schwieg. Ich sagte ihm nichts da-

rüber, dass 94 Prozent aller Asiaten an einer Laktoseintoleranz leiden und dass die Inder – und tendenziell auch die Amerikaner – nur Frischkäse nicht eklig finden. Und die Afrikaner haben nun mal einfach kein Caquelon. Oder anders gesagt, damit man das Zahlenverhältnis auch mal vor Augen hat: Etwa vier Millionen Schweizer haben ein Caquelon, und 1,2 Milliarden Afrikaner haben keins, und vor allem: Sie wollen auch keins.



## FRAUEN

### Olena Selenska, Drehbuchschreiberin

Julie Burchill

Amerikanische First Ladys gibt es in verschiedenen Ausführungen: Vorzeigefrau (Melania Trump), Mitspielerin (Michelle Obama) und nun Krankenschwester (Jill Biden). In Europa ist das anders. Hier haben die Frauen der Staatshäupter weniger symbolische Bedeutung, weshalb wir in der Regel nur die attraktiven wahrnehmen: Carla Bruni, Brigitte Macron, Carrie Johnson. Und deshalb ist es interessant, zu beobachten, wie sich Olena Selenska entwickelt. Die First Lady der Ukraine hat letzte Woche, im fünften Monat nach der Invasion der russischen Truppen, Washington besucht. Sie ist sehr schön, und sie hat sehr viel Charakter.

Präsident Selenskyj wirkt nicht zuletzt dadurch so anziehend, dass er zufällig zum Helden geworden ist. In einer Welt, in der mehr und mehr Politiker zu Clowns verkommen, ist Selenskyjs umgekehrter Weg erst recht bemerkenswert. Wie ist es wohl für Olena, mit einem säkularen Heiligen verheiratet zu sein? Vielleicht hilft es, zu wissen, dass die Selenskyjs auf dieselbe Schule gingen (ohne einander zu kennen), bevor sie an der Universität ein Paar wurden und acht Jahre später heirateten.

Olenas Mutter war Chefingenieurin einer Fabrik, und der Vater dozierte über Konstruktion an einer technischen Hochschule: Was für eine sowjetische Ausgangssituation! Nach einem Bauingenieurstudium begann Olena für Fernsehkomödien zu schreiben, darunter auch diejenigen mit ihrem Mann in der Hauptrolle. Wolodymyr und Olena waren ein modernes, attraktives Medienpaar – bis sie zu Ziel Nummer eins und Ziel Nummer zwei der grössten Kriegsmaschinerie der Welt wurden. Olena Selenska hat immer schon für Frauenrechte gekämpft, jetzt im Krieg setzt sie sich vor allem für humanitäre Anliegen ein: Sie sorgt dafür, dass Kinder evakuiert und dass Brutkästen in Krankenhäuser in Kriegsgebieten gebracht werden. Als Putin die Anschuldigung, er bringe Kinder um, als «Gefühlsduselei» abtun wollte, las Olena Selenska im Fernsehen die lange Liste getöteter Kinder vor.

In der englischen Linken diskutieren Spinner die Frage, ob wir uns mehr um die Ukrainer als um die Syrer kümmern, «weil sie aussehen wie wir». Mag sein, dass sie aussehen wie wir, aber sie verhalten sich entschieden anders als wir. Als der Westen das Angebot machte, Selenskyj und seine Familie aus der Gefahrenzone auszufliegen, wurde offenbar, wie moralisch verkommen wir sind: Unsere Staatshäupter würden vor allem ihre eigene miese Haut retten wollen. «Ich brauche Munition», entgegnete Selenskyj, «keine Mitfahrgelegenheit.» Mit einer so tapferen Bevölkerung hinter sich und einer solchen Frau neben sich wird dieser David nicht so bald vor Goliath kapitulieren.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer



«Wie haben Sie erraten, dass ich damals keinen Ehevertrag gemacht habe?...»



THIEL

## Gescheitert

**Moderatorin:** Heute diskutieren wir die Frage: Wie kann man Dummheit erkennen? Es diskutieren hier im Studio ein Vertreter der Gescheiten und ein Vertreter der Dummen.

**Dummer:** Dummheit kann sehr einfach erkannt werden, und das ist ein Glück. Nur so kann man die Menschheit vor der Dummheit der Dummen schützen.

**Gescheiter:** Selbst wenn Dummheit erkannt werden könnte, dürfte man sie nie deklarieren. Stellen Sie sich vor, die Deklaration wäre falsch. In einem solchen Fall würde man die Menschen vor der Weisheit der Weisen schützen.

**Dummer:** Aber damit eine Regierung klug handeln kann, muss sie doch wissen, was dumm ist und was nicht.

**Gescheiter:** So? Stellen Sie sich vor, eine Regierung irrt sich. Dann handelt sie dumm.

**Dummer:** Jeder irrt sich mal.

**Gescheiter:** Sehen Sie? Jeder irrt sich mal. Und das ist auch nicht weiter schlimm.

Ausser die Regierung irrt sich, dann ist es sehr schlimm. Eine Instanz, die so viel Macht hat, dass sie mit Dummheit sehr Schlimmes anrichten kann, dürfte es gar nicht geben. Ohne Regierung wäre die Menschheit viel besser vor Dummheit geschützt.

**Dummer:** Wer soll denn regieren?

**Gescheiter:** Das Volk.

**Dummer:** Ein Volk kann sich nicht selbst regieren.

**Gescheiter:** O doch, das nennt sich Demokratie.

**Dummer:** Demokratie heisst, dass das Volk die Regierung wählt.

**Gescheiter:** Das möchte ihm die Regierung glaubhaft machen. Aber Demokratie heisst «Volksherrschaft» und nicht «vom Volk gewählte Herrschaft». Man kann die Herrschaft nicht delegieren. Wer die Herrschaft delegiert, verliert sie.

**Dummer:** Man muss halt schauen, dass die Gescheiten in die Regierung kommen.

**Gescheiter:** Und wo sind die Gescheiten?

**Dummer:** Ich bin es.

Andreas Thiel

HÄUSER/BENJAMIN BÖGLI

# Schatz vom Jura

Das beste Einfamilienhaus der Schweiz mutet beinahe unscheinbar an, hat es aber in sich.



Kühlende Alpenluft: «Jura libre» in Lajoux.

Es liegt auf rund 1000 Metern über Meer, strahlt eine unaufgeregte Klasse aus und fügt sich ganz natürlich in die Umgebung ein. Es ist wie gemacht für das jurassische Dörfchen Lajoux, und man denkt, es stünde schon eine Ewigkeit da. Dabei handelt es sich beim «Jura libre» um ein brandneues Haus, das erst Anfang 2021 fertiggestellt wurde.

Die Bauherrschaft und die Architektin Yvonne Rösch-Rütsche sind beide in Basel beheimatet. Für die Basler ist der Jura so etwas wie das Berner Oberland für die Berner oder das Bündnerland für die Zürcher: ein Refugium mit kühlender Alpenluft. Zumal es in Basel jeweils noch etwas heisser wird als in der Restschweiz.

Jahrelang suchten die Auftraggeber einen passenden Flecken Land, um ein «Haus für alle» zu bauen, wie die Architektin erklärt. Es sollte also ein Rückzugsort entstehen für die Familie, für Freunde, aber auch eine Gelegenheit zum Mieten für Leute, die gerne einmal in dieser Region Ferien machen wollen.

Dort, wo das «Jura libre» nun steht, befand sich «gar kein schönes Haus», sagt Rösch-Rütsche und lacht. Bevor sie dieses abreißen

liess, wohnte die Bauherrschaft eine Zeitlang darin, um ein Gespür für die Gegend zu erhalten. Dann setzte die 56-jährige Baumeisterin den Plan um. Auf einem Grundstück von 474 Quadratmetern entstand ein Gebäude mit einer grosszügigen Wohnfläche von 168 Quadratmetern.

### Eindrücklicher Kontrast

Die Idee war, in der Tradition einer jurassischen Scheune zu bauen – sowohl von der äusseren Ästhetik her als auch im Innenausbau. Das heisst: Im Innern bestimmt eine luftige Galerie den Raum, und in der hinteren Hälfte des Hauses sind die Schlafräume kabäuschenhaft integriert. Das Innenleben hat dennoch etwas Luxuriöses und bietet einen eindrucklichen Kontrast zum eher einfachen Äusseren des Hauses. «Es ist wie eine unauffällige Schatulle, die zum Strahlen kommt, wenn man sie öffnet», sagt die Architektin begeistert.

Das Gebäude überzeugte auch die Jury des wichtigsten Architekturpreises des Landes: Im März wurde das «Jura libre» vom Archithema-Verlag zum «besten Einfamilienhaus der Schweiz» gekürt.



# Kurt Aeschbacher

Der berühmte Talkmaster hat auch nach seinem Abschied vom Schweizer Fernsehen noch verschiedene Eisen im Feuer – und er gibt im Theater Luzern bald ein Comeback.

**Weltwoche:** Wie geht es Ihnen?

**Kurt Aeschbacher:** Danke für die Nachfrage, es geht mir blendend. Schliesslich verbringe ich diese Tage in unserem kleinen Paradies in der Ardèche. Das Haus ist voll mit wunderbaren Freunden, mit denen wir gemeinsam die tollsten Essen auf die Teller zaubern und nächtelang über Gott und die Welt diskutieren. Tagsüber bin ich voll am Gärtnern. Jedes Jahr entstehen neue Ideen, denn Pflanzen lassen sich nicht diktatorisch an den Standort binden, der dem beflissenen Gärtner vorschwebt. So lernte ich dank dem Garten Demut. Schliesslich lassen sich Pflanzen nicht wie folgsame Untertanen befehlen.

**Weltwoche:** Vermissen Sie das Schweizer Fernsehen?

**Aeschbacher:** Nein.

**Weltwoche:** Wo stehen Ihr Fernsehpreis aus dem Jahr 2006 und der Prix Walo von 2019?

**Aeschbacher:** Ehrlicherweise gibt es in unserer Toilette die perfekte Ablage, die sich für die

Platzierung all der Pokale und Skulpturen eignet. Das stille Örtchen wird dadurch für mich immer mal wieder zur Reflexions-Oase, was mich in vierzig Berufsjahren am Fernsehen angetrieben hat.

**Weltwoche:** «Karussell», «Grell-pastell», «Casa Nostra», «City-Trends», «Sommerjob», «Aeschbacher» – welches war Ihre Lieblingssendung?

**Aeschbacher:** Ich genoss die Freiheit, viele Ideen umsetzen zu dürfen, und dafür bin ich dem SRF dankbar. Getragen von engagierten Teams, die mich unterstützten, durfte ich für mein eigenes Leben durch die Begegnungen mit Tausenden von Interviewpartnern unglaublich viel lernen. Jede Sendung hatte stets etwas mit dem Zeitgeist und meiner persönlichen Lebensphase zu tun. Deshalb gibt es auch im Rückblick keine Lieblingssendung. Ich versuchte immer, mit meiner Arbeit über reine Unterhaltung hinaus für die Zuschauerinnen und Zuschauer eine Erfahrung zu ermöglichen. Gelungen ist es mir allerdings nicht immer... (*Lacht*)

**Weltwoche:** Was raten Sie einem jungen Menschen, der beim Fernsehen Karriere machen will?

**Aeschbacher:** Heute möchten ja junge Menschen nicht mehr beim Fernsehen Karriere machen, sondern als Influencerinnen oder Influencer berühmt werden. Damit lässt sich ohne grosse Ausbildung, ohne journalistische Hürden, ohne merkantile Bedenken oder lästige Bürokratie schneller eine Fan-Gemeinde aufbauen und Geld verdienen. Journalismus beschränkt sich jedoch nicht auf Klicks oder Entschädigungen für banale Posts, sondern ist die stete Suche nach Wahrheiten. Das ist Knochenarbeit und verlangt eine dauernde Hinterfragung der eigenen Positionen. Wer auf eine Fernsehkarriere schießt und dies mit Berühmtheit gleichsetzt, ist deshalb in einem seriösen Medium fehl am Platz.

**Weltwoche:** Was machen Sie heute?

**Aeschbacher:** Ich freue mich, nach der Corona-Flaute wieder Kongresse und Anlässe zu moderieren, begleite als Verwaltungsrat zwei Unternehmen, bin in Start-ups engagiert und widme mich als Präsident einer Stiftung grossen Projekten des Tierschutzes und ökologischen Fragen. Besonders Spass macht mir die Arbeit an unserem Magazin *50 plus*, das ich als Herausgeber betreue. Ach ja, dann werde ich ab Herbst im Kleintheater Luzern eine Sonntagsmatinee mit spannenden Überraschungsgästen starten, musikalisch begleitet von Phil Dankner. Sie sehen, langweilig wird es mir nicht, und das ist wunderbar.

**Weltwoche:** Wo verbringen Sie am liebsten Ihre Ferien?

**Aeschbacher:** In unserem Haus im Süden natürlich und immer wieder als Gegenprogramm Tage im verträumten Sertig.

**Weltwoche:** Zum Schluss haben Sie noch drei Wünsche offen...

**Aeschbacher:** Noch lange die tiefe Verbundenheit mit meinem Partner geniessen zu können, weiterhin arbeiten zu dürfen, um mein Denken zu schärfen, und die Hoffnung, dass wir uns in der Schweiz bewusst bleiben, wie wichtig eine direkte Demokratie für die Freiheit und letztlich die Zufriedenheit der Menschen ist.

*André Häfliger*



«Reflexions-Oase»: TV-Star Aeschbacher, Anfang der 80er und heute.

Der Berner Kurt Aeschbacher, 73, prägte mit Sendungen wie «Grell-pastell» oder «Aeschbacher» jahrzehntelang das Schweizer Fernsehen mit. Der studierte Ökonom startete seine TV-Karriere Anfang der achtziger Jahre. 2018 moderierte er seine letzte Sendung.



## Kurzer Umweg für ein grossartiges kleines Töpfchen

Restaurant Schlüssel, Oberdorfstrasse 5,  
8887 Mels. Telefon 081 723 1238

Der «Schlüssel» in Mels hat es uns schon lange angetan. Seit das Restaurant vom Vater auf den Sohn übergegangen ist, hat sich nicht viel geändert: Tradition und Zeitgeist sind auf eine angenehme Art verknüpft. Die elegante Nidbergstube im kleinen Hotel, einem Patrizierhaus aus dem frühen 19. Jahrhundert, ist ein Beleg für die ländliche Wohnkultur dieser Zeit. Die Karte bietet die Klassiker des Hauses auf der einen Seite und daneben neue Ideen des jungen Kochs Roger Kalberer.

Wir nutzten die schöne Zeit des Sommers, um ein erstes Mal im Gärtchen des Hauses zu essen. An einem Mittag im Juli erleben wir den «Schlüssel» da ganz anders: Es gibt die «grosse Karte» und ein günstiges Tagesangebot, das auch viele



Familien aus der Region anzieht. Auch hier ist die Equipe in hübsche Trachten gekleidet, und man ist umgeben von Blumen und Mauern, aber ein uralter Kirschbaum und diverse Kübelpflanzen lassen uns spüren, dass wir auf einem historischen Terrain essen. Der Betrieb steht kurz vor den Ferien (bis zum 10. August), und auch die Gäste wirken sehr entspannt und zufrieden. Das Sardona-Mineralwasser stammt aus der Gemeinde und der hervorragende Wein aus der nahegelegenen Bündner Herrschaft.

Wir können es auch im lauschigen Gärtchen nicht lassen, den Knüller des Hauses zu bestellen, das Melser Töpfli, ein Soufflé, das aus Eigelb, Käse und einer luftigen Masse besteht und offenbar immer gelingt. Man taucht den Löffel tief hinein und ist überrascht über die Fülle der Aromen und der Konsistenzen.

Der «Schlüssel» in Mels mit siebzehn Gault-Millau-Punkten ist ein kulinarischer Schwerpunkt im Übergang von Walensee und Sarganserland in die Region Graubünden. Wir haben neben dem attraktiven Töpfchen, das den kleinen Umweg über Mels immer rechtfertigt, auch noch hervorragende Hacktätschchen aus Kalbfleisch mit Kartoffelstock genossen, und die Karte bietet nach wie vor auch die wunderbaren geschmorten Kalbsbäckchen an. Mit rund achtzig Franken pro Person mit Wein und Kaffee ist dieser gastronomische *haut lieu* sogar erstaunlich günstig.

## WEIN/PETER RÜEDI

### Der sentimentalische Winzer

Elio Grasso: Nebbiolo Langhe Gavarini 2021.  
14,5%. Weibel Weine, Thun-Gwatt. Fr. 25.90.  
weibelweine.ch

Elio Grasso, ein Grandseigneur und überaus skrupulöser Weinproduzent in Monforte d'Alba im Herzen der piemontesischen Langhe, will genau das nicht sein: ein «Weinproduzent». Ein Weinmacher. Er versteht sich als «Bauer», der er seiner Herkunft nach gerade nicht ist. Er war von Beruf Anwalt, zum Weinbau kam er erst relativ spät; in den achtziger Jahren begann er sich um die Landwirtschaft zu kümmern, die schon seit hundert Jahren im Besitz seiner Familie war: 42 Hektar, davon 24 Wälder und Matten, und 18 mit Reben bestockt, kostbare Lagen im Kerngebiet des Barolo. So gesehen, ist Grasso so etwas wie ein «sentimentalischer Bauer», im Gegensatz zu einem «naiven», wenn wir für einmal Schillers Begriffe aus der Ästhetik auf die Landwirtschaft werfen wollen. Damit ist nicht etwa «Sentimentalität» im heute gängigen Wortsinn gemeint, sondern eine Qualität, die Distanz anzeigt, den Akt des



Willens und der Leidenschaft, einen wie auch immer verlorenen Naturzustand zurückzugewinnen. Oft genug erweist es sich gerade im Weinbau, dass sogenannte Quereinsteiger und Zugezogene einen ungleich schärferen Blick für Bedürfnisse und Voraussetzungen der Natur haben als der eine oder andere, der so von einer Generation in die nächste stolpert und die Dinge handhabt, wie sie halt «schon immer» gehandhabt wurden. Der «sentimentalische Bauer» versteht seinen Beruf als Berufung.

Jedenfalls ist Elio Grasso heute in den Langhe, in der Landschaft des Barolo mit seinen Weinen, eine unangefochtene Autorität: mit Etiketten wie «Barolo Casa Maté», «Barolo Gavarini Chiniera» und dem nur in Spitzenjahren abgefüllten Superlativ, der

Riserva «Rüncot». Weil aber die Leidenschaft dieses Winzers unteilbar ist, prägt seine Sorgfalt nicht allein die Schwergewichte, sondern auch die vermeintlich bescheideneren Weine im Fächer seines Angebots: seinen Barbera, den Dolcetto und seit 1986 auch einen Chardonnay (eine geradezu exotische Rarität in den Langhe).

Hier sei ein Tusch ausgebracht für den nur vermeintlich kleinen «Nebbiolo Langhe Gavarini». Er ist ein herrlich duftender Wein aus dem Stahltank (ein Blütenstraus, darunter auch welke Rosen): Kirschen, auch Weichseln, rote Früchte, etwas Pflaumen. Fabelhaft frisch und jugendlich. Schöne Säure, feine Tannine, respektable Länge. Nicht für die Ewigkeit, aber durchaus für ein paar Jahre gebaut. (Ja, warum sollten wir denn Weine aus den Langhe grundsätzlich einkellern, bis unsere Erben sie ausgraben?) Übrigens: Elio Grasso ist kein Einzelkämpfer. Sein Unternehmen ist ein Familienbetrieb. Unter seiner wohlwollenden Beobachtung führt heute Sohn Gianluca den Betrieb. So viel Kontinuität darf im Haus des Quereinsteigers schon sein.

# Ladestation gesucht

Zürich–München–Fürstenuau–Zürich: Angenehmes Reisen im elektrischen BMW i4 M50 braucht etwas Voraussicht.



Seit der Jungfernfahrt mit dem elektrischen BMW, dem immer noch visionären i3, sind fast zehn Jahre vergangen. Inzwischen hat Tesla ein leistungsfähiges Mobilitätssystem mit strategisch gut positionierten Ladestationen in ganz Europa aufgebaut und hat damit gezeigt, wie es funktionieren kann. Mittlerweile gibt es – mit etwas Verzögerung – auch ausserhalb des geschlossenen Tesla-Zirkels aber genügend Möglichkeiten, um problemlos auch Langstrecken im E-Auto zurückzulegen.

Mit einem BMW i4 M50 mache ich mich auf, genau dies unter lebensnahen Umständen zu erfahren. Zunächst habe ich in München zu tun, wo ich für den Gault-Millau-Channel die Fünfzig-Jahr-Gala des legendären Restaurants «Tantris» besuche. Eine komplexe Route inklusive Lademöglichkeiten zu planen, macht einem das BMW-Betriebssystem nicht ganz einfach. Da gibt es bei der Konkurrenz bereits übersichtlichere Lösungen.

Die Reichweite des leistungsstarken i4 M50 mit 544 PS liegt laut Datenblatt bei bis zu 520 Kilometern, Autobahngeschwindigkeiten um 140 km/h sind allerdings in dieser Kalkulation nicht vorgesehen. Realistisch ist – je nach Fahrstil und äusseren Bedingungen – eine Langstreckenleistung von knapp 400 Kilometern. Kurz vor München, nach einer ausgesprochen angenehmen, mühelosen Fahrt, halte ich an einer Tankstelle, lade an der dort aufgestellten Schnellladestation innerhalb von 25 Minuten die Batterie wieder fast voll und habe Zeit, eine Leberkäs-Semmel zu essen und einen Kaffee von bescheidener geschmacklicher Qualität zu trinken.

In meinem ebenso bescheidenen Hotel in Gehdistanz zur Abendveranstaltung gibt es auf die Frage «Haben Sie eine Ladestation?» nur unbefriedigende Antworten. Da ich am nächsten Morgen um 5.30 Uhr losfahren muss und unterwegs nicht laden möchte, will ich mit voller Batterie starten. Glücklicherweise gibt es in der Parallelstrasse eine öffentliche 22-kW-Säule, das reicht für die Ladung über Nacht. Nach einem unterhaltsamen Abend, bei dem der Münchner Oberbürgermeister Dieter Reiter (SPD) angesichts des vegetarischen Menüs die Befürchtung äussert, ohne Fisch und Fleisch nicht satt zu werden, starte ich frühmorgens pünktlich, mit vollgeladenem Akku und vorklimatisiertem Auto.

An meinem Ziel Schloss Schauenstein gibt es mir bekannte Ladestationen, die 300 Kilometer sollten also problemlos zu machen sein. Ich komme mit exakt 30 Kilometern Restreichweite an, was natürlich an meiner eher dynamischen Fahrweise liegt, und bin froh, den BMW gleich wieder an den Strom anschliessen zu können, was mir später am Tag die Fahrt nach Hause garantiert. Planerische Umsicht, das ist die schlichte Erkenntnis der kurzen Reise, ist die Voraussetzung für entspanntes Vorankommen im vollelektrischen Langstreckenmodus.

## BMW i4 M50

Motor/Antrieb: 2 Elektromotoren, elektrischer Allradantrieb, einstufiges Automatikgetriebe; Systemleistung: 544 PS (400 kW); max. Drehmoment: 795 Nm; Hochvoltspeicher: 80,7 kWh (netto); max. Ladeleistung (DC): 205 kW; Beschleunigung (0–100 km/h): 3,9 sec; Höchstgeschwindigkeit: 225 km/h; Verbrauch (WLTP): 18–22,5 kWh/100 km; Reichweite: 416–520 km; Preis: Fr. 86 900.–, Testauto: Fr. 112 030.–



## OBJEKT DER WOCHE

### Rostfrei seit 125 Jahren

Schweizer Sackmesser  
Ab Fr. 9.90 erhältlich

Das Taschenmesser ist im Ausland beinahe so bekannt wie Schweizer Schokolade oder *Swiss cheese*. Der Grund ist einfach: Nach dem Zweiten Weltkrieg machten es die aus Europa nach Amerika zurückkehrenden US-Soldaten zum Exportschlager. Über 500 Millionen Messer hat das Unternehmen Victorinox seit seiner Gründung 1884 verkauft. Vor genau 125 Jahren liess es die Bezeichnung «Schweizer Offiziers- und Sportmesser» als Handelsmarke schützen.

Victorinox ist ein Phänomen. Der Firmensitz befindet sich noch immer in Ibach SZ. Der CEO trägt denselben Namen wie der Gründer Karl Elsener, bloss schreibt er seinen Vornamen mit C. Er ist Karls Urenkel. Die Firmenbezeichnung setzt sich aus dem Vornamen von Karls Mutter, Victoria, und dem Kürzel «inox» zusammen, das für *inoxydable*, nichtrostend, steht.

Messerschmied Karl Elsener hatte damals die revolutionäre Idee, ein Klappmesser mit Werkzeugen auf beiden Seiten des Griffs herzustellen. Die Funktionalität ist so hoch, dass jeder Astronaut der Nasa mit einem «Swiss Army Knife» ausgerüstet wird. Chris Hadfield öffnete damit 1995 behelfsmässig die russische Raumstation Mir. Man muss aber nicht gleich abheben: Das geniale Messer erwies auch schon manchem Erdling beim Überleben in einer verrückten Welt gute Dienste. Nicht zuletzt ist das Sackmesser auch ein Symbol für Freiheit und Selbständigkeit.

*Benjamin Bögli*



«Fruchtbare Ehe»: Ex-Fussballstar Andy Egli, Tochter Rebecca, Ehefrau Silvana.



Gefragt: Jeremy Birchmeier mit Trainerlegende Hanspeter Latour.



Sonnig: Martin Nydegger, Chef Schweiz Tourismus, Partnerin Fabiane Gama.



«Glücklich wie am ersten Tag»: Gerlinde und Art Furrer, Hotelier und Ski-Akrobat.



Verzauberung am Thunersee:  
Musikerlegenden Peter Reber, Sue Schell, Marc Dietrich – kurz: Peter, Sue & Marc.

## BEI DEN LEUTEN

# Herrliche Geschichten

Nach zwei Jahren Pause sind sie wieder da: die Thunerseespiele. Diesen Sommer mit dem Musical «Io senza te».

*André Häfliger*

Vollmond, laue Sommernacht, herrliche Ohrwürmer, feine Leckerbissen und 2560 begeisterte Fans. Die Premiere des Erfolgsmusicals mit den unvergesslichen Liedern von Peter, Sue und Marc, das bis zum 27. August in Thun läuft, war ein voller Erfolg. «Für mich sind das ganz besonders berührende Momente», sagte Hit-Komponist Peter Reber. «Als Berner habe ich erst noch ein Heimspiel. Was will ich mehr?» Nach stehenden Ovationen waren es Katrin und Adolf Ogi, die Reber gratulierten: «Herrliche Musik, fantastische Darsteller, tolles Bühnenbild – grosses Kompliment an alle. Freude herrscht!»

Zahlreiche Glückwünsche gingen auch an Veranstalter Freddy Burger, den ehemaligen Manager von Udo Jürgens, Pepe Lienhard und Toni Vescoli. Show-Profi Burger ist und bleibt am Puls: Vor der Übernahme der Burger Group hat er seinen tüchtigen Sohn Oliver Burger als Chef der Seespiele eingesetzt. «Besser kann man es nicht machen», attestierte Schauspieler Walter Andreas Müller.

«Io senza te» – Ich ohne dich –, das ist für viele prominente Gäste ein absolutes Tabu.

Gerlinde und Art Furrer, Hotelier und Skiakrobat, waren kein halbes Jahr zusammen, dann heirateten sie schon. Furrer: «Das ist jetzt 56 Jahre her, und wir sind immer noch glücklich wie am ersten Tag.» Das würden sie wohl kaum noch schaffen, stellten Fussballmanager Fredy Bickel und Sängerin Regula Esposito fest. «Wir müssen das ganz realistisch sehen. Aber bravo, Gerlinde und Art!»

Toll auch: Doris und André Blattmann, ehemaliger Chef der Schweizer Armee, sind seit 32 Jahren verheiratet.

Seit 1977 zusammen und seit 1983 verheiratet sind Silvana und Andy Egli. «Eine sehr fruchtbare Ehe», sagte Egli lachend. In der Tat: Die Eglis haben vier Kinder und acht Enkel. Eglis ganzer Stolz: «Ein Tor meines Sohnes Ramón beim FC Biel hat mal den grossen FC Basel aus dem Cup geworfen!» Was für herrliche Geschichten, was für eine einzigartige Vollmondnacht an den Gestaden des schönen Thunersees!



*Am Thunersee:* Doris und André Blattmann, ehemaliger Chef der Armee.



*Am Puls:* Veranstalter Freddy Burger, Ehefrau Isabella mit Sohn Oliver und dessen Ehefrau Miriam.



*Unter den Gästen:* Urs Kessler, CEO Jungfrauabahn, Ehefrau Rita.



*Genossen die Premiere:* Heinz Winzenried mit Partnerin, Sängerin Natacha.



*Freude:* Katrin und Adolf Ogi, Schauspielerin Heidi Maria Glössner, Partner Adrian Strauss.



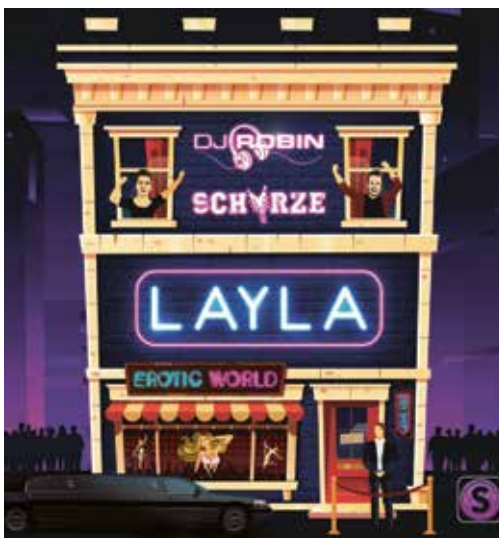
*Mit Elan:* Thuns Stadtpräsident Raphael Lanz mit den Gemeinderätinnen Katharina Ali-Oesch und Andrea de Meuron sowie Vize-Stadtpräsident Peter Siegenthaler.



*«Bravo»:* Fussballmanager Fredy Bickel, Partnerin und Sängerin Regula Esposito.

# Kulturkampf der Füdlibürger

**O**tempora, o mores! Was für Zeiten! Was für Sitten! Das Klima ist so entsetzlich spiesig. Der Ballermann-Track «Layla» wirkt in seiner ästhetischen Entgleisung so bünzlig, weil es den Anschein macht, als wären die enthemmten Lyrics mit einem adoleszenten Penis geschrieben worden. Ausgerechnet die Vorführverbote in verschiedenen Städten unter dem Verdikt «sexistisch» haben das Machwerk zum Sommerhit gemacht. Der Totalitarismus zeigt sich wieder mal im Trugbild des Humanismus. Seine Biederkeit liegt darin, dass nicht eine Avantgarde das Establishment in Aufregung versetzt, sondern das sau-



*Paradoxer Effekt:* Die Vorführverbote haben «Layla» zum Sommerhit gemacht.

glatte Proletentum. Man reibt sich die Augen. Zwei Generationen lang wurden im Gangster-Rap haufenweise Mütter gefickt, Hundertschaften Bullen getötet und tonnenweise Koks vertickt. Mit einer Reichweite, versteht sich, die sich durchaus als «Mainstream» etikettieren lässt. Aber jetzt wird ob eines pubertären Schlagers ein Kulturkampf zwischen *white trash* und Wokeness an der Frontlinie der Festzelte ausgetragen.

David Schärer ist Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation und «Werber des Jahres».

## FRAGEN SIE DANIA /ALLES, WAS SIE SCHON IMMER ÜBER SEX WISSEN WOLLTEN

*Liebe Dania, Frauen bewerten Männer nach dem Akt genauso wie die Männer die Frauen. Fragt sich, wessen Performance in der Regel besser ist. Wer befriedigt das andere Geschlecht mehr? L.M., Rapperswil*

Interessante Frage. Ich höre immer wieder, vor allem von jüngeren Frauen, dass Männer nach dem Sex fragen, wie gut sie waren. Und das nervt offensichtlich viele von ihnen sehr – auf jeden Fall gemäss den Rückmeldungen, die ich bekomme. Die Idee, Sexualität als Leistungssport zu sehen, erscheint vielen Männern völlig normal – und liegt vielen Frauen aber sehr fern.

Einige Männer sind es gewohnt, in den Kategorien «Grösser, besser, schneller» zu denken. Und so kommt es, dass sie die Qualität der Paarsexualität nach der Dauer des Liebesaktes bestimmen, der Anzahl



Orgasmen, die sie hatte, oder danach, wie schnell sie zum Höhepunkt kam. Sex ist für sie also meistens nicht eine Frage des Genusses, sondern vielmehr eine der Intensität.

Und hier liegt häufig schon der grosse Unterschied: Fragt man nämlich Frauen nach der Qualität der Paarsexualität, dann bewerten sie, wie gut er auf sie eingehen kann, wie sehr es ihn wirklich interessiert, was sie genießt, oder wie viel er in Intimität und Zärtlichkeit investiert. Das heisst,

sie betrachten viel mehr das, was ihr Partner macht, und nicht das, was sie machen. Und dies ist häufig auch das, was die Qualität von Sex ausmacht: Interessiert es das Gegenüber wirklich, wie ich sexuell funktioniere? Bin ich wirklich neugierig darauf, wie es dem anderen geht?

Was ich im Übrigen auch oft von Frauen zu hören bekomme, ist, dass sie beim Paarsex mitunter irritiert sind, weil sie sich von ihrem Partner beobachtet fühlen. Anstatt jede Bewegung zu deuten und jede Regung zu kommentieren, wäre es doch viel schöner, einfach in das ganze Geschehen einzutauchen und es geniessen zu können.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an [dania@weltwoche.ch](mailto:dania@weltwoche.ch)

# Christian H. Kälin

Mit seinem Unternehmen Henley & Partners entwickelt der Schweizer Anwalt das globale Business der Investment-Migration. Er hat Hochkonjunktur.

Für das Mittagessen schlägt er als eine Art Geheimtipp ein Restaurant im Zürcher Niederdorf vor. Etwas versteckt liegt der langgezogene Speisesaal im ersten Stock einer verwinkelten Liegenschaft. Die Küche ist einfach, aber bürgerlich-schmackhaft mit einem Schwerpunkt auf gesunden Naturprodukten.

Christian H. Kälin legt grossen Wert auf Gesundheit und Fitness. Aufgewachsen ist der heute 51-Jährige in der Nähe von Zürich, aber mit Innerschweizer Wurzeln; das bescheidene, etwas verschmitzte Auftreten hat er sich bewahrt. Aber heute ist seine Arena die grosse, weite Welt. «Mein Business», sagt er zur Begrüssung, «besteht aus Freiheit, Sicherheit und Mobilität.» Als er vor über zwanzig Jahren den Leuten erzählte, dass er im Bereich Zweitwohnsitze und Staatsbürgerschaften beratend tätig sei, hätten viele den Kopf geschüttelt. «Aber spätestens seit der Pandemie muss ich wirklich niemandem mehr erklären, warum solche Optionen für viele Leute sinnvoll sind.» Wer beispielsweise über die Staatsbürgerschaft eines karibischen Inselstaates verfügte, «konnte den harten Covid-Lockdowns in Europa wirkungsvoll entfliehen». Kälin erinnert daran, dass viele europäische Länder ihre Bürger regelrecht eingesperrt hätten. Er erzählt von italienischen Familien, die sich derzeit gerade dreifach absichern möchten: mit einem Aufenthaltstitel in England, einem Zweitwohnsitz in Dubai und einer Staatsbürgerschaft von Grenada in der Karibik.

## Wettbewerb zwischen den Staaten

Kälins Firma Henley & Partners ist heute das mit Abstand wichtigste Beratungsunternehmen in Sachen Investment-Migration. Weltweit unterhält die Firma 35 Standorte, darunter auch in Zürich und Genf. Das Unternehmen berät aber nicht nur die wohlhabende und mobile Elite auf der ganzen Welt, sondern auch Staaten: Wie legt man Immigrations- oder Staatsbürgerschaftsprogramme auf, welche das Land für Investitionen attraktiv machen? Wie stellt man als Staat sicher, dass keine unerwünschten Personen davon Gebrauch machen? Bei den Programmen, die



«Wir sorgen dafür, dass alles sauber abläuft»: Jurist Kälin.

Henley & Partners mitentwickelt, kommt ein sehr umfassender Background-Check der Interessenten zur Anwendung. «Wir sorgen dafür, dass alles sauber abläuft.»

Sowohl von Seiten der Staaten als auch der Endkunden sei das Interesse nun gewaltig und wachse weiter. Neben der Covid-Erfahrung habe auch der Ukraine-Konflikt die Nachfrage befeuert. «Wer beispielsweise lediglich einen russischen Pass hat, wird heute aufgrund der Staatsbürgerschaft massiv diskriminiert.» Investment-Migration sei aber nie ein vorwiegend russisches Phänomen gewesen. «Kunden aus Russland haben nie mehr als 10 Prozent ausgemacht, und unser grösster Markt

sind die USA», erklärt Kälin. Aber auch in China nehme die Nachfrage wieder stark zu.

Er ist überzeugt, dass sich in Zukunft der Wettbewerb zwischen den Staaten um die interessantesten Bürger und Steuerzahler noch verstärken wird. Kälin hat eine umfangreiche Dissertation über *Ius Doni* geschrieben, ein Begriff, den er in der Rechtswissenschaft eingeführt hat: Erwerb einer Staatsbürgerschaft durch Beiträge an den Staat, vor allem durch Investitionen. Sein Geschäft ist für ihn offensichtlich nicht einfach ein Business, sondern eine Passion mit starker intellektueller und philosophischer Grundierung.

Florian Schwab

# Er hört zu und handelt

Wer ist «the next Sepp Blatter»? Für die Fifa-Legende hat der ehemalige Handballer Jenny das Zeug zum Funktionär von Weltformat.

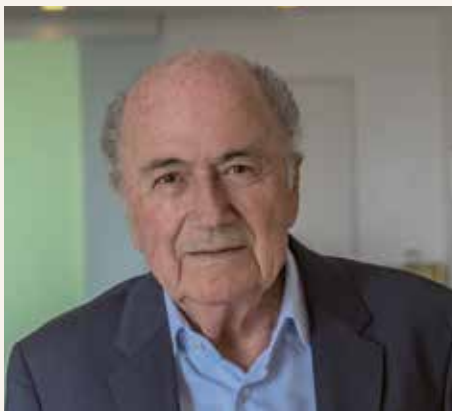
Thomas Renggli

**T**reffpunkt Saalsporthalle. Es gibt nur wenige Orte wie diesen im Schweizer Sport, an denen ruhmreichere Erfolgsgeschichten geschrieben wurden – im Tennis, im Volleyball und im Handball. Die Saalsporthalle war auch die Bühne von Pascal Jenny – im Trikot der Grasshoppers. Hier verbrachte der Aargauer fünf Jahre seiner Aktivkarriere, die ihn unter anderem zu 73 Länderspielen brachte, hier war er Kapitän und unangefochtene Leaderfigur.

Sein letztes Handballspiel absolvierte Jenny 2006 an der Europameisterschaft im eigenen Land. Als linker Flügel erzielte er die Tore mit Raffinement und Schlitzohrigkeit. Und er besitzt auch die akademischen Weihen, die im Handball nicht unüblich sind. In Zürich studierte er Betriebswirtschaft und baute mit einem Partner eine Werbefirma auf. 2007 war er bei der Gründung des Schweizer Sportfernsehens beteiligt – und arbeitete dort als Geschäftsführer.

## «Corona-Sieger»

Es war das Sprungbrett zu seiner bisher wohl wichtigsten Anstellung in der Privatwirtschaft – als Tourismusdirektor von Arosa. Er wurde als Quereinsteiger mit Kenntnissen als Firmengründer, Strategieberater, Vereinsmanager und Kampagnenleiter gelobt und geholt; Erfahrung in der Tourismusbranche hatte er keine. «Null», wie er lachend sagt. Jenny machte seinen Weg trotzdem (oder deswegen) – und brachte Arosa nicht zuletzt dank innovativer Events wie der Schneefussball-WM oder den Classic-Car-Tagen und dem Arosa Bärenland zurück ins Bewusstsein der Öffentlichkeit. Einen wichtigen Tipp hatte er bei seinem Amtsantritt vom legendären St. Moritzer Kurdirektor Hans Peter Danuser erhalten. Der Churer habe ihm gesagt: «Du musst die ersten drei Jahre nur zuhören – und dann weisst du, was in diesem Ort wichtig ist.» Dies prägte ihn bis heute, sagt Jenny. Mittlerweile ist der Aargauer in der nächsten Etappe seiner Laufbahn angelangt. Nach dreizehn Jahren zog er sich ins Präsidium von Arosa Tourismus zurück: Es sei ein günstiger Zeitpunkt gewesen, vom operativen in den strategischen Bereich zu wechseln.



«Neue Generation von Sport-Leadern»: Ex-Fifa-Präsident Blatter.

**Sepp Blatter** (86) ist der berühmteste und erfolgreichste Schweizer Sportpolitiker. Fast achtzehn Jahre lang war er Präsident des Weltfussballverbandes Fifa. Über Pascal Jenny sagt er: «Mit seiner langen und erfolgreichen Karriere als Spieler, den grossen Erfahrungen in der Privatwirtschaft und seinem flächendeckenden Beziehungsnetz bringt er die idealen Voraussetzungen mit, in der internationalen Sportpolitik eine wichtige Rolle zu spielen. Jenny repräsentiert die neue Generation von Sport-Leadern, die dazu beitragen können, den Spitzensport auf allen Ebenen zu modernisieren.»

In Arosa ist man froh, auch künftig von seiner Erfahrung profitieren zu können. Die Pandemie nahm der frühere Spitzensportler schnell als Herausforderung an. Heute sagt er: «Wir gehören zu den Corona-Siegern, weil viele Schweizer zum ersten Mal zu uns kamen.» Und im vergangenen Sommer seien viele wiedergekommen, obwohl sie erneut ins Ausland hätten reisen können. Vor allem auch der neue Zuspruch aus der Westschweiz sei ein grosser Wertgewinn. So liess Jenny die Website (www.

arosa.swiss) auf Französisch übersetzen – mit beachtlichem Erfolg. Im Sommer 2021 lag die Quote der welschen Gäste bei 8 Prozent. Zuvor waren es null Prozent gewesen.

## Erfolgreiche Bären

Die grösste Sommerattraktion in Arosa sei eindeutig das Bärenland. Dieses Projekt entstammt eigentlich einer Bieridee: «Wir sasssen 2010 am Stammtisch im EHC-Arosa-Restaurant «Waldeck», als wir hörten, dass der Berner Bärengraben zwei Bären zu viel hat.» Hätte man keinen neuen Platz gefunden, wäre dies für die Tiere das Todesurteil gewesen. So sagten Jenny & Co. spontan: «In Arosa lebten früher Bären – und jetzt erwecken wir diese Tradition zu neuem Leben.» Noch am selben Abend verfasste der Tourismuschef ein Communiqué und bot dem Berner Tierparkdirektor Bernd Schildger Hilfe an; mehr spasseshalber. Doch Schildger reagierte prompt und wollte sehen, wo die Bären künftig leben würden. Jenny musste dann zugeben, dass er nichts vorbereitet hatte. Schildger kam dennoch nach Arosa, fuhr das ganze Gebiet ab und zeigte, wo es Platz für die Bären geben würde. So habe das Ganze ein seriöses Fundament erhalten und eine wunderbare Eigendynamik entwickelt, die dann in einer Win-win-Kooperation mit der Tierschutzorganisation Vier Pfoten gegipfelt habe, wie Jenny erzählt.

Tourismus, Nachhaltigkeit, Bären – Jenny überzeugt durch einen breiten Horizont. Daneben mischt er auch in der Sportpolitik wieder mit. Seit dem 1. Januar ist er Zentralpräsident des Schweizerischen Handball-Verbands. Dies sei für ihn eine hervorragende Gelegenheit, etwas davon zurückzugeben, was ihm der Sport gebracht habe. Und es ist gut möglich, dass dies erst der Anfang von Jennys weiterer Karriere ist. Er könne sich gut vorstellen, seine Erfahrungen auch auf internationaler Ebene einzubringen – in der Europäischen Handballföderation oder im Internationalen Handballverband. Man darf gespannt sein, wohin der Weg von Pascal Jenny führt. Etwas scheint sicher: In den beschaulichen Bündner Bergen wird seine Karriere kaum enden.





*Breiter Horizont:* Sportler und Betriebswirt Jenny.

# Jeannette Eggenschwiler, Wetterfee

Im Fernsehen verbreitet sie stets Lebensfreude, im Privatleben nimmt sie sich bewusst vor, dreimal pro Tag glücklich zu sein; sie weint oft vor Freude und hätte Roger Schawinski gerne als Bundesrat.

**Weltwoche:** Wer ist ein Mensch, der zu wenig Anerkennung bekommt?

**Jeannette Eggenschwiler:** Jeder, der sich still um andere kümmert oder anderen hilft. Ohne die Erwartung einer Gegenleistung.

**Weltwoche:** Wo werden Sie am liebsten gestreichelt?

**Eggenschwiler:** Im Herzen und in der Seele.

**Weltwoche:** Welche Ihrer wahrhaftigsten Überzeugungen würden nur die wenigsten Menschen mit Ihnen teilen?

**Eggenschwiler:** Habe ich einen Joker? Mir fällt nichts ein, ich denke, ich habe keine unkonventionellen Überzeugungen.

**Weltwoche:** Wie viel verdienen Sie?

**Eggenschwiler:** Alles, was ich mir erarbeitet habe, und ich bin zufrieden.

**Weltwoche:** Welche Eigenschaften schätzen Sie bei einem Mann am meisten?

**Eggenschwiler:** Humor und Intelligenz.

**Weltwoche:** Wovor fürchten Sie sich?

**Eggenschwiler:** Vor unheilbaren Krankheiten und vor Spinnen.

**Weltwoche:** Wann und warum haben Sie letztmals geweint?

**Eggenschwiler:** Das kommt häufig vor. Am liebsten vor Lachen.

**Weltwoche:** Wer sollte unbedingt in den Bundesrat gewählt werden?

**Eggenschwiler:** Roger Schawinski. Das Alter ist kein Problem, er ist immerhin zwei Jahre jünger als Joe Biden.

**Weltwoche:** Glauben Sie an Gott?

**Eggenschwiler:** Ich bin agnostisch veranlagt, wir werden sehen.

**Weltwoche:** Welche Partei wählen Sie?

**Eggenschwiler:** Keine. Ich finde kein Parteiprogramm, welches ich tel quel unterschreiben würde.

**Weltwoche:** Wann hatten Sie das erste Mal Sex?

**Eggenschwiler:** Das weiss ich noch genau. Es war ein Mittwochnachmittag am 9. Januar.

**Weltwoche:** Welche Waffe haben Sie zu Hause?

**Eggenschwiler:** Die einer Frau.

**Weltwoche:** Wovon träumen Sie am meisten?

**Eggenschwiler:** Ein Analytiker würde es den Tagesrest nennen. Ich verpacke aktuell Erlebtes in unglaubliche neue Storys.

**Weltwoche:** Nehmen Sie Drogen?

**Eggenschwiler:** Wenn der Morgenkaffee und das Glas Rotwein am Abend als Drogen gelten, dann ja.

**Weltwoche:** Mit welcher fiktiven Figur können Sie sich am meisten identifizieren?

**Eggenschwiler:** Mit der Wetterfee natürlich!

**Weltwoche:** Was ist der beste Ratschlag, den Sie je bekommen haben?

**Eggenschwiler:** Bleib genau so, wie du bist.

**Weltwoche:** Würden Sie einen Seitensprung verzeihen?

**Eggenschwiler:** In jungen Jahren wohl nicht, inzwischen denke ich, ja. Kommt auf die Umstände an.

**Weltwoche:** Warum sind Sie noch nicht Veganerin?

**Eggenschwiler:** Weil ich gerne Fleisch und Fisch esse und auch gerne mal einen schönen Lederschuh trage. Ausserdem, weil es von der Natur so vorgesehen wurde. Wäre es das nicht, würde es uns nicht nähren, und wir könnten Tierisches nicht verdauen.

**Weltwoche:** Wie werden Sie von Ihren engsten Freunden genannt?

**Eggenschwiler:** Manchmal Schanettli oder Jeannettchen.

**Weltwoche:** Sie dürfen ein neues Gesetz machen. Was gilt ab sofort?

**Eggenschwiler:** Dass weltweit, unabhängig von Religion und Tradition, Frauen über ihr Leben selbst bestimmen dürfen. Dazu gehört auch das Recht auf Abtreibung.

**Weltwoche:** Wann lügen Sie?

**Eggenschwiler:** Aus Höflichkeit vielleicht oder um nicht zu verletzen.

**Weltwoche:** Wer hat Sie am meisten geprägt?

**Eggenschwiler:** Frühkindlich meine Eltern, in der Pubertät mein soziales Umfeld und als Erwachsene meine Kinder.

**Weltwoche:** Wann sind Sie am glücklichsten?

**Eggenschwiler:** Immer gerade jetzt. Und mindestens dreimal am Tag sehr bewusst.



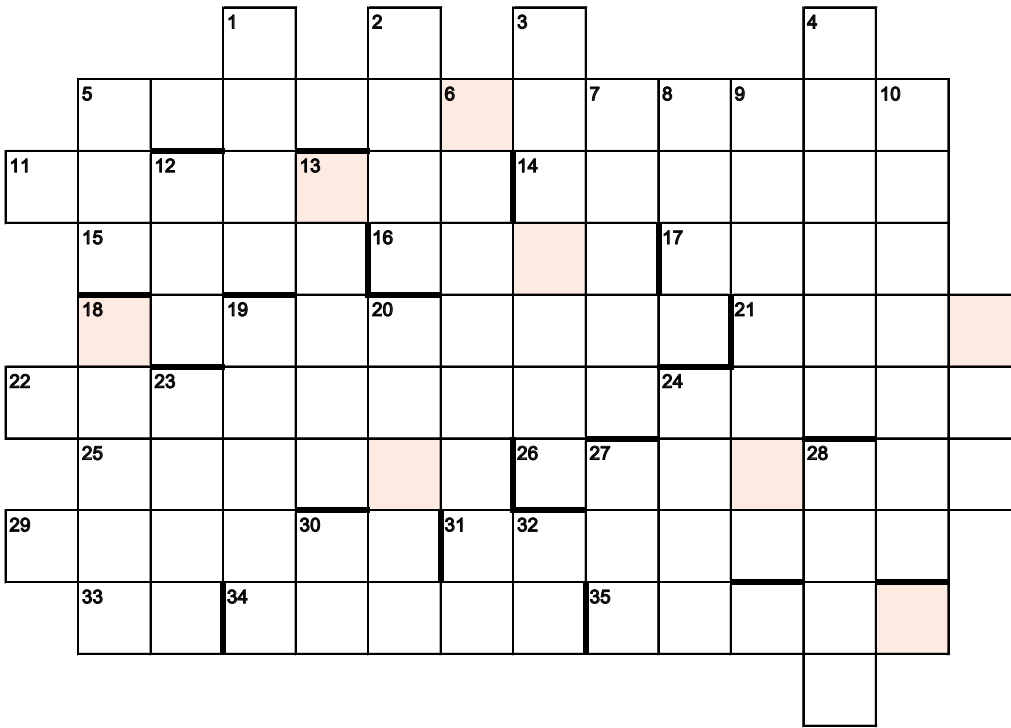
«Humor und Intelligenz»: TV-Lady Eggenschwiler, 56.

**Weltwoche:** Was stört Sie an Ihrer Erscheinung?

**Eggenschwiler:** Der den Wechseljahren geschuldete dicker gewordene Bauch.

**Weltwoche:** Mit welchem bekannten Mann möchten Sie einen schönen Sommerabend verbringen?

**Eggenschwiler:** Mit meinem mir bekannten eigenen Liebsten.



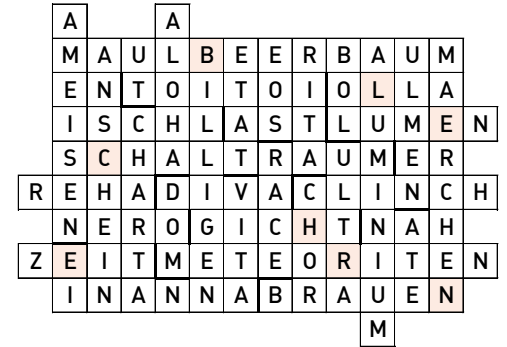
**Lösungswort** — hinterhältiges Vorgehen bei der Brotherstellung?  
 Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 5 Wahlfreiheit für Negativ-Denker 11 was arbeitslosen Ermittlern und ideenlosen Erfindern fehlt 14 bedient nicht Guests, sondern Clients 15 hat selbst in fabrikneuem Zustand mehr als nur ein ... 16 ... solches 17 wo dies auftaucht geht's um oder in die Luft 18 damit werden Künstler bestärkt und Fliegen bekämpft 21 womit sich Engländer verhaspeln 22 das 10 senkrecht von Eiszeit-Elefanten? 25 Apfelbaumholz-Wandschrank-Rückseite 26 kommen im Luffa-Esser-Menue – quasi tonnenweise – vor 29 Stauende mit Lücke 31 tun sowohl Klempner als auch Poeten 33 dreifach enthalten in jeder Erdbeere 34 bringt Farbe ins Leben 35 sorgt im Karpfenteich für Aufregung

**Senkrecht** — 1 mancherorts 23.00, in Azeroth spitzohrig 2 aus Tierschützersicht keine gute Alternative zu Pelz 3 steckt unter einer Mitra 4 worin acht Arme rudern 5 Cucurbita-Beere ohne Wahl 6 Abschiedsgruss an Gebäudegruppe 7 Fortbewegungsart, die zweiheinige Hennen in zweierlei Hinsicht an den Tag legen 8 noch nicht krank, aber fast 9 höchstes Ziel für Klettertouristen 10 werden heutzutage meist unter dem Namen Vuvuzela vermarktet 12 in Afrika und in Vanillecreme zu finden 13 Butan in für betroffene Tiere tödlicher Konstellation 18 eignet sich, wenn hoch, zur Geldaufbewahrung 19 mancher Seemann findet Gefallen an ... und mancher ... 20 teils umgeordnet 23 zeugt von spektakulärem geologischem Geschehen, oft als lauschiger Badesee 24 riecht manchmal nach Knoblauch und manchmal nach Fusschweiss 27 ein halber Achtel 28 verstärkender Teil von Fernsehreportagen 30 dreifach ein Trio-Hit 32 verbindet Schweizer aus verschiedenen Regionen

© Daniela Feurer – Rätselfactory

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 777**



**Waagrecht** — 3 MAULBEERBAUM 14 ENDE 15 TOITOI 16 (H)OLLAnd 17 (F)ISCHLaich 19 OblAST 20 LUMEN 21 SCHALTRAUM 24 ER (Erbium Er<sup>3+</sup>) 25 REHA 26 DIVA 28 CLINCH 29 NERO 30 GICHT 31 NAH 33 ZEIT 35 METEORITEN (Meteo-Riten) 36 INANNA (in Anna) 37 BRAUEN

**Senkrecht** — 1 AMEISEN (am Eisen) 2 ALOHA 4 ANSCHEIN 5 UnkraUT 6 BILLIGEN 7 ETAT (E-Tat) 8 EOS (altgriech. Göttin der Morgenröte) 9 GrossBRITAnien/OberITALien 10 BOL 11 ALUMINIUM 12 ULMEN 13 MAERCHEN 18 CHART(A) 22 RACE (engl. f. Rennen, Rasse) 23 ULTRA 26 freeDOM/wisDOM 27 VITA 28 CHOR 32 KrATErn 34 EIGenarten/EIneurostücke

**Lösungswort** — **BLECHERN**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

Zurich | Geneva | Lugano | Luxembourg | Beijing | Hong Kong

Let's celebrate with  
flying colours...  
**Happy Swiss  
National Day!**



BANQUE  
INTERNATIONALE  
À LUXEMBOURG  
| SUISSE

Swiss tradition | European roots | Eastern expertise

[www.bil.ch](http://www.bil.ch)